Achtzehn Monate

in

Süd-Amerika.

Achtzehn Monate
in
Süd-Amerika
und dessen
deutschen Colonien

von

Friedrich Gerstäcker.

Dritter Band.

(Erster Theil.)

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1863.

Inhaltsverzeichniss des dritten Bandes:

5.

Patagonien und die Penchuenchen *).

Mein Plan, Patagonien selber zu besuchen, war vernichtet, aber in den Cordilleren oben benutzte ich wenigstens die Gelegenheit, so viel als möglich von jenen Nachbarstämmen und den Verhältnissen ihres Landes zu erfahren, was einem spätern Reisenden zu Gute kommen mag. Arbeiten wir doch nur immer der Eine für den Andern.

Von allen Ländern und Theilen Süd-Amerikas ist Patagonien noch immer das am Wenigsten gekannte Land, und eigentlich haben wir auch nur von seiner Südgrenze, und einem Theile des

*) Péchuenches ist der in Europa gewöhnliche Name für diese Stämme; ich selber aber habe sie, und zwar in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, nie anders als Pen chuenches nennen hören.

Rio Negro im Norden genauere Nachrichten. Auch hat die chilenische Regierung an der Südgrenze eine Strafcolonie angelegt, und steht dort mit den benachbarten Indianern in einer lockeren Verbindung. Alle Versuche aber, von dort in das Land einzudringen, sind bis jetzt für die Unternehmer nur höchst traurig ausgefallen, denn die Patagonier haben eine, eben nicht verlockende Gewohnheit, den Leuten, die in ihre Hände fallen und die ihnen nicht behagen, einfach die Hälse abzuschneiden, und solche, die ihnen gefallen, als Gefangene bei sich zu behalten.

In dem letzten Jahrzehend sind mehrere solche Fälle vorgekommen. So ging ein Major Philippi von der chilenischen Colonie aus in das Innere, den Indianern einen Besuch abzustatten, und ihr Leben und Treiben kennen zu lernen — aber er kehrte nie wieder. Nur dem Burschen, den er bei sich gehabt, war es gelungen zu entkommen, und er brachte die Nachricht in die Colonie, daß die Indianer den Major erschlagen hätten. Freilich war er unvorsichtig genug gewesen, seine Uniform zu tragen, von der er vielleicht geglaubt, daß sie den Indianern imponiren würde. Außerdem hatte er reich mit Silber verziertes Saum- und Sattelzeug und kostbare Waf-

sen gehabt, und der Versuchung scheinen die Wilden nicht widerstanden zu haben.

Ein anderer Deutscher wurde zwar nicht von ihnen ermordet, aber zurückgehalten, und man hat nie wieder Genaueres über sein Schicksal erfahren können. Sein Name war Simon, wie es heißt ein Maler aus Stuttgart, den es trieb, das abenteuerliche Leben unter diesen Stämmen kennen zu lernen. Er nahm seine Guitarre mit, die er vortrefflich spielte, soll auch eine sehr hübsche Stimme gehabt haben, und mit seiner Mappe auf der Schulter zog er getrost in die Pampas hinein.

Auch er kehrte nie wieder, und lange Jahre verflossen, in denen er todt geglaubt wurde. Endlich verbreitete sich das Gerücht, daß ein Deutscher unter den Patagoniern lebe, der die Guitarre spiele und Bilder machen könne. Die Nachricht war bis zu den Penchuenchen im Norden gedrungen, und vor zwei Jahren, als ein junger deutscher Kaufmann von Valdivia aus über die Cordilleren ging, um mit den dort lebenden Indianern Handel zu treiben, erfuhr er von dem damaligen Oberkaziken Yankitruß, daß jener Deutsche kürzlich gestorben sei. Die Indianer hätten ihn aber sehr gut behandelt, und ihm sogar, was er

zum Malen brauchte, so wie Saiten für seine Guitarre von dem Hunderte von Meilen entfernt liegenden Carmen geholt.

Sieben Jahre hat er jedenfalls unter diesen Stämmen gelebt, und es ist möglich, daß er jetzt gestorben ist, aber noch lange nicht gewiß, denn die Indianer können auch recht gut, da die Nachfragen nach ihm lebhafter wurden, das Gerücht seines Todes nur deßhalb verbreitet haben, um nicht weiter belästigt zu werden, und meiner Ansicht nach dürfte die Sache damit noch nicht abgethan sein, sondern verlangte im Gegentheil eine genauere Untersuchung — wenn der Vermißte auch nur ein Deutscher war.

Der einzige Reisende, der Patagonien im Norden durchzogen und darüber geschrieben hat — und das geschah in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — war ein englischer Jesuit, Faulkner oder Falkner mit Namen. Später sind allerdings dann und wann schiffbrüchige Matrosen von den Patagoniern gefangen worden und Einzelne von ihnen wieder durch einen glücklichen Zufall entkommen. Von allen diesen haben wir aber nur sehr oberflächliche Berichte über das Land bekommen können, und noch immer ist es uns ein verschlossenes Buch.

Faulkner selber war aber, wie es scheint, gar nicht unter den eigentlichen Patagoniern, wenn auch südlich vom Rio Negro, sondern unter den Penchuenchen, die nördlich und südlich vom Rio Negro und an dessen Zuflüssen leben. Sein kleines Verzeichniß von patagonischen Wörtern wenigstens, das er dem Buche beigegeben hat, ist nicht die Sprache der Patagonier, sondern die der Penchuenchen, die auch auf der chilenischen Seite der Cordilleren von den dort lebenden Indianern gesprochen wird.

Patagonien wird geographisch allerdings erst im 39sten Grad Süder Breite von dem Rio Negro im Norden begrenzt. Die eigentlichen Patagonier wohnen aber viel weiter südlich, durch weite Pampasstrecken von den Penchuenchen getrennt, welche Letztere beide Ufer des Rio Negro inne haben, und in solchen Zeiten, in denen sie mit der argentinischen Regierung in Krieg leben, nach Nord hinauf bis zu der nach Mendoza führenden Hauptstraße ihre Streif- und Raubzüge ausdehnen.

Die Penchuenchen unterscheiden sich aber nicht allein in ihrer Sprache von den Patagoniern, sondern auch in ihrer Hautfarbe und Statur. Die Patagonier sind größer und dunkler — wenn

auch keine Riesen, zu was man sie früher machen wollte, aber doch kräftige und besonders hochaufgeschossene Gestalten, während die Pehuenchen mehr den gedrungenen festen Körperbau der Indianer Nord-Amerikas haben. Sie sind ebenfalls auffallend licht von Farbe, und Einzelne der Indianer, unter denen ich jene Zeit lebte, unterschieden sich wirklich kaum durch eine Schattirung von den zwischen ihnen hausenden Chilenen.

Das lange straffe schwarze Haar haben sie freilich wie alle Indianer, und spielte es bei denen an der westlichen Seite, besonders bei jungen Leuten, oft in das Röthliche; auch fühlt es sich immer hart und rauh an, sehr verschieden von den oft seidenweichen Locken der Südsee-Insulaner.

Die Sitten und Gewohnheiten beider Stämme sind freilich dieselben. Beide sind Nomaden und leben von ihren Heerden und dem Wilde, das sie mit gleichen Waffen, mit Lasso und Bolas, erlegen. Im Kriege führen aber auch beide die lange Lanze mit furchtbarer Sicherheit.

Die Bolas, die sie führen, sind verschiedener Art und zwar mit drei und zwei Kugeln für die Jagd und mit einer Kugel als Waffe gegen den Feind. Diese Kugeln bestehen, wenn sie es be-

kommen können, aus rundgeschlagenen Stücken Blei in Leder eingenäht, wo sie es nicht haben können, aus eben so verwahrten Kieselsteinen, die an einem, aus ungegerbter Haut geschnittenem Riemen hängen. Für die einzelne Kugel ist der Riemen kurz und selten über zwei Fuß lang, für die Doppel- oder dreifache Kugel drei und ein halb bis vier Fuß lang. Wenn sie die letzteren werfen, fassen sie eine Kugel, schwingen sie, wie bei dem Wurf des Lassos, um den Kopf und schleudern sie dann nach dem flüchtigen Wild, dem sie auf ihren Pferden folgen. Trifft nur der Riemen dann den Hals der Beute, so schlingen sich die Kugeln im Nu um das Opfer und werfen es zu Boden.

Für Pferde und Guanakos nehmen sie, wie für Hirsche, die dreifachen Bolas, für den Strauß dagegen nur die mit der doppelten Kugel. Die Bolas tragen sie um den Leib wie einen Gürtel, der Lasso hängt stets hinten am Sattel und ist durch eine feste lederne Schleife mit Knopf an dem Sattelgurt, stets zum Gebrauch bereit, befestigt.

Die besten Lassos flechten sie aus ungegerbter Guanakohaut; überhaupt verstehen sie ausgezeichnet Leder zu flechten, und ihre Zäume und Half-

auch keine Riesen, zu was man sie früher machen wollte, aber doch kräftige und besonders hochaufgeschossene Gestalten, während die Penchuenchen mehr den gedrungenen festen Körperbau der Indianer Nord-Amerikas haben. Sie sind ebenfalls auffallend licht von Farbe, und Einzelne der Indianer, unter denen ich jene Zeit lebte, unterschieden sich wirklich kaum durch eine Schattirung von den zwischen ihnen hausenden Chilenen.

Das lange straffe schwarze Haar haben sie freilich wie alle Indianer, und spielte es bei denen an der westlichen Seite, besonders bei jungen Leuten, oft in das Röthliche; auch fühlt es sich immer hart und rauh an, sehr verschieden von den oft seidenweichen Locken der Südsee-Insulaner.

Die Sitten und Gewohnheiten beider Stämme sind freilich dieselben. Beide sind Nomaden und leben von ihren Heerden und dem Wilde, das sie mit gleichen Waffen, mit Lasso und Bolas, erlegen. Im Kriege führen aber auch beide die lange Lanze mit furchtbarer Sicherheit.

Die Bolas, die sie führen, sind verschiedener Art und zwar mit drei und zwei Kugeln für die Jagd und mit einer Kugel als Waffe gegen den Feind. Diese Kugeln bestehen, wenn sie es be-

kommen können, aus rundgeschlagenen Stücken Blei in Leder eingenäht, wo sie es nicht haben können, aus eben so verwahrten Kieselsteinen, die an einem, aus ungegerbter Haut geschnittenem Riemen hängen. Für die einzelne Kugel ist der Riemen kurz und selten über zwei Fuß lang, für die Doppel- oder dreifache Kugel drei und ein halb bis vier Fuß lang. Wenn sie die letzteren werfen, fassen sie eine Kugel, schwingen sie, wie bei dem Wurf des Lassos, um den Kopf und schleudern sie dann nach dem flüchtigen Wild, dem sie auf ihren Pferden folgen. Trifft nur der Riemen dann den Hals der Beute, so schlingen sich die Kugeln im Nu um das Opfer und werfen es zu Boden.

Für Pferde und Guanakos nehmen sie, wie für Hirsche, die dreifachen Bolas, für den Strauß dagegen nur die mit der doppelten Kugel. Die Bolas tragen sie um den Leib wie einen Gürtel, der Lasso hängt stets hinten am Sattel und ist durch eine feste lederne Schleife mit Knopf an dem Sattelgurt, stets zum Gebrauch bereit, befestigt.

Die besten Lassos flechten sie aus ungegerbter Guanakohaut; überhaupt verstehen sie ausgezeichnet Leder zu flechten, und ihre Zäume und Half-

ter, wenn sie sich nur irgend Mühe damit geben, könnten in ihrer Arbeit nicht von dem besten europäischen Riemer übertroffen werden.

Die Frauen weben gute und feste Ponchos, Decken und Kleider, und ihre Lieblingsfarbe dafür ist dunkelblau. Indigo bildet deßhalb einen der vorzüglichsten Handelsartikel mit allen diesen Stämmen.

Die Penchuenchen führen, wie gesagt, ausschließlich ein Nomadenleben, ihre Wohnungen aber dürfen in den offenen Pampas nicht zu leicht sein, denn wenn ihnen der Winter auch nicht zu häufige Regen bringt, so herrschen doch außerordentlich heftige Winde (jene sogenannten Pamperos) vor, gegen die sie sich schützen müssen. Der beste Schutz gegen den Wind ist aber eine Thierhaut, und von den Häuten des Guanakos (das man recht gut das Kameel der Pampas nennen könnte, wenn es sich überhaupt zum Gepäcktragen bringen ließe) nähen sie sich vortreffliche dichte Zelte, die Haarseite der Felle alle nach außen, und zwar so eingesetzt, daß etwa einfallender Regen an ihnen abläuft. Zu solchen Zelten brauchen sie nicht selten 30—40 Felle, und verläßt der Stamm seinen alten Lagerplatz, so werden Stangen und Felle mit allem ihren übrigen Geräthe auf Pferde

gepackt, um einen neuen Jagdgrund und Weideplatz aufzusuchen.

Die Penchuenchen-Pferde, von denen viele nach Chile gebracht werden, sind grobknochige, starke, etwas ungeschickte Thiere, und werden, um Strapazen auszuhalten, nicht für so tüchtig geschätzt wie die chilenische Race. Gleichwohl können sie rasch laufen, und das ist besonders, was der Indianer braucht. Er hat Thiere genug, und ist eins von ihnen müde, so kann er leicht mit einem andern wechseln. Sie haben übrigens zwei Racen von Thieren — solche, die sie zum Reiten, und andere, die sie zum Gepäcktragen brauchen. Die letzteren sind viel kleiner, mit kurzen Beinen, aber außerordentlich kräftigem Körper, und sie halten dieselben höher im Werthe, als die ersteren.

In den letzten Jahren haben diese Penchuenchen, die früher den Argentinern viel zu schaffen machten, einen Friedensvertrag mit dem Präsidenten Urquizas abgeschlossen, und es wird ihnen noch bis auf den heutigen Tag von der argentinischen Regierung ein Tribut in Stuten ausbezahlt.

Ueberhaupt besteht seit der Zeit ein lebhafter Verkehr zwischen diesen wilden Stämmen und den argentinischen Forts, und es ist gar nichts so Sel-

tenes, daß sie Couriere von dort bekommen. Da aber nur wenige der Häuptlinge der spanischen Sprache mächtig sind, keiner von ihnen aber lesen und noch viel weniger schreiben kann, so hat sich das Bedürfniß bei ihnen herausgestellt, Leute um sich zu haben, die einen solchen Botschafter empfangen und abfertigen können. Seitdem halten viele dieser Häuptlinge sogenannte escribanos oder Schreiber, die ihnen als Dolmetscher dienen, mit ihnen leben und ebenfalls in Pferden bezahlt werden.

Sonderbarer Weise haben sie aber dazu keine Argentiner genommen, denen sie vielleicht nicht genug trauen, mit ihren eigenen Landsleuten zu verkehren, denn alle die bis jetzt in den Pampas lebenden escribanos sind junge Chilenen aus den Grenzansiedelungen, Männer, von Jugend auf an ein fast eben so wildes Leben gewöhnt wie die Indianer selber, aber doch mit nothdürftigen Kenntnissen ausgestattet, einen Brief zu entziffern und eine Antwort darauf abzufassen. Selten genug überhaupt, daß sie nöthig haben, ihre Schreibekunst zu bewähren.

Jedenfalls sind sie dadurch schon von ihrer alten Politik abgegangen, keine Fremden unter sich zu dulden, die nicht ganz entschlossen oder gezwungen sind, ihr Leben bei ihnen zu beschließen.

Es ist aber einmal Mode bei ihnen geworden, und damit der erste Griff geschehen, den die Civilisation in ihr bis dahin von ihr unberührtes Leben gethan hat.

Fort Carmen ist der Platz, wo ihnen alljährlich ihre „Geschenke," wie man freundlicher Weise den Tribut nennt, ausbezahlt oder überliefert werden. Ein Bote von dorther meldet ihnen dann, wenn die Pferde bereit sind, abgeholt zu werden, und die Indianer schicken dann von jedem Stamm Abgesandte nach dem Fort, ihr neues Eigenthum in Empfang zu nehmen.

Gerade damals war, wie ich von dem escribano hörte, die Zeit, und ein Theil der Indianer schon nach Fort Carmen aufgebrochen.

Bei solchen Touren übereilen sie sich aber nicht im Geringsten, und brauchen Monate dazu, um eine Strecke von wenigen Graden zurückzulegen. Sie wandern, ihren ganzen Hausstand natürlich mit sich führend, zwei oder drei, höchstens vier Tage, und schlagen ihr Lager dann wieder für eine oder zwei Wochen auf, um theils ihren Thieren die nöthige Ruhe zu gönnen, theils frische Lebensmittel für den Marsch anzuschaffen. So lange sie aber unterwegs sind, reiten sie auch, wie die Argentiner, in einem steten Galopp, und wechseln unterwegs ihre Pferde

aus dem Trupp der mitgenommenen Aushülfsthiere.

Mit den Patagoniern scheinen diese Stämme in stetem Frieden gelebt zu haben, und wenn auch vielleicht dann und wann Streitigkeiten zwischen ihnen ausbrachen, wurden sie doch immer rasch beigelegt. Sie Alle hatten Jagd- und Weidegrund genug, und durch die weiten Pampas getrennt, bot sich auch nie ein genügender Grund zu Zwistigkeiten.

Anders gestaltete sich das mit der argentinischen Republik, die ihre Besitzungen weiter und weiter nach Süden ausdehnte, und mit ihren Heerden nicht selten in ein Terrain kam, das die Penchuenchen als das ihrige beanspruchten. Die verschiedenen Revolutionsparteien in der argentinischen Republik waren ebenfalls nicht lässig, die Indianer des Südens gegen die gerade bestehende Regierung aufzuhetzen, indem sie ihnen, im Fall ihres Sieges, bedeutende Vortheile oder Beute oder sonst werthvolle Geschenke versprachen, so daß selbst Rosas nie im Stande war, seine unruhigen südlichen Nachbarn in ihren Grenzen zu halten. Er sah sich genöthigt, häufige Kriege gegen sie zu unternehmen, und hielt lange Jahre einen Stamm von ihnen dicht bei Buenos Ayres, und

von dem Lager seiner eigenen Soldaten überwacht, gefangen.

Es blieb aber mit solchen Feinden ein undankbarer und endloser Krieg, denn wenn siegreich, schwärmten ihre wilden Horden bis weit in die Republik hinein, und mordeten und plünderten, was ihnen unter die Hände fiel, und besiegt, oder nur von einem zu mächtigen Feinde bedroht, flüchteten sie einfach in ihre weiten Pampas zurück, in die ihnen keine Armee folgen konnte.

Auch mit dieser neuen Regierung begannen sie ihre Fehden, Urquizas aber, klug gemacht durch frühere Erfahrungen, versuchte nicht das höchst schwierige und fast unmögliche Experiment, diese wilden Stämme in der nämlichen Zeit zu demüthigen, wo er einen Theil seiner eigenen Landsleute gegen sich wußte, und alle seine, ihm zu Gebote stehenden Kräfte nothwendig brauchte, sich selber nur an der Spitze der jungen Regierung zu halten. Er schlug deßhalb den viel praktischern Weg ein, sie zu Freunden zu machen. Die Pferde, die er ihnen jetzt giebt — und er zahlt ihnen lauter Stuten, die in der argentinischen Republik doch nicht geritten werden — hätte ihn auch ein Krieg mit den Rothhäuten gekostet, die gar nicht gerechnet, welche die Wilden würden fortgetrieben

und gestohlen haben, und seine Reiter kann er jetzt zu anderen Zwecken verwenden.

Daß diese Indianer aber nicht blos im offenen Felde zu fürchten sind, hatten sie vor einigen Jahren bewiesen, wo sie eines der, mit Kanonen und Gewehren vertheidigten argentinischen Forts angriffen und nahmen und die Besatzung niedermetzelten.

Yankitruß war damals der Oberhäuptling der Penchuenchen und führte jenen Kriegszug an.

Wie er selber erzählte, so sprengten sie mit ihren Thieren gegen die Pallisaden des Forts, sich einen Eingang zu erzwingen, und wurden mehrmals zurückgeworfen. Da erhielt, bei einem neuen Angriffe, sein eigenes Pferd eine Kugel und sprang im Todeskampfe gerade auf die Pallisaden hinauf, von denen es eine zusammendrückte. Dadurch hatten die Indianer eine Bresche bekommen, und von ihren Pferden springend, stürmten sie jetzt mit Lanze und Messer das Fort.

Yankitruß fiel später durch die Hand eines Meuchelmörders. Ein Argentiner kam zu ihnen in's Lager, wenn ich nicht irre, um Pferde zurückzufordern, die ihm abhanden gekommen waren, auch hatte er wohl schon früher Zwistigkeiten mit dem Häuptling gehabt. Gleichwohl blieb die Un-

terhandlung eine vollkommen freundliche, bis der Argentiner zur Abreise gerüstet war. Er hatte sein Pferd gesattelt und bestiegen und ritt vor Yankitruß' Zelt, um von diesem Abschied zu nehmen. Der Häuptling stand vor dem Eingang und das Lager war in voller Ruhe; wie deßhalb der Argentiner dicht neben dem Indianer hielt, zog er sein schon bereitgehaltenes Pistol, schoß ihn nieder, und floh davon, so rasch ihn sein Pferd tragen konnte. Ehe die Penchuenchen nach ihren Pferden greifen und ihn verfolgen konnten, hatte er schon einen solchen Vorsprung, daß sie nicht im Stande waren, ihn einzuholen, und er entkam glücklich.

Die argentinischen Pferde scheinen überhaupt flüchtiger zu sein, als die der Penchuenchen, und Yankitruß erzählte eigens einen Fall, der ihm selbst in der Erinnerung peinlich zu sein schien, denn er verlor damals an einem Tage sein Lieblingsweib und sein bestes Pferd.

Beide hatte er von einem Raubzuge aus der nördlichen Republik, mit noch mehreren anderen Gefangenen heimgebracht, und das Pferd war ein Schimmel, so flüchtig, wie er noch je ein Thier unter sich gehabt. Eines Tages nun ließ er das junge Mädchen, das er geraubt und zu seiner Frau gemacht, diesen Schimmel reiten; die junge

Argentinerin, eben so im Sattel zu Haus wie der Beste der Indianer, scheint sich vorher mit einem ihrer gefangenen Landsleute über ihre Flucht verständigt zu haben. Der Argentiner wußte sich ebenfalls ein gutes Pferd zu verschaffen, und mitten aus dem Zuge heraus, die vollkommen berittenen und fertigen Indianer hinter sich, flohen die Beiden plötzlich Stepp ein. Yankitruß folgte ihnen mit seiner ganzen Horde, und den ganzen Tag dauerte die Jagd, ja am nächsten Morgen nahmen sie die Fährten wieder auf, aber umsonst. Er sah weder sein junges Weib, noch seinen Schimmel wieder.

Es lebt in Valdivia eine Familie, die ebenfalls durch die Araukaner eine Tochter verloren hat. Das junge Mädchen war, als sie geraubt wurde, sechzehn Jahr alt, und der Vater bot damals Alles auf, sein Kind wiederzubekommen, aber umsonst. Das Gerücht sagt, daß sie noch jetzt unter den Penchuenchen lebe, die sie wahrscheinlich von den Araukanern eingetauscht, aber es ist nie möglich gewesen, ihre genaue Spur aufzufinden, und jetzt sind lange, lange Jahre darüber verflossen.

Nach Yankitruß' Tode wurde sein jüngerer Bruder Mankelav Oberkazike der Penchuenchen,

und ist es bis zu diesem Augenblicke. Die Häuptlings- oder Kazikenwürde scheint deßhalb erblich bei ihnen zu sein. Unter dem Hauptkaziken leben aber noch eine Menge Unterkaziken und ziemlich unabhängig von ihrem Oberhaupt in der weiten Pampas. Jedenfalls müssen sie eine bedeutende Stimme im Rathe haben, denn die argentinische Republik zahlt ihre Geschenke nicht allein an Mankelav, sondern auch an viele der Unterkaziken, um sich deren guten Willen zu sichern. Die Namen derselben sind Tureopan, Huentchapan, Yankin, Huitrallan, Tchaiwek, Huincaval und Paillacan.

Den westlichsten Distrikt, in der Nähe der Cordilleren, hat Tureopan. Mankelav residirt gewöhnlich am Limai, an dem südlichen Haupttributar des Rio Negro, und die übrigen Häuptlinge sind in den anderen Distrikten vertheilt, ohne, wie gesagt, feste und bestimmte Wohnplätze zu haben. Mankelav wird nur stets in Kenntniß gehalten, in welcher Gegend sie sich eben zeitweilig befinden, damit er im Fall der Noth rasch Boten an sie absenden kann. Was auch ihre Privatzwistigkeiten unter einander sein mögen, in einem Kriege nach außen haben sie (mehr als wir von unseren deutschen Indianern sagen können)

noch immer fest zusammengehalten, und der erste Häuptling hat dann die Führung, ohne Widerspruch.

Das Einzige auch, was diese Stämme bis jetzt noch so frei und unabhängig gehalten hat, ist, daß sie selbst nicht den entferntesten Begriff von Diplomatie haben. Die nordamerikanischen Indianer waren große Redner, und gingen rettungslos zu Grunde, als sie ihre Gesandten nach Washington schickten, dort mit den Bleichgesichtern Verträge abzuschließen. Sie nahmen dazu ihre klügsten Leute, die im praktischen Leben gewöhnlich die dümmsten sind, und mit Redensarten verwirrt gemacht und durch zweideutige Verträge betrogen, sahen sie sich von ihren Jagdgründen durch kleine Stücken Papier vertrieben und in den „weiten Westen" zurückgedrängt.

Die Penchuenchen, Araukaner und Patagonier haben sich dagegen nie auf derartige Spitzfindigkeiten eingelassen. Ohne erst lange bei einem Nachbarstaate anzufragen, ob er es möglicherweise übel deuten könne, wenn sie so frei wären, ihr gutes Recht zu wahren, sprangen sie in die Sättel und bedrohten und züchtigten den Feind so lange, bis er froh war, mit ihnen wieder Frieden zu schließen — denn er wußte recht gut, daß bei

ihnen mit Redensarten und Adressen doch Nichts auszurichten war.

Ueber ihre Religion konnte ich gar Nichts erfahren, und sie scheinen auch in der That keine einzige Art von Cultus zu haben, eben so wenig wie sie „Zauberer oder Medicinmänner", gleich ihren nördlichen Brüdern, unter sich halten. Sie glauben aber an ein böses Wesen, eine Art Feuergeist, den Pilian oder Teufel, der seinen Sitz in den Cordilleren, in dem Krater des Vulkans Villa Rica hat, ebenso wie die Sandwich-Insulaner in früheren Zeiten (und heimlich selbst jetzt noch) ihre Feuergöttin Pelé in dem Kirauea von Hawaii verehren.

Einen anderen Glauben theilen sie mit den australischen Stämmen, daß sie nämlich Niemanden für natürlich gestorben halten, der nicht im Kriege von Feindes Hand, oder vor ihren Augen durch irgend eine tödtliche Waffe fiel. Alle anderen Krankheiten und Todesarten sind, ihrer Meinung nach, die Folgen irgend einer böswilligen Zauberei, und es geschieht gar nicht selten, daß sie sich irgend ein schuldig geglaubtes Opfer ausersehen, an diesem den Tod des Gestorbenen zu rächen.

So wurde erst im vorigen Jahre der Fähr-

mann über die Huitchinlagune, dicht am Abhange der Cordilleren, von dem Stamme Tureopan's erschlagen, weil man ihn in Verdacht hatte, den Tod eines Indianers durch Zauberei herbeigeführt zu haben.

Möglich, daß sie einen großen Geist verehren, aber wie viele wilden Stämme — ganz entgegengesetzt von unserer christlichen Religion, halten sie denselben für ein durchaus gutes Wesen, voll Liebe und Erbarmen, das nachsichtig mit ihren Schwächen und Sünden ist, und das sie also deßhalb nicht zu fürchten haben. Mit dem bösen Geist ist es dagegen eine ganz andere Sache, der schadet ihnen und verdirbt sie, wenn sie ihn irgend erzürnen, und es ist deßhalb weit besser, ihn zum Freunde zu haben.

Die in der Nähe des Vulkans Villa Rica wohnenden Indianer gestatten deßhalb auch keinem Fremden, eben so wenig wie Einem von ihrem Stamme, denen es übrigens gar nicht einfällt, den Krater des Vulkans vor der Ernte zu besuchen, weil sie überzeugt sind, der Pilian würde das übel nehmen und ihre Ernte verderben. Nach der Ernte, oder wenn ihre Aepfel einmal reif sind, hat es schon nicht mehr so viel zu sagen, wenn er auch einmal ein wenig böse werden sollte.

Er spuckt dann wohl Feuer aus, kann aber keinen weiteren Schaden mehr anrichten.

Unsere Religion behauptet, daß ihr Gott nicht der rechte und ihr Teufel nur ein blinder Aberglaube wäre. Ich glaube, jene Stämme haben genau die nämliche Meinung von uns.

Darin neigen sie übrigens den Mohamedanern zu, wenn sie auch gerade in keinem heißen Klima leben, daß sie denen, die reich genug dazu sind, verstatten, mehrere Frauen zu nehmen. Die Kaziken sind es sogar schon ihrer eigenen Würde schuldig, mehr als eine zu halten.

Ihre Zelte sind geheiligt, und kein Fremder darf sie ohne besondere Einladung betreten.

Alle Leute, die übrigens mit diesen Indianern verkehrt haben, sagen aus, daß sie, im Ganzen genommen, ein gutmüthiges und ehrliches Volk sind. Diebstähle fallen allerdings auch bei ihnen vor, eben so gut wie in civilisirten Staaten, aber nie werden sie einen Freund bestehlen — mehr als wir von den civilisirten Staaten sagen können — und selbst die Händler, die ihre Waaren zu ihnen bringen, sind ihres Eigenthumes vollkommen sicher.

Mir wurden mehrere Beispiele erzählt, daß Einem oder dem Andern Thiere gestohlen waren; auf

eine Klage bei dem Häuptling verschaffte er ihnen dieselben aber stets wieder, wenn es auch längere Zeit dauern sollte, ehe er ihrer habhaft werden konnte. Aehnliches läßt sich aber nicht von ihren Nachbarn, den Chilenen, behaupten, von denen Manche in die Pampas hinübergehen, so rasch als möglich einen Trupp Pferde zusammenzubringen. Gnade Gott ihnen freilich, wenn man sie dabei erwischt, und sie dürfen es nachher nie wieder wagen, sich an der otra banda blicken zu lassen.

Während nun argentinischer Seits vom Fort Carmen ein lebhafter Handel mit jenen Pendhuenchen-Stämmen eröffnet ist, und Messer, Sporen, Sättel, Gebisse und wollene Decken von dort hinübergeschafft werden, haben die chilenischen Händler ebenfalls Verbindungen mit ihnen angeknüpft und ziehen im Sommer, besonders im November, December und Januar, zu ihnen hinüber, um ihnen Indigo, Glasperlen, Messer, Kattune, Maultrommeln, Fingerhüte (welche die Frauen durchbohren und um den Hals hängen), Nadeln, Spiegel und ganz besonders Tabak und Branntwein zu bringen, denn leider ist der Pendhuenche ein eben so leidenschaftlicher und vernunftloser Trinker, wie der nordamerikanische Indianer.

Kommt eine Ladung Branntwein in das Lager, so wird vorher der Handel mit dem Verkäufer abgeschlossen, der eine bestimmte Anzahl Pferde dafür bekommt; dann werden die Fässer angebohrt und nicht wieder verlassen, bis sie vollkommen und gründlich geleert sind.

Sie haben die Sitte, wie die Europäer, einander zuzutrinken, und ein Horn geht fortwährend im Kreise der Lagernden herum und muß von Jedem, dem es gereicht wird, bis auf die Nagelprobe geleert werden. Allerdings vermischen die Händler den Branntwein schon vorher fast zur Hälfte mit Wasser — wie sie sagen, nur deßhalb, um den Indianern nicht zu schaden, die sich sonst ohne Zweifel an dem zu scharfen Branntwein todt saufen würden. Die Wilden erhalten also von vornherein nur etwas starken Grog; die Quantität, die sie aber, selbst von diesem, zu sich nehmen, soll enorm sein, und sie trinken, bis sie an Ort und Stelle umfallen und ein- und ausschlafen, um dann augenblicklich von Neuem zu beginnen, bis das leere Faß den trockenen Boden zeigt.

Bei solchen Gelagen fallen dann freilich nicht selten blutige Scenen vor, denn der Pechuenche ist in seiner Leidenschaft so rasch mit dem Messer, wie der Argentiner, aber sie haben den Streit doch

nur stets unter sich, und der Weiße ist vollkommen sicher — besonders der Deutsche.

Wunderbarer Weise besteht nämlich bei den Pehuenchen eine Sage, daß sie ursprünglich von den Deutschen abstammen. Ihre Vorväter sollen, wie sie sagen, vor grauen Jahren von Osten zu ihnen herübergekommen sein, und zwar von Deutschland selber. Sie nennen deßhalb auch die Deutschen parientes oder Verwandte, und haben sich bis jetzt noch immer freundlich gegen sie gezeigt.

Eigenthümlicher Weise hat der Klang ihrer Sprache wirklich viele Aehnlichkeit mit der deutschen, und die kleine Kazikentochter überraschte mich eines Abends nicht wenig, als ich der alten Dame und der ältesten Tochter Tabak zu einer Papier-Cigarre gegeben hatte, und sie jetzt frug, ob sie ebenfalls rauchen wolle. Sie sah mich erst einen Augenblick an, als ob sie sich die Sache überlege, und sagte dann ganz entschieden und deutlich „ja!" Natürlich forschte ich dem Worte augenblicklich weiter nach und erfuhr dann, daß ja so viel bedeute, als in unseren Antworten „gut" oder „meinetwegen."

Uebrigens findet sonst unter den pehuenchen und deutschen Wörtern nicht die geringste Aehn-

lichkeit statt — wenn ich auch damit nicht gesagt haben will, daß nicht ein tiefer Forscher die eine Sprache von der andern mit der größten Bequemlichkeit ableiten könnte.

So viel ist sicher, diese Sage deutscher Abstammung, die bei allen Penchuenchenhorden besteht, kommt unter ihnen dem Deutschen besonders gut zu Statten, und ich bin fest überzeugt, ich würde in den Pampas, wenn ich sie nur hätte erreichen können, nicht im Geringsten nöthig gehabt haben, für mein Leben zu fürchten. Mehrere Deutsche sind auch in der That schon von Valdivia bei ihnen gewesen, ein junger Kaufmann Muhm sogar bis über den Limai, an dessen anderem Ufer der damalige Kazike Yankitruß sein Lager hatte, und Alle sind freundlich von den Penchuenchen aufgenommen und weder an ihrem Eigenthum geschädigt, noch länger zurückgehalten worden, als sie selber bleiben wollten.

Was nun die geographische Lage dieses Theils von Patagonien betrifft, so haben wir darüber die älteste genauere Nachricht in der Karte des Jesuiten Faulkner, die im Ganzen, so unvollkommen sie auch sein mag, doch ziemlich richtig zu sein scheint. Manches habe ich aber noch dazu erfahren, sie zu vervollkommnen, bis es späteren

Zeiten ermöglicht wird, eine genaue Karte dieses Theils unserer Erdkugel herzustellen.

Der Rio Negro wird aus zwei Hauptzuflüssen gebildet, die, nördlich und südlich nach den Cordilleren hinlaufend, etwa im 40. Grad Süder-Breite zusammentreffen. Wie es scheint, nennen die Indianer den Rio Negro aber keineswegs von dort ab schon den „schwarzen Fluß" oder Curu leufu, sondern erst weiter unterhalb, und zwar unter jener Fuhrt, die nach ihren Salinen oder Salzplätzen hinaufführt. Bis dorthin wird er gewöhnlich noch der Limai genannt, wie sein südlicher, in einer Lagune entspringender Tributar heißt.

Diese Lagune, die auf Faulkner's Karte nur ungefähr und ohne Namen angedeutet ist, heißt Naguelhuapi und liegt etwas über „eine Tagereise" von jener Stelle entfernt, wo der Limai in den eigentlichen Rio Negro mündet. Dieser Lauf des Limai erscheint dadurch sehr kurz; der Limai ist deßhalb aber keineswegs ein kleiner oder unbedeutender Strom. Man muß nämlich bedenken, daß fast alle diese Bergströme ihren Ursprung in Lagunen oder Bergseen haben, in denen sich vorher all das Wasser der außerordentlich zahlreichen und reißenden Bergbäche sammelt. Dadurch springen sie, wie die Minerva aus dem Haupt des

Zeus, gleich völlig gerüstet und erwachsen in's Leben und sind oft, von ihrem Ursprung an, ganz ansehnliche und tiefe, meist immer sehr reißende Ströme, wie wir sie an der Westseite der Cordilleren ebenfalls haben.

Der Rio Bueno und noch ein anderer Strom, dessen Namen ich vergessen habe, kommen in ähnlicher Art aus der Ranco-Lagune, und der erstere als ein breiter, tiefer Strom, der südlich von dem Valdivia in den Ocean mündet.

So auch kommt der Limai aus der Naguelhuapi-Lagune und ist schon, ehe er den Rio Negro erreicht, ein Strom so breit wie die Elbe bei Dresden, wenn auch an einigen Stellen und in trockener Jahreszeit für ein Pferd passirbar. So wie die Regen freilich einsetzen, steigt er rasch, und die Indianer können ihn dann nur noch schwimmend oder mit Flößen kreuzen.

Die Bestimmung der Entfernung nach „einer Tagereise" ist etwas precär, die Indianer gehen aber, wie schon erwähnt, stets in Galopp, und man kann für eine Tagereise Entfernung deßhalb recht gut 20 bis 25 Leguas annehmen.

Der von Norden in den Rio Negro strömende Fluß heißt, nach Allem, was ich darüber erfahren

konnte, der Kaleufu, und ist lange nicht so bedeutend wie der Limai.

Der Kaleufu entspringt in der Huetchun-Lagune, die aber ihrerseits nur die Schwester-Lagune einer weit größeren, westlich liegenden, und mit ihr durch einen schmalen Arm verbunden ist. Die größere heißt die Nontue.

Ueber diesen schmalen Arm liegt der Weg, der durch den Ranco-Engpaß der Cordilleren in die Pampas führt, und ein Indianer hält hier ein Canoe, etwaige Wanderer überzusetzen.

Es war das der nämliche Fährmann, der vor einiger Zeit von den Penchuenchen erschlagen wurde, weil sie ihn in Verdacht hatten, einen Andern zu Tode gezaubert zu haben. Außerdem soll er übrigens ein arger Halunke und Pferdedieb gewesen sein, und es ist sehr leicht möglich, daß man schon länge eine Malice auf ihn hatte, und solche Gelegenheit benutzte, ihn ein für alle Mal loszuwerden.

An dieser Lagune, und zwar an der östlichen Seite derselben, eine ziemliche Strecke in das Land hinein, wachsen eine Menge Aepfelbäume, aus denen die Indianer eben so gut ihre Tschitscha pressen, wie ihre westlichen Nachbarn. In dieser Zeit nun, in den Herbstmonaten März und April,

bis tief in den Mai hinein, werden hier stete Gelage gehalten, denn die zunächst wohnenden Indianer kommen dort Alle zusammen, diese Gottesgabe gemeinschaftlich zu verzehren.

Es war das gerade die Zeit, in der ich den Uebergang versuchen wollte, und eigentlich ist es die gefährlichste, die man zu einem Marsch durch dieses Land wählen kann — wenn Einem eben die Wahl freigelassen ist. Dennoch habe ich die feste Ueberzeugung, daß ich nicht von den Indianern belästigt, oder gar angegriffen worden wäre.

Der sogenannte Ranco-Paß, das heißt der Uebergang über die Cordilleren, der zunächst der Ranco- und Mayhue-Lagune auf chilenischer Seite liegt, und im Osten zwischen der Rontue- und Huetchun-Lagune hindurch in die Pampas führt, ist sehr leicht zu passiren und nur etwa 4500 Fuß hoch. Der Weg zieht sich von chilenischer Seite allmählich empor, bis zu der scheidenden Gebirgsschneide, wo ein etwa zwei Stunden Wegs langer und ziemlich steiler Aufgang zu überwinden ist. An dem östlichen Hange zieht er sich dagegen vollkommen bequem in die Pampas hinab. Es ist jedenfalls ein ganz bequemer Maulthierpaß, der an ein paar schwierigen Stellen mit wenigen Kosten könnte verbessert werden, und nirgends solche gefährliche

und abschüssige Plätze bietet, wie der Uebergang von Mendoza nach Valparaiso.

Weiter im Norden liegt aber ein noch viel bequemerer Paß, von dem erzählt wird, daß ihn die alten Spanier mit Räderkarren passirt hätten. Allen Beschreibungen nach kann er nicht höher als 2000 Fuß über der Meeresfläche liegen, und würde jetzt noch mit Wagen zu passiren sein, wenn nicht im Laufe der Jahre mehrere Felsblöcke an einer ziemlich engen Stelle hineingestürzt wären, zwischen denen ein Reiter aber immer noch hindurch kann. Natürlich ließen sich diese mit größter Leichtigkeit durch Sprengen beseitigen.

Vor einiger Zeit suchte eine kleine Expedition diesen Weg zu erforschen; die Leute waren aber unvorsichtig genug gewesen, es laut werden zu lassen, daß es Regierungssache sei. Ein ihnen böswillig gesinnter chilenischer capitano de amigos hatte außerdem den Indianern gesagt, die Fremden kämen, um das Land zu vermessen und ihnen wegzunehmen, und noch vor dem Engpaß fanden sie einen Trupp von Eingeborenen, die ihnen den Durchmarsch verboten. Gewalt zu gebrauchen, dazu waren sie nicht zahlreich genug, mochten auch vielleicht die Indianer nicht unnöthiger Weise

aufreizen, und verzichteten deßhalb auf den Weitermarsch.

Südlich von Valdivia, in der Nähe von Osorno und bei der Naguelhuapi-Lagune ist ein anderer, wie gesagt wird, vortrefflicher Paß über die Cordilleren, wohin die Regierung vor kurzer Zeit ebenfalls eine Expedition sandte, und zwar unter der Führung eines Engländers, Namens Cox. Die Leute scheinen eine Menge Vorbereitungen gemacht und viel Geld ausgegeben zu haben, und als das eben ausgegeben war, löste sich die Expedition einfach wieder auf, ohne daß sie selbst bis auf den Rücken der Cordilleren gekommen wäre — keinesfalls weiter.

So viel ist sicher, daß die Kette der Cordilleren hier außerordentlich abläuft und eine Menge von guten Uebergängen bietet, während neben denen von Osorno und Villa Rica noch ein paar hohe schneebedeckte Krater als treffliche Landmarken emporragen. Die Cordilleren selber können deßhalb nie bei einem möglichen Verbindungsweg in dieser Breite zwischen dem atlantischen und stillen Ocean als Hinderniß betrachtet werden, und weit größere, aber ebenfalls zu besiegende Schwierigkeiten bieten nämlich die reißenden Bergströme, die man jetzt, indem man ihnen auf- oder abwärts folgt, unzählige

Male kreuzen muß, und in der Regenzeit eben nicht kreuzen kann. Zur Zeit sind aber auch noch gar keine Wege gemacht, sondern die Thalhänge nur eben so benutzt, wie die Natur sie geboten, und an vielen Stellen ließe sich jedesfalls ein vollkommen trockener Weg an einen oder dem andern Ufer der Ströme hinführen, so daß man viele gar nicht zu passiren hätte.

Diese Cordilleren nun sind, ganz im Gegensatz zu den peruanischen (während sie ebenfalls nur einen Hauptgebirgsrücken haben), blos auf der Westseite wirklich bewaldet oder vielmehr mit großen stattlichen Bäumen bewachsen, die sich bis fast hinauf zu der niedrigen Wasserscheide ziehen.

Auf der westlichen Seite steht auch noch eine Strecke lang Gehölz die Hänge hinab, aber es wird schwächer und schwächer, je weiter es nach unten kommt, bis es zuletzt, in Büschen auslaufend, in den eigentlichen Pampas ganz verschwindet. Schon bei den östlichen Lagunen steht wenig mehr als Aepfelbäume. Der Limaistrom an der östlichen Seite wäre allerdings tief und breit genug, Holz auf ihm stromab in den Rio Negro zu flößen, aber er selber hat kein starkes Holz in der Nähe, und durch die Zweigflüsse der Lagune wird es schwer zu erlangen sein. Diese Bergströme sind zu reißend

und zu sehr mit Felsblöcken gefüllt, die zu flößenden Stämme zerschellen sich an diesen oder klemmen sich in den Biegungen fest. Nichtsdestoweniger muß es doch von irgend einer Seite zu erlangen sein, denn die Indianer halten gewöhnlich an der Fuhrt des Limai sogenannte Calsas oder Flöße, um bei hohem Wasserstande damit über den Strom zu setzen. Jedenfalls müßte der Limai mit seinen Tributarien einmal genau untersucht werden.

Der Rio Negro selber ist durch den englischen Capitain Fitz Roy bis zu dort hinauf untersucht, wo Stromschnellen die weitere Schifffahrt unmöglich machen.

So viel ist sicher, daß der Rio Negro weiter keine bedeutenden Zuflüsse hat, wie eben jene beiden Ströme, den Limai und Kaleufu, der erstere vom Süden, der andere vom Norden. Weiter nach Norden hinauf sind die Cordilleren aber weit spärlicher mit Bäumen besetzt, die schon selbst eine weite Strecke südlich von Mendoza ganz aufhören. Der Grund wird dadurch auch nicht so wasserreich gehalten, und der Kaleufu soll nach allen Berichten weiter Nichts als ein etwas wilder, aber unbedeutender Bergstrom sein, mit nicht der geringsten Möglichkeit, ihn zu beschiffen.

Damit werden jene Vermuthungen beseitigt, die einen Wasserweg nach dem Norden und Mendoza hin öffnen wollten. Von dort her kommt allerdings noch ein anderer Fluß, aber er ist klein und unbedeutend und ergießt sich aus einer Kette von Sümpfen, die von dem Rio Negro aus bis weit über Mendoza (etwas östlich von dieser Stadt) hinausreichen. Faulkner giebt ihn auf seiner Karte als Sanquel an, der Binsenfluß. Es soll jedenfalls Ránkel heißen, denn in der Penchuenchen-Sprache heißt ránkel die Binse.

Unfern davon ist eine Fuhrt, und nördlich von dem Rio Negro scheinen dort, etwa zwischen dem 55. und 56. Grad westl. Länge von Greenwich, Salzgruben zu sein, aus denen nicht allein die Penchuenchen von beiden Ufern des Rio Negro ihr Salz holen, sondern auch davon an die nach Chile zurückkehrenden Händler verkaufen. Das dort gewonnene Product ist ein dunkles Steinsalz.

Von dieser Fuhrt ab scheinen die Indianer erst dem Rio Negro seinen wirklichen Namen Curu leufu, der schwarze Strom, zu geben, und er ist hier tief, breit und raschströmend. Von Süden her mündet kein Strom weiter in ihn.

In diesen Pampas, schon vom Fuße der Cordilleren ab, wachsen aber keine Bäume mehr,

nur hie und da niederes Gestrüpp und einzelne Aepfelbäume. Es regnet dort ebenfalls sehr wenig, aber äußerst heftige Oststürme wehen, die zu Zeiten so stark sein sollen, daß sich die Reiter kaum auf den Pferden halten können.

In diesen Pampas haben die Penchuenchen ihre Haupt-Jagd- und Weidegründe, und zwar von den Cordilleren ab bis zum atlantischen Ocean. Sie leben dabei von dem Wild, das sie erlegen, wie auch von ihren Heerden, zu denen Pferde ebenfalls gezählt werden, da sie eben so häufig ein Füllen oder eine junge fette Stute, wie ein Rind schlachten.

Das Blut dieser Thiere gilt bei ihnen als Delicatesse und wird auf eine sinnreich grausame Weise gewonnen. Sie binden dem Thiere, das sie schlachten wollen, sei das nun Pferd, Rind, Schaf oder mit dem Lasso gefangenes Wild, die Füße fest zusammen, lösen ihm dann ein breites Stück Haut um die Haupthalsader frei, öffnen diese, stopfen eine bereit gehaltene Mischung von gestoßenem rothen Pfeffer und Salz hinein, und halten die Ader dann wieder zu, um das Alles mit dem noch innerlich arbeitenden Blute durch- einander quellen zu lassen. Ist das hinreichend geschehen, so geben sie die Ader frei und fangen

das herausschießende Blut in einer Calebasse oder irgend einem andern Gefäße auf, worin man es stehen läßt, bis es vollständig geronnen ist. In Stücken geschnitten, gilt es nachher für den größten Leckerbissen.

Der Fremde ist aber keineswegs gezwungen, diese ekle Mahlzeit mit zu verzehren, wie hie und da behauptet wird. Man bietet es ihm natürlich an, weigert er sich aber, so mag er sonst verzehren, was er eben Lust hat.

Solcher Art sind die wilden Steppen dieses Landes für uns bis jetzt noch ein verschlossenes Buch, das aber trotzdem eine der besten und bequemsten Verbindungswege zwischen dem atlantischen und stillen Ocean bieten würde, wenn sich ein unternehmendes Volk desselben bemächtigte. Die Mündung des Rio Negro bietet an der Ostseite einen trefflichen Hafen, die Bay von Corral mit dem breiten, in sie mündenden Valdiviastrome den Ausschiffungspunkt, und kein Landstrich der Welt würde sich trefflicher zu einer Eisenbahn eignen, als dieser; auch kann das Holz nicht so weit von dem Limai entfernt sein, um nicht Mittel und Wege zu finden, es auf seinen Fluthen stromab zu schaffen, während die Cordilleren überall einem solchen Unternehmen ihre Arme

öffnen. Aber es gehört Geld und Muth dazu, es durchzuführen; der Staat, der es unternimmt, darf nicht erst, nach alter guter deutscher Gewohnheit, bei jedem Nachbar und Nicht-Nachbar anfragen: ob er nicht vielleicht etwas dagegen haben könnte — also ein entschiedenes Auftreten, und das darf man leider in Deutschland nicht suchen — es ist eben nicht vorräthig.

So viel aber ist gewiß, daß diese Straße einst noch gebahnt wird, welche Nation auch immer es unternimmt, und erst einmal in Angriff genommen, wird es sich herausstellen, daß sie nicht allein für die Cultur der Länder, sondern auch für den Handel weit vortheilhafter sein wird, als die ungesunden Distrikte von Nicaragua.

6.

Von Valparaiso nach Constitucion.

Mit meinem vollkommen vernichteten Plane, die Pampas von Patagonien zu erreichen, war ich nach Valparaiso zurückgekommen, und es blieb mir jetzt weiter Nichts übrig, als ein Schiff zu suchen, das mich nach irgend einem Punkt der Küste an den atlantischen Ocean zurückbringen konnte.

Allerdings wäre es möglich gewesen, meinen alten Wintermarsch über die Cordilleren zu erneuern, und ich hätte dabei gleich die eben zerstörte Stadt Mendoza besuchen können. Aber erstlich hatte es nicht das geringste Verlockende für mich, jenes furchtbare Elend dort drüben aus bloßer Neugierde anzusehen, und dann war ich es auch, aufrichtig gesagt, herzlich müde, in den Cordilleren herumzuklettern, und Kälte, Hunger und alle möglichen anderen Annehmlichkeiten meiner

letzten Reisen noch einmal durchzumachen. Ich war in den letzten acht Monaten einmal in den Cordilleren von Ecuador, zweimal in denen von Peru, und jetzt wieder in denen von Chile gewesen, das hielt ich für genügend. Außerdem hatten neue Schneestürme für den Augenblick den Weg unpassirbar gemacht, ich würde doch genöthigt gewesen sein, eine Zeitlang, und wer weiß wie lange, zu warten, bis ich hinüberkonnte, und wußte dann immer nicht, auf welche Weise die Verbindung auf der andern Seite durch das Unglück in Mendoza gestört sein konnte. Mich aber drängte es, sobald als möglich Buenos-Ayres zu erreichen, und da gerade zufällig ein Schiff in Valparaiso ankerte, das direkt dorthin oder wenigstens nach dem dicht dabei liegenden Montevideo bestimmt war, entschloß ich mich kurz, diese günstige Gelegenheit zu benutzen.

Ich sage „zufällig in Valparaiso lag," denn ich konnte es wirklich nur als einen glücklichen Zufall betrachten, da es seit achtzehn Monaten das erste Schiff wieder war, das von hier aus dorthin abging. Die Verbindung mit Buenos-Ayres selber durch Schiffe von hier aus ist nämlich sehr unbedeutend, denn Valparaiso selber hat eigentlich Wenig, was dorthin auszuführen wäre,

und nicht selber von dort bezogen werden könnte. Nur von Buenos-Ayres kommen dann und wann Schiffe hier an, die vielleicht getrocknetes Fleisch, sogenanntes charque und Talg bringen.

Die „Amalia" war ein dreimastiger Schooner von etwa 180 Tonnen und sollte ein guter Segler sein. Ueber die Passage wurde ich mit dem Capitain, einem Deutschen, um 80 Dollar einig, und das einzige Unangenehme bei der Sache schien, daß der Schooner erst nach einem südlich von Valparaiso gelegenen Hafen, Constitucion am Maulefluß, gehen mußte, um dort seine Ladung, Mehl, einzunehmen. Nach dort lagen übrigens mehrere kleine Schooner hier vor Anker, und da ich lieber so lange als möglich in Valparaiso bleiben wollte, ließ ich die „Amalia" ruhig vorausgehen, und folgte einige Tager später mit dem „Manuel Carvallo."

Constitucion selber kannte ich nur von der Seeseite; denn wir hatten dort zwei Mal mit dem Dampfer angehalten, Passagiere auszusetzen, und vom Bord desselben zugesehen, welche Schwierigkeit die Leute zu haben schienen, mit einem Wallfischboote durch die schwere Brandung abzukommen. Ich hörte auch viel von der Barre des Maule reden und daß die Fahrzeuge oft viele

Schwierigkeit hätten, darüber hinzukommen, machte mir aber deßhalb keine Sorge weiter; denn Schwierigkeiten sind ja nur deßhalb da, damit sie überwunden werden.

In der Nacht vom 7ten auf den 8ten Mai ging ich, nach einem herzlichen Abschied von der Fehrmann'schen Familie, an Bord. Ich war von den guten Menschen aufgenommen und behandelt worden, als ob ich selber zu ihnen gehöre, und mir war das Herz recht schwer, als ich das gastliche Haus verließ. Abschied nehmen — Du lieber Gott, es ist ein schweres Wort, und eigentlich sollte ich schon daran gewöhnt sein, denn ich habe mein ganzes Leben lang verwünscht wenig Anderes gethan, als immer nur Abschied genommen. So war auch dieser achte Mai wieder der Jahrestag, an dem ich die Meinen daheim verlassen. — Doch fort! — Morgens um 9 Uhr lichteten wir den Anker, aus der Bay hinauszusegeln; der Wind war aber ungünstig, gerade von Norden, und wir mußten dagegen aufkreuzen.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß fast alle Häfen an der ganzen Westseite Süd-Amerikas nicht nach Westen, sondern nach Norden zu offen, und in dieser Breite den oft sehr heftigen Nordwinden preisgegeben sind. Ein richtiger Nor-

der richtet denn auch manchmal in dem Hafen von Valparaiso großen Schaden an, und hat schon oft die größten Schiffe auf den Strand getrieben, daß sie mit ihrer ganzen Mannschaft verderben mußten.

Dieser Norder war freilich nur eine ganz leichte Brise, die kaum die Oberfläche der Bay kräuselte, und etwa um 2 Uhr Nachmittags waren wir frei von der letzten auslaufenden Spitze, und konnten jetzt mit einem ganz leichten günstigen Winde unsere Bahn nach Süden hinunter halten. Gegen Abend frischte derselbe aber, und etwa um 9 Uhr liefen wir neun und zehn Knoten die Stunde, vor einer prachtvollen Brise, die alle unsere Segel füllte, und die weißmähnigen Wellen toll und wild hinter uns dreinjagte. Ich ging erst spät zu Bett, und als ich am nächsten Morgen aufstand, liefen wir noch vor derselben Brise, aber ein häßlicher Regen peitschte an Deck nieder.

Wir konnten uns nicht weit vom Lande befinden, das mit Tagesanbruch vom Deck gesehen war; jetzt deckte es ein dichter Nebel. Da wir aber noch nicht gut in einer Höhe mit Maule sein konnten, frühstückten wir erst in aller Ruhe und gingen dann wieder an Deck, um zu sehen, ob wir jetzt das Land wahrnehmen konnten, auf das wir indessen zugehalten.

Trotz der starken Brise hatte der Capitain noch alle Segel aufgehalten, sogar Leesegel bis 2 Uhr Morgens gehabt, wo uns der Wind die eine Leesegelspeer wegbrach. Das Land wurde jetzt sichtbar, aber, wie das immer bei Nebel der Fall ist, nur die allernächste Küste lag, wie ein flacher dunkler Streifen vor uns, in dem sich gar keine bestimmten Umrisse erkennen ließen. Der Capitain meinte jetzt, das müsse das Land dicht über Maule sein, der Steuermann aber wollte mit Sonnenaufgang weit mehr nördlich gelegene Kuppen gesehen haben.

Der Wind war indessen so heftig geworden, daß es nöthig wurde, an Reefen zu denken, und eben hatte der Capitain den Befehl dazu gegeben, als ein dunkler Felsklumpen dicht vor uns sichtbar wurde.

„Das ist Maule!" rief er fast erschreckt aus, „beim Himmel, wir sind dicht davor — da ist die Barre!"

Alle Wetter! er hatte recht, dort drüben lag die Barre, so nahe, daß sich das Schäumen ihrer weißen, sich überstürzenden Wogen deutlich erkennen ließ.

„Und können wir hinüber?" frug der Steuermann.

„Wenn wir heute nicht hineinkommen, kommen wir gar nicht hinein!“ rief der Capitain; „let her rip!“

Das Steuer flog herum, und mit allen Segeln gesetzt und einem jungen Sturm hinter uns, flogen wir im wahren Sinne des Wortes direkt auf den hohen dunklen Felsen zu, dessen scharfe Wände sich jetzt deutlich erkennen ließen. Zu sehen war dabei in der That kein einziger Punkt, dem das kleine Fahrzeug hätte ungestraft zufliegen können, denn vor uns und zur Rechten lagen Nichts als hohe, schroffe Felsen, mit vor ihnen aufragend dunklen, schaumbespritzten Klippen, und etwas zur Linken donnerte eine einzige Reihe dunkelgelber Brandungswellen, die den schlammigen Grund aufgewühlt hatten und an die Oberfläche schleuderten. Und gerad' auf den Felsen hielt das wackere kleine Fahrzeug zu, das über die brausende See zu tanzen schien.

Es war ein wundervoller Moment, gerade gefährlich genug, um interessant zu sein, denn daß der Capitain den Platz genau genug kannte, ließ sich denken, er hätte sich sonst nie bei solcher Brise hineingewagt. Der Capitain stand vorn am Bug — der Regen peitschte nieder, aber Keiner von uns fühlte es — und gab dem Mann am Steuer

nur mit der Hand das Zeichen, wie er steuern solle. Der Bootsmann, als der Beste für das Steuerrad, hatte den Ehrenposten bekommen. Näher und näher schoß der Bug des Fahrzeuges dem Felsen zu; so nahe waren wir, daß ich mit meiner Büchse hätte irgend einen der um ihn kreisenden Aasgeier schießen können. — Jetzt ein wenig zur Linken — das wackere Fahrzeug gehorchte augenblicklich dem Rad — noch ein wenig — steady! wir hielten, von dem Felsen ab, genau auf die schäumende Brandungswelle der Barre zu.

Das Ganze dauerte aber nicht die Hälfte der Zeit, die ich gebraucht habe, es zu beschreiben; wir waren vor den Brandungswellen und darin im Handumkehren, und jetzt schäumte die gelbe, kochende Fluth unter dem Bug — das kleine, flinke Fahrzeug schien darunter hinzugleiten; jetzt schoß und bäumte sie hinter dem Stern und warf ihre Kuppe jählings drüber — über den Mann am Steuer bis hin vor den Mast. Jack schaute sich aber nicht einmal nach ihr um; mit beiden Händen die Speichen fest gepackt stand er da, die Augen auf den Capitain gerichtet; denn noch war nicht alle Gefahr vorüber, da eine sandige Landzunge den Hafen in zwei Theile spaltet. Aber das glatte Wasser hatten wir erreicht, die Barre

passirt, und nicht zwei Minuten später fielen und flatterten die Segel, rasselte der Anker in die Tiefe nieder, und der „Manuel Carvallo“ lag sicher im Hafen, dessen andere Schiffe dicht an die Stadt und unter den hohen Felsen ihren Ankergrund gesucht.

In manchen Hafen schon bin ich eingelaufen, aber in keinem noch war der Uebergang von wilder stürmischer See und brandenden Wellen zu vollkommen sicherer Ruhe so rasch gewesen, als hier. Es schien fast wie Zauberei, und als ich, kaum zehn Minuten später, das Land betrat, schwankte mir der feste Boden noch immer unter den Füßen.

Constitucion, wie der Platz genannt wird, ist ein kleines freundliches Städtchen von etwa 7 bis 8000 Einwohnern an der Mündung des Mauleflusses, der seine Wasser aus den Cordilleren niederführt, und sein Haupthandel besteht mit Valparaiso und den nördlicher gelegenen chilenischen Häfen, wohin die verschiedenen Fahrzeuge besonders die Producte einer gemäßigten Zone, ganz vorzüglich Mehl, bringen.

Gerade jetzt sah auch der kleine Platz, der romantisch genug zwischen pittoresken Hügeln liegt, besonders lebhaft aus; denn vierzehn Fahrzeuge

ankerten in dem engen Hafen, unter ihnen die „Amalia", die aber erst seit zwei Tagen eingelaufen war. Die Schuld indeß, daß so viele Fahrzeuge hier versammelt waren, trug hauptsächlich die Barre, die in den letzten Tagen zu unruhig gewesen war, einem der seefertigen Fahrzeuge den Ausgang zu verstatten, denn von den Hügeln eingeschlossen, haben sie hier sehr wenig Wind und müssen durch einen dort liegenden Dampfer hinausbugsirt werden.

Auch der Flaggenhügel dicht dabei, demselben hohen Felsen, der uns die Einfahrt an diesem Morgen gezeigt, ist ein Flaggenstock, der den von Außen kommenden Schiffen durch besondere Signale anzeigt, ob sie die Einfahrt wagen dürfen oder nicht. Wir hatten freilich heute Morgen nicht darauf warten können, und gegen das bestimmte Signalement die Bahn forcirt. Der Wärter oben behielt kaum Zeit, unser in Sicht kommen zu telegraphiren, als wir auch schon sicher im Hafen vor Anker lagen.

Zwei Tage vor uns war ein anderer Schooner, nach Maule bestimmt, von Valparaiso abgegangen, aber noch nicht eingetroffen, auch noch nicht einmal in Sicht gekommen. Man vermuthete, daß er in dem trüben Wetter die Einfahrt verpaßt

habe und nach Süden hinabgetrieben sei, von woher er jetzt wieder Tage gebrauchen konnte, gegen den Norder aufzukreuzen.

Die „Amalia“ hatte in dieser Zeit noch nicht einmal begonnen zu laden, und da ich die Leute an Bord nicht gern durch einen Passagier belästigen wollte, ging ich vor der Hand in ein Hôtel, von denen Maule zwei aufzuweisen hat, ein französisches, wo ich einkehrte, und ein chilenisches. — Hôtel! — Du lieber Gott, aber ich war auf meinen letzten Fahrten nicht sehr verwöhnt worden, und hatte mich bald eingerichtet.

Und was läßt sich von Constitucion selber sagen? — Erstaunlich wenig, wenn man das kleine, unbedeutende, aber in breite regelmäßige Straßen ausgelegte Städtchen nur eben so von Weitem, und zwar von dem Flaggenhügel aus beschaut, wie ich es am nächsten Morgen that.

Die Stadt liegt am linken Ufer des Stromes, und schmiegt sich bis fast dicht an den Felsen an, der hier die Ecke des Landes bildet, und auf der einen Seite die Barre überhängt, daß man von oben aus den da unten ankernden Schiffen, wie von ihrem eigenen Mast aus, auf das Verdeck sehen kann.

Diese, etwa dreihundert Fuß hohe Kuppe war

früher merkwürdigerweise ein Begräbnißplatz. Noch jetzt stecken ein paar kleine verwitterte Kreuze auf dem engen Raume, und der Regen und Sturm hat auch einzelne Menschenknochen heraus aus ihrem letzten Bett gewaschen. Jetzt wird er nicht mehr benutzt, und nur im Sommer kommen die Badegäste von Talca, der Distriktsstadt, herunter, und klettern auf diesen Höhen herum, die wirklich reizende Aussicht zu genießen.

Der Anblick ist in der That die geringe Mühe werth, diesen kleinen Hügel zu ersteigen, denn man hat von ihm aus fast ein vollständiges Panorama von Landschaft und See, wie man es sich nur wünschen kann.

Nach Süden hemmt ein etwas höherer Hügel, auf dem das eigentliche Flaggenhaus steht, den Blick; nach Westen aber und Norden hinauf liegt die weite See, während man im Norden noch die Brandung gegen die niederen Sandufer schlagen sieht, die auch im Südwesten, gerade zu Füßen, wider den steilen Felsen springt und bäumt. Nach Südosten zu jedoch schlängelt sich der zwischen bewaldeten Hügeln hinlaufende Maulefluß in das grüne Land hinein, und schaut man nach Nordost zu gerade hinab, so wühlt da unten die Brandung über die Barre, während die Schiffe mit

ihren kahlen Masten ruhig und dicht dahinter in dem glatten Wasser vor Anker liegen, und von zwischen ihnen hinfahrenden Leichtern ihre Ladung nehmen. Dicht dahinter aber scheint die Sonne hell und freundlich auf die Ziegeldächer der Stadt, die aber fast wie ausgestorben scheint, denn selbst von dort aus, wo man alle Straßen übersehen kann, lassen sich in der ganzen Stadt nicht dreißig Menschen auf den Beinen erkennen.

Die Stadt ist auch wirklich entsetzlich todt und Abends acht Uhr sieht man keine Seele mehr auf dem Pflaster, während nur hie und da aus einzelnen Häusern der Klang einer Guitarre oder eines schlecht gespielten Pianos heraustönt.

Die Hauptausfuhr des Maule ist Mehl, Weizen, Branntwein und vielleicht Wein und Trauben-Tschitscha, da das Wort Tschitscha fast auf jedes erdenkliche Gebräu angewandt wird. Die Ausfuhr an Mehl scheint aber in der That sehr bedeutend zu sein, denn vortreffliche Mühlen in der Nachbarschaft liefern ein ganz vorzügliches Product, das überall einen guten Markt findet. Die von Valparaiso kommenden Schiffe bringen dafür alle nur erdenklichen Waaren und Kaufmannsgüter, die theils für Constitucion selber, theils für Talca oder das innere Land bestimmt

sind. Außer diesen Schiffen hat die Stadt nur den wenig bedeutenden Verkehr der Flußboote; Vergnügungen oder Zerstreuungen bietet sie aber gar keine, man müßte denn eine Partie Billard oder Kegel im Hôtel dazu rechnen, und es läßt sich denken, was für eine trostlose Zeit ich da verlebte, als die „Amalia", statt in drei oder vier Tagen segelfertig zu sein, theils durch die Ladung, theils später durch die Barre aufgehalten, bis zum 28. Mai in Maule liegen blieb.

Am 15. Mai ging ich übrigens an Bord, denn der Aufenthalt an Land war wirklich zu schauerlich, und die Eigenthümer des Fahrzeugs, zwei Engländer, boten mir freundlich an, meine Coje gleich jetzt zu beziehen. Ladung nach Ladung kam ebenfalls an Bord, und die Aussicht war da, daß wir bald segelfertig sein könnten.

Indessen machte ich in der Stadt, wo ich mich wenigstens einen Theil des Tages oder Abends aufhielt, verschiedene Bekanntschaften, und fand bald, daß in dem kleinen Neste eine förmliche deutsche Colonie sich angesiedelt hatte — aber es war das eine ganz eigenthümliche Colonie, wie man sie auch nur in einem solchen aus dem Wege liegenden Hafenplatze finden kann.

Die Chilenen sind nämlich nur höchst mittel-

mäßige Seeleute, die vielleicht abgerechnet, die von Jugend an auf chilenischen Kriegsschiffen gefahren. Die chilenischen Schiffsrheder wenigstens nehmen fast zu allen ihren Fahrzeugen fremde, besonders gern deutsche Capitaine, und die kleine Mauleflotte, die im Hafen lag, lieferte dazu die beste Illustration. Auf ihr war ein chilenischer Capitain, und dieser nur dem Namen nach, denn sein deutscher Steuermann führte das Schiff; ferner zwei französische Capitaine, ein englischer, ein Däne und die übrigen alle Deutsche.

Viele der früheren Capitaine aber, die für Maule gefahren, hatten sich hier verheirathet und zur Ruhe gesetzt, andere deutsche Seeleute, des unruhigen Lebens ebenfalls überdrüßig, folgten ihrem Beispiele, und es entstand dadurch eine kleine plattdeutsche Bevölkerung. Nur ein deutscher Bäcker und ein schweizer Seifensieder schienen eine Ausnahme von der Regel zu machen; alles Andere gehörte der See, und so wenig mehr Deutschland an, als ob es jenen Theil der Welt nie gesehen hätte, viel weniger darin geboren wäre. Die Leute wußten Nichts mehr von Deutschland oder wollten Nichts mehr von Deutschland wissen, und wenn man sie frug, weßhalb? so sagten sie: „was sollen wir denn mit Eurem Vaterlande?“ „hat denn Deutschland eine Flagge,

daß man hier etwas davon wüßte?" — und außerdem sprachen sie noch eine ganze Menge von Dingen, die wir gar nicht niederzuschreiben brauchen, denn der Setzer zu Hause würde sie doch nur mit Sternchen anführen.

Der alte Schweizer war ein ganz gemüthliches altes Haus. In seiner Jugend entflohen, um, wenn ich nicht irre, dem Militärdienst zu entgehen, hatte er sich hier in Chile niedergelassen und in Constitucion eine Seifensiederei angelegt. Es ging ihm aber gut, und nur höchst komisch war er, wenn er böse wurde, wo dann alle möglichen spanischen und französischen Flüche mit deutschen Kreuzdonnerwettern wild durcheinander polterten.

Er hatte davon gehört, daß ich eine Cither habe, und bat mich, weil ich im Hôtel nicht darauf spielen wollte, einmal Abends zu ihm zu kommen. Einige Tage vorher, ehe wir abfuhren, ging ich mit zwei bekannten Capitainen zu ihm und nahm mein Instrument mit. Der Mann war Seifensieder, nichts weniger als sentimal und hatte seine eigene Heimath seit 26 Jahren nicht gesehen. Als er die Cither anfänglich hörte, lachte er und machte Witze in allen möglichen Sprachen, dann goß er ein Glas Tschitscha nach dem andern hinunter,

nun saß er eine Weile ganz still, und auf einmal sprang er auf, lief hinaus und kam mit seiner alten Schweizerbüchse zurück, die Gott weiß wie lange und vergessen in einer Ecke gelegen hatte. Er wollte Etwas sagen, aber es ging nicht; er trug die Büchse wieder hinaus, und als er zurückkam, habe ich nie einen toller ausgelassenen Burschen als den alten Schweizer — nie ein ergreifenderes Zeichen von Heimweh gesehen, als dies.

Mit dem Manuel Carvallo waren auch noch ein paar Deckpassagiere, ebenfalls Deutsche, von Valparaiso gekommen, die, wie ich hier zu meinem Erstaunen hörte, in die Maule-Goldminen wollten, von denen mir bis jetzt kein Wort zu Ohren gekommen. Gold war aber in der That in den Bergen des Maule entdeckt worden, (es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich in allen Bergen Chiles findet), und meine beiden Landsleute, die den californischen Goldbergen unzufrieden den Rücken gekehrt, wollten hier auf's Neue ihr Glück versuchen.

Schon den dritten Tag, nachdem wir in Maule angekommen, brachen sie mit schönem Wetter auf, und einige Tage vorher, ehe ich die Stadt verließ, sah ich sie wieder. Sie hatten eben ihre Arbeiten begonnen und Gold gefunden, aber auch Schwie-

rigkeiten mit dem Wasser, das in Chile allerdings sehr unregelmäßig fließt, und einmal zu wenig vorhanden ist, und dann wieder in bösartigen Strömen niederschießt. Sie schienen aber doch gute Hoffnung zu haben, und wollten ernstlich zu arbeiten anfangen, sobald sie sich die nöthigen Provisionen und Werkzeuge eingelegt. Wie ihr späterer Erfolg sein wird, weiß ich freilich nicht.

Fast alle die Deutschen in Constitucion, ja fast alle anderen Europäer haben chilenische Frauen genommen und sich in das neue Vaterland ziemlich spanisch eingebürgert. Sie scheinen sich auch vollkommen wohl darin zu fühlen, und wenige von ihnen verlangen wohl wieder nach Deutschland zurück. Aber es sind, wie gesagt, fast lauter Seeleute, die eigentlich nirgends in der Welt ein ordentliches und festes Vaterland haben: weil sie eben von früh auf lernen müssen, sich überall, selbst in dem engen Raume eines Schiffes, heimisch zu fühlen.

Maule sollte ich aber nicht ohne ein Abenteuer verlassen. Ich war eines Abends in dem französischen Hôtel in der Stadt gewesen, eine Partie Billard zu spielen, und brach um 8 Uhr Abends von dort wieder auf, an Bord zurückzukehren. Nicht weit von dem Hôtel hörte ich eine

Guitarre, und irgend eine weibliche Stimme sang ein Lied dazu. Nun hört man das genug überall in den südamerikanischen Städten. Ich wollte vorübergehen, die Melodie des kleinen Liedes, die ich noch nie gehört, war aber wirklich reizend, und die Stimme der Sängerin ebenfalls außergewöhnlich rein und weich. Ich blieb einen Augenblick an der Thür stehen und sah im Innern, bei dem trüben Schein eines flackernden Talglichts, zwei Frauen, eine alte und eine etwas jüngere — die Sängerinnen. Die Letztere kauerte an dem in der Mitte der Wohnung stehenden Brazero oder Kohlenbecken, die Guitarre vor sich, und als sie ihren Vers beendet hatte und mich stehen sah, lud sie mich ein hineinzukommen und Platz zu nehmen.

Es ist das allgemeiner Brauch in derartigen Häusern, wo gewöhnlich Tschitscha verkauft wird. Man geht ungenirt hinein, läßt vielleicht eine Flasche Tschitscha bringen, die Damen zu tractiren, denn gewöhnlich spielen junge Mädchen die Guitarre, und die jungen Leute treten dann mit einer der Damen zum Tanz an, die Sambacueca auszuführen.

Hier sah es freilich nicht wie Tanz und Festlichkeit aus, und die Frau begann eben wieder,

ohne mich weiter zu beachten, einen neuen Vers ihres Liedes, als auf der Straße Stimmen laut wurden, die jedenfalls ein paar Betrunkenen angehörten.

Die Frau hörte mitten in ihrem Spielen auf und horchte, als die Alte ihr zurief, sie solle die Thür schließen. „Weßhalb?“ lautete die Antwort, „sie gehen vorüber.“

„Nein, ich kenne ihn,“ rief die alte Dame, „das ist der Geronimo und wieder betrunken; der kommt jedenfalls herein.“

Ich sagte ihr, sie solle unbesorgt sein, sie stand aber auf und schloß die Thür auf höchst einfache Weise, indem sie einen, dazu schon in der Ecke lehnenden Pfahl schräg dagegen schob. Es dauerte auch keine zwei Minuten, so hielten die beiden Nachtschwärmer — denn es war schon nach acht Uhr Abends und für Constitucion eine sehr späte Stunde — vor der Thür und begehrten richtig Einlaß.

Die Alte hatte indessen ohne Weiteres das Licht ausgelöscht, und ich befand mich selber jetzt — so rasch, daß ich eigentlich gar nicht wußte, wie ich dahingekommen — in einer ganz eigenthümlichen Situation, deren Entwickelung ich aber

mit aller Ruhe entgegensah. Die Sache machte mir eher Spaß.

Der eine der Beiden draußen verlangte jetzt nochmals Einlaß und schwor und fluchte, er hätte gesehen, daß Licht dagewesen wäre — was allerdings der Fall gewesen. Die Alte antwortete ihm endlich, frug ihn, was er wolle, und sagte ihm, sie seien schon zu Bett gegangen und ließen Niemanden mehr ein.

Statt jeder Erwiderung legten sich die Beiden draußen mit aller Kraft gegen die Thür und die nicht sehr starke Stange bog sich unter dem Gewicht.

Ich war ruhig sitzen geblieben und hatte mir indessen am Brazero meine Cigarre angesteckt, und die Guitarrespielerin schien die Sache ebenfalls sehr kaltblütig zu nehmen, denn sie drehte sich eine Papier-Cigarre. Die Alte war aber desto besorgter: „Wenn sie hereinkommen, zerbrechen sie Alles, was ich im Hause habe," flüsterte sie, „halten Sie die Thür, Sennor."

Ich lachte, denn die Sache kam mir ein Wenig komisch vor, daß ich andere Leute aus einem Hause fernhalten sollte, in dem ich selber nicht das geringste Anrecht hatte. Die beiden Burschen draußen waren aber, wie ich aus ihren Reden schon ge-

hört, jedesfalls ein paar chilenische Matrosen, und wie es schien, gerade angetrunken genug, um Unheil anzustiften. Polizei war ebenfalls nicht zu hören, obgleich sonst fast an jeder Ecke ein paar sogenannte Serenos stehen. Ich stand also langsam auf, ihren Wunsch zu erfüllen, ehe ich aber die Thür erreichen konnte, mußten die Beiden einen Anlauf zusammen gemacht haben, denn in diesem Augenblicke prallten sie gegen die Thür, der Pfahl brach, und der Eine kam in demselben Moment hereingeschossen, als ich ihn am Kragen nahm und wieder hinauswarf.

Jedenfalls muß ihn diese rasche Bedienung überrascht haben, und sein Kamerad prallte im ersten Augenblick ebenfalls zurück; die Thür war aber nicht mehr zu halten, und ich trat deßhalb in den Eingang und sagte den beiden Leuten ganz ruhig, sie sollten ihrer Wege gehen, oder ich würde sonst Polizei herbeirufen, sie zurecht zu weisen. In Wirklichkeit fiel es mir übrigens gar nicht ein, die Polizei zu behelligen; ich glaubte aber, daß dies die beiden Burschen am Schnellsten zur Vernunft bringen würde. Jedenfalls hätte die Drohung ihre Wirkung nicht verfehlt, wenn es Deutsche gewesen wären. Die beiden Tollköpfe wollten jedoch davon Nichts hören, und erbittert

vielleicht darüber, daß ich den Einen von ihnen so unsanft vor die Thür gesetzt, fielen sie plötzlich alle Beide auf einmal über mich her.

Nun bin ich allerdings nicht mehr recht ordentlich auf einen Faustkampf eingerichtet, denn die linke Hand kann ich, eines zerschossenen Fingers wegen, nicht ordentlich schließen, und mein früher einmal aus der Kugel gefallener rechter Arm macht mir auch noch manchmal zu schaffen. Ich wäre jedenfalls der Letzte, der etwas Derartiges gesucht hätte, meiner Haut mußte ich mich aber wehren, und ein paar glücklich geführte Stöße sandten den einen der Burschen rechts und den andern links in die Straße nieder.

Der eine fiel wie todt zurück und lag mit ausgestreckten Armen im Mondschein, und ich hätte jetzt ganz ruhig meiner Wege gehen können. Anstatt aber das zu thun, trat ich thörichterweise wieder in die Thür der Wohnung, vielleicht in einem unbestimmten Gefühl, die Frauen zu beschützen.

Der eine der Matrosen, denn daß es ein solcher war, bewiesen die schauerlichen halb englischen, halb spanischen Flüche, die er ausstieß, hatte sich jetzt wieder vollkommen aufgerafft, und forderte mich mit solchen nichtswürdigen Worten zu

einem neuen Kampfe heraus, daß ich Vernunft und Alles bei Seite setzte und die Herausforderung annahm. Mein Blut war aber auch indessen warm geworden, und nach dem zweiten 'round lag er wieder auf der Erde.

Indessen hatten sich doch einige Menschen aus den umliegenden Häusern versammelt, außerdem stand der Vollmond hoch und tagesklar am Himmel, und ich drehte mich jetzt ab, meiner Wege zu gehen. Die Umstehenden konnten das Haus genug beschützen; der Matrose war aber schon wieder auf den Füßen und kam hinter mir drein, und um mich wirklich nur noch meiner Haut zu wehren, gab ich ihm einen Schlag, der ihn bewußtlos gegen die Mauer schleuderte. — Merkwürdigerweise war indessen sein Kamerad, den ich noch vor wenigen Minuten auf der Erde gesehen hatte, spurlos verschwunden.

Mir selber hätte jetzt nicht das Geringste im Wege gestanden, ruhig nach dem Schiff hinunterzugehen, und ich hielt mich auch nicht länger auf. Unglücklicherweise war aber die Frau des einen Burschen, mit dem ich den letzten Strauß gehabt, dazugekommen, lief hinter mir her und schrie und jammerte: ich habe ihren Mann todtgeschlagen. Sie schrie dazu nach den Serenos,

und diese merkwürdigen Dienstboten der Gerechtigkeit, die den ganzen früheren Scandal mit der größten Gemüthsruhe an sich vorübergehen ließen, waren jetzt auf einmal wie aus dem Boden gewachsen neben mir. — Ich hätte jetzt noch freikommen können, denn ein paar kräftig geführte Schläge würden mich leicht von diesen Säbelträgern erlöst haben, und daß mich im Laufen Keiner einholte, wußte ich. Aber ich hatte ein vollkommen reines Gewissen und wollte mich nicht unnöthigerweise, noch dazu bei dem tageshellen Mondenschein, in möglichst größere Unannehmlichkeiten verwickeln. Ein paar Capitaine meiner Bekanntschaft waren ebenfalls in der Nähe, um im schlimmsten Falle für mich Bürgschaft zu leisten, und ich blieb ruhig stehen, den durch Pfeifen herbeigerufenen Officier der Wache zu erwarten.

Dieser kam endlich. Statt aber den ordentlichen Verlauf der Sache auch nur anzuhören, versicherte er einfach, er habe weiter gar Nichts damit zu thun, als uns auf die Wache abzuliefern. Der Subdelegado würde dann morgen unseren Fall weiter untersuchen.

Die Capitaine wollten jetzt Bürgschaft leisten, daß ich mich morgen früh zur bestimmten Zeit stellen würde; aber Gott bewahre, die Calebouse

sollte uns Beiden (denn mein Kampfgenosse war natürlich ebenfalls festgenommen) abkühlen, und dorthin wurden wir jetzt richtig abgeführt.

Für mich selber war die Sache unendlich komisch und ich hielt sie für einen vortrefflichen Spaß, bis mir, in der Calebouse angekommen, ein dunkles, kaltes, schmutziges Loch angewiesen wurde, in dem ich die Nacht zubringen sollte. Das war kein Spaß, und ich protestirte dagegen, aber es half Nichts, — Geld hatte ich ebenfalls nicht bei mir, denn mit Geld läßt sich viel ausrichten, und ich versprach endlich der Schildwache auf morgen eine Belohnung, wenn sie mir nur wenigstens einen alten Poncho verschaffte, mich darauf auszustrecken.

Das geschah; eine kurze Thonpfeife und Tabak mit Stahl und Schwamm führte ich glücklicherweise bei mir, und während ich mir die Pfeife anzündete und mich auf dem Poncho ausstreckte, fiel die Thür hinter mir in's Schloß, und der vorgeschobene Riegel schnitt meine Verbindung mit der Welt und Freiheit — auf zwölf Stunden ab.

Ich müßte übrigens lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich nur irgend traurig gestimmt gewesen wäre. Die Sache selber hatte manche ko-

mische Seite, und da mich der nächste Morgen befreien mußte, war es eben weiter Nichts, als „eine Nacht in der Calebouse.“ — Aber nichtswürdig kalt wurde es. Ich dampfte aus Leibeskräften meinen Tabak, konnte mich aber zuletzt nicht mehr erwärmen. Die Kälte schlug aus dem Backsteinboden herauf und von den feuchten Wänden nieder, und zog mit einem Strom wahrer Eisluft durch ein schmales Eisengitter in der Thür. Von 11 bis 2 Uhr etwa schlief ich gut, meinen eigenen Arm zum Kopfkissen, dann aber weckte mich die Kälte; ich konnte nicht wieder einschlafen und dankte Gott, als der Morgen endlich langsam aber licht anbrach.

Unsere verschiedenen Ställe wurden jetzt geöffnet, damit wir in den Hof gehen konnten, um „frische Luft“ zu schöpfen, während das Stubenmädchen (ein baumstarker Kerl mit einer sechs Fuß langen Kette am Beine) unsere Quartiere ausfegte.

Wir Anderen — es waren noch fünf Chilenen da, die ebenfalls eine Prügelei gehabt hatten — mußten dann in eine Art von Corridor treten, wo unsere Namen aufgeschrieben wurden — und es versteht sich von selbst, daß ich mir ein alias fabricirte.

Als wir in den Hof zurückkamen, sah ich unser Stubenmädchen wacker an der Arbeit, in dem Kehrichthaufen herumzutrampeln und mit den Füßen zu scharren. Ich ging näher und fand ihn emsig beschäftigt, eine Unzahl Flöhe todt zu treten, die unbehülflich in dem Kehrichtstaube herumkrochen.

Meine Maule-Freunde waren indessen bei dem Subdelegaten gewesen, mich sobald als möglich frei zu machen, aber der streng gerechte Richter behauptete, vollkommen in seinem Rechte, daß vor dem Gesetz Alle gleich seien, und ich mit den übrigen Gefangenen um zehn Uhr zu seinem Hause zu kommen hätte, dort den Entscheid zu hören.

Bis zehn Uhr, es war noch eine lange Zeit, und mein Tabak vollständig aufgeraucht — aber sie verging auch, und das Einzige wollte mir nicht behagen, mit einem Polizeidiener durch die Stadt zu marschiren. Das arrangirte sich jedoch noch Alles auf's Beste, denn die Polizei war darin wirklich human. Der Soldat, der uns zum Subdelegaten geleitete, ließ die Chilenen eine Strecke vor sich her gehen, und ich folgte ihm in etwa 30 oder 40 Schritt, als ob mich die ganze Sache weiter nicht das Geringste anginge.

So erreichten wir endlich das Haus des Subdelegaten, mußten dort noch etwa eine Viertel-

stunde antichambriren, bis der Herr fertig gefrühstückt hatte, und kamen dann Alle auf einmal vor.

Er saß in seinem Arbeitszimmer an einem Schreibtische und hielt einen schmalen Zettel in der Hand, auf dem unsere Namen standen. Wir armen Sünder bildeten einen Halbkreis um ihn her.

Er las jetzt die Namen, ohne uns auch nur anzusehen, nach der Reihe ab; der meinige stand oben an, ich hatte Garser angegeben. Als Jeder auf seinen Namen militärisch geantwortet und er also wußte, daß wir Alle da seien, glaubte ich natürlich nicht anders, als daß jetzt das Verhör beginnen würde. Das hätte den Herrn aber jedenfalls zu lange von seinen übrigen Geschäften abgehalten, denn er bemerkte wenigstens ganz ruhig, indem er noch einmal hinter einander rasch die Namen ablas — „haben vier Tage öffentliche Arbeit," und legte dann, als sei die Sache vollständig beseitigt, den Zettel neben sich auf den Tisch nieder.

Ich mußte wirklich an mich halten, daß ich nicht gerade herauslachte; die Situation war aber auch wirklich zu komisch, wenn ich mir dachte, daß ich vier Tage, für das Wohl Chiles, unter

passender Aufsicht hätte an der Straße arbeiten sollen. — Es entstand jetzt eine kleine Pause; einer der anderen Chilenen aber, der wahrscheinlich schon öfter derlei Scenen durchgelebt, sagte endlich:

„Und wie viel kostet das?"

„Vier Tage ist auf den Mann ein Dollar," erwiderte der Richter, und auf den Dollar Abbuße reducirte sich also die ganze Strafe.

Glücklicherweise hatten mir meine Freunde an dem Morgen schon Geld gebracht, weil sie recht gut wußten, wie solche Sachen enden. Ich zahlte also meinen Dollar, eben so die übrigen Chilenen; nur der, mit dem ich gestern Abend mein Rencontre gehabt (der arme Teufel sah blau und braun im Gesichte aus), hatte kein Geld und sollte jetzt wieder zurückgeführt werden, seine vier Tage abzuarbeiten. Draußen vor der Thür stand seine Frau, eine kleine dicke Gestalt mit einem verschossenen Seidenkleid und einem grünseidenen Sonnenschirme, dieselbe, der ich die Verlegenheit dieser Nacht verdankte. Ihr hätte ich es eigentlich gegönnt, aber der arme Teufel von Matrose trug seine Strafe schon für wenigstens vierzehn Tage in der Physiognomie; ich zahlte deßhalb den Dollar auch für ihn, und hatte gleich darauf das

Vergnügen, ihn Arm in Arm mit seiner Gattin die Straße hinabsteigen zu sehen.

Constitucion ist kein London, und da so wenig Fremde in den Ort kommen, glaube ich fast, daß kein Kind in dem Platze war, das nicht an dem nämlichen Morgen wußte, ich hätte die Nacht in der Calebouse gesessen. Wie ein Lauffeuer war es durch die ganze Stadt gefahren, und wo ich hinkam, traf ich freundlich grinsende Gesichter, die mich frugen, wie ich die Nacht geschlafen hätte. Die Meisten setzten auch noch hinzu: „wenn sie es nur ein klein wenig früher erfahren, hätten sie mir ein Bett gebracht.“ Das gehörte aber mit zu den kleinen Leiden des menschlichen Lebens und mußte eben ertragen werden.

Wir waren jetzt mit unserem Fahrzeuge vollkommen segelfertig, und mit uns lagen noch zehn andere Fahrzeuge bereit, jede Stunde auszulaufen, nur daß die Barre uns noch nicht gestattete, in See zu gehen; denn ihre gelben Wogen verschlossen noch immer schäumend die Ausfahrt.

An der Mündung jedes Flusses fast sind solche Barren, den Mississippi und Amazonenstrom nicht ausgenommen, und sie werden stets durch die Masse Sand gebildet, die größere Ströme mit sich

dem Meere entgegenführen. Dort aber, wo ihnen dies seine Fluth entgegenstemmt, lagern sie dann einen Theil des Sandes ab, und bilden dadurch eine Bank, die besonders der Schifffahrt nachtheilig ist. Die Barre von Maule thut dem Handel dort vielen Schaden, denn namentlich zur Sommerszeit, wenn der Fluß niedrig ist und keine starke Strömung hat, wächst die Sandbank so an, daß sie kaum sechs bis sieben Fuß Wasser im Canal hat und geladene und seefertige Fahrzeuge schon zwei Monate aufgehalten wurden, ehe sie auslaufen konnten.

Setzen dagegen im Winter jene heftigen Regen in den Cordilleren ein, dann wirft auch der Maule seine Strömung mit einer solchen Gewalt dem Meere entgegen, daß ihn dieses nicht mehr aufhalten kann, und reißt sich dann nicht selten einen Canal von 25 bis 30 Fuß in die Barre.

Aber selbst wenn die Barre hinreichend Wasser hat und die See ihre Dünung von Westen oder Südwesten dagegenwirft, können die Schiffe nicht auslaufen, denn wo sich die beiden Wassermassen dann begegnen, bäumt sich eine solche Brandungswelle, daß die Fahrzeuge sie nur mit vollgeblähten Segeln und einer starken Brise überwinden können — etwas sehr Seltenes, da der

Hafen, wie schon vorerwähnt, von den hohen Felsen begrenzt wird.

Nun liegt ein der Regierung gehörender Dampfer hier, der dazu bestimmt ist, seefertige Schiffe über die Barre zu bringen. Wie das aber bei allen diesen südamerikanischen Beamten geht, die nur eine Anstellung verlangen und sich damit jeder Mühe und Arbeit überhoben glauben, so war es auch hier. Weder der Hafencapitain, noch der angestellte Lootse (der Letztere taumelte ohnedies stets betrunken in der Stadt herum) kümmerten sich im Geringsten um die Barre und versuchten nicht einmal, obgleich sie zwei Tage vollkommen glattes Wasser zeigte, das Loth zu werfen. Endlich machten die Capitaine der verschiedenen Schiffe Lärm, und als ein von draußen herankommendes Schiff durch die falschen Signale des trunkenen Lootsen bald verloren gewesen wäre und nur mit genauer Noth und Verlust seines falschen Kiels wieder in tiefes Wasser kommen konnte, traten sie zusammen und verlangten in einer Schrift Absetzung des Lootsen und Untersuchung der Barre.

In den nächsten Tagen (der Lootse wurde aber nicht abgesetzt) war das Wetter wieder ruhig, und der erste Officier des Dampfers fuhr hinaus

auf die Barre, warf das Loth und kam mit dem Bericht zurück, daß die Barre, bei Fluth, nur sieben Fuß Wasser habe. Alle dort liegenden Fahrzeuge zogen aber mehr als acht, und einige, so auch wir, über elf Fuß; an ein Ausgehen wäre also unter solchen Umständen nicht zu denken gewesen.

Damit begnügten sich aber die Capitaine diesmal nicht, denn nach den letzten Regen war es nicht möglich, daß die Barre so wenig Wasser haben konnte. Ein alter deutscher Capitain, Hanssen, fuhr deßhalb am nächsten Morgen mit einem Wallfischboot selber hinaus und fand bei niedrigem Wasser im Canal an den seichtesten Stellen 10½ Fuß.

Jetzt mußten die Behörden wohl Anstalten machen, denn sie hatten sich zu sehr blamirt. Der Hafencapitain war am nächsten Morgen (in Shawls und Tücher eingehüllt, denn so früh war er wohl seit Jahren nicht aufgestanden) mit Tagesanbruch unten am Hafen. Der Dampfer selber fuhr hinaus, den Wasserstand zu untersuchen, und zwei Stunden später bugsirte er mit steigender Fluth das erste Fahrzeug hinaus, die jetzt nach der Reihe folgten, wie sie eben disponirt waren. Wir kamen an diesem Tage leider nicht mehr an die Reihe; aber

am nächsten Mittag sandte uns der Dampfer sein Schlepptau, die Anker wurden gehoben, und unter einem dreifachen Hip=hip=hip Hurrah! der am Ufer stehenden Bekannten (denn es war etwas Seltenes, daß von Maule aus ein Fahrzeug um Cap Horn ging) schossen wir der Barre entgegen, und schaukelten gleich darauf in der uns wild umtobenden Fluth. Zweimal berührten wir den Grund — und es ist das ein höchst merkwürdiges Gefühl, wenn ein Schiff aufstößt, und geht ordentlich durch alle Nerven und Knochen. Die Berührung mit der ohnedies weichen Sandbank war aber zu leicht, um dem wackern kleinen Fahrzeuge zu schaden. Gleich darauf schwammen wir in tiefem Wasser, ein frischer Nordwind blähte unsere Segel, und während die anderen Schiffe, eine ordentliche kleine Flotte, nach Norden aufzukreuzen suchten, wurden die Kreuzraaen unseres Vormastes quer gebraßt, und lustig flogen wir dahin, dem kalten Süden zu.

Gleich nachdem wir ausfuhren, kam der Schooner „Sarah" ein, der zwei Tage vor dem „Manuel Carvallo" Valparaiso verlassen und die ganze Zeit draußen vor dem Hafen von Maule herumgekreuzt hatte, ohne die Barre passiren zu können.

7.

Am Cap Horn.

Der Mensch soll nur um Gotteswillen nicht glauben, daß er je im Stande ist, selber Etwas über sein eigenes Schicksal zu bestimmen. Hatte ich mir je im Leben vorgenommen, irgend eine Reise auf meinen Fahrten nicht zu machen, so war es die um Cap Horn gewesen, und wo fällt mir das wieder ein? gerade etwa im 50. Grade südlicher Breite im alten atlantischen Ocean, in den ich vor ein paar Tagen, um eben jene verrufene Spitze herum, eingelaufen bin.

Ich hatte aber auch freilich die Landreisen in ewigen, unaufhörlichen Regengüssen oder Schneegestöbern satt, recht herzlich satt bekommen, und sehnte mich danach, dem Körper wieder einmal auf kurze Zeit Ruhe zu gönnen. Cap Horn ist dazu freilich auch nicht der geeignete Platz, und wer

Neigung hat, seekrank zu werden, mag sich nur auf eine rauhe See gefaßt machen. Glücklicherweise werde ich selber aber nie seekrank, und da ich außerdem auch noch viel zu schreiben hatte, war mir die kurze Reise auf einem Segelschiffe ganz erwünscht.

Das Fahrzeug selber, in dem ich mich von Constitucion aus einschiffte, war, wie vorher erwähnt, ein dreimastiger Schooner, die Amalia, der, mit Mehl geladen, nach Montevideo bestimmt war. Die Ladung selber war nun an und für sich vortrefflich, denn Mehl in Säcken ist eine ausgezeichnete Last für ein Schiff, mit der es leicht und bequem segeln kann, aber wir hatten zu viel, und vielleicht 50,000 Pfund mehr, als es bequem tragen konnte. Dadurch ging es zu tief und schwerfällig, besonders für eine so stürmische Reise, im Wasser, und in Constitucion selber sprach ich verschiedene Leute — selbst Capitaine von anderen Schiffen — die mir versicherten, sie möchten nicht mit dem Fahrzeug, wie es geladen sei, um Cap Horn gehen.

Mir blieb nun freilich keine andere Wahl, ich mußte mit, aber ich wußte auch, daß es ein vortreffliches Schiff sei, das fest und stark für die Fahrten mit Kupfererz gebaut war. Außerdem hatte

die Amalia einen tüchtigen Capitain — einen Deutschen, Namens Carl Blum, und daß sie ein gutes Seebot sei, bestätigten Alle — das war ohnedies die Hauptsache, und am 28. Mai traten wir von Constitucion aus unsere Winterreise um Cap Horn an.

Schon am ersten Tage begünstigte uns die Brise; wir hatten einen noch ziemlich leichten Norden, der uns rasch, vor dem Wind, nach Süden hinuntersetzte, und es zeigte sich bald, daß die kleine Amalia ein ganz vortrefflicher Segler war, der trotz seiner nicht unbedeutenden Last recht hübschen Fortgang machte. Sie lag auch außerdem viel ruhiger, als ich erwartet hatte, und der Anfang versprach alles Gute. Es ist gewöhnlich so in der Welt, und Manches sieht von Weitem außerordentlich gefährlich aus, das, wenn man ihm ernstlich auf den Leib rückt, eine ganz andere und viel freundlichere Farbe annimmt. Unsere Mannschaft war allerdings sehr klein und bestand aus dem Capitain, dem Steuermann, vier Matrosen, einem Schiffsjungen und dem Koch. Der Cajütsjunge war uns an dem nämlichen Morgen unserer Abfahrt noch davongelaufen. Zwei von diesen Matrosen waren Engländer, einer ein Franzose, und

der vierte, wie der Schiffsjunge, Chilenen, aber Alles gute, ruhige Leute.

In der Cajüte war ich mit dem Eigenthümer des Fahrzeugs, der ebenfalls nach Montevideo ging, der einzige Passagier, der Raum darin aber auch viel zu beengt, noch mehr einzunehmen, da die vordere Abtheilung der Cajüte gleichfalls mit Mehl vollgestaut war und wir selbst in unserem kleinen Raume noch einige Säcke mit Weizen liegen hatten. So unbequem aber eine derartige Einrichtung auch im Anfange aussehen mochte, so glaubt man doch gar nicht, wie rasch sich Alles einrichtet und zusammenschüttelt, wenn man nur erst einmal in See ist. Die ersten ruhigen Tage kamen uns dabei ebenfalls sehr zu Statten, uns in das neue, etwas eingeengte Leben zu finden, und da der Capitain sowohl wie mein Mitpassagier ein paar ganz prächtige Leute waren, so ertrug sich, was sonst vielleicht eine Unbequemlichkeit gewesen wäre, vortrefflich.

Constitucion liegt etwa 35 Grad südlicher Breite am stillen Ocean, Montevideo ziemlich genau in der nämlichen Breite am atlantischen Ocean, und das Cap Horn hat 55 Grad 58 Minuten, also etwa 56 Grad südlicher Breite, eigentlich schon eine etwas kalte Nachbarschaft, noch dazu im Win-

ter. Gerade in dieser Jahreszeit herrschen aber auch auf der östlichen Seite Amerikas West- und Südwestwinde, auf der westlichen dagegen Nordwinde vor. In diesen Monaten werden deßhalb auch von der West- nach der Ostküste Amerikas die schnellsten Reisen gemacht, und an einer schnellen Reise lag mir jetzt Alles. Sehr starke Winde bekamen wir aber nicht, und bis zum 7. Juni hatten wir abwechselnd schwache Nord- oder Südwinde und manchmal auch vollkommene Windstille, was uns nicht rasch vorwärts brachte. Am 7. änderte sich die Sache; wir hatten jetzt etwa den 48. Grad südlicher Breite erreicht und bekamen schon früh am Morgen einen heftigen Nordwind, der über Tag eher zu- als abnahm. Unsere kleine Amalia zeigte aber auch jetzt, was sie konnte, und lief vor dem Wind, daß es eine Lust war, ihre 10 Knoten die Stunde. Gegen Abend wurde aber der Wind zum Sturm, der sich mit der Morgendämmerung wohl etwas legte, gegen Sonnenuntergang am 8. aber wieder von Neuem losbrach. Der Barometer, der sich bis dahin noch immer nahe den 30 und darin gehalten hatte, fiel bis auf 29 — $65_{/100}$ und es stand eine höchst ungemüthliche See.

Die Hauptbefürchtung, die jene Leute in Con-

stitucion gegen das Ueberladen des Fahrzeugs ausgesprochen, war die, daß es sich „fest segeln“ würde, das heißt, daß es bei zu heftigem Winde im Rücken, vor dem es also lenssen mußte, um den nachstürzenden Wellen zu entgehen, sich mit dem Bug in die See einwühlen und dann von der nachfolgenden See überschüttet und abgeschwemmt würde. An diesem Abende war es fast, als ob uns etwas Aehnliches geschehen sollte, denn wie die See höher und höher wuchs und wilder und stürmischer wurde, schlugen die furchtbaren Wellen ein paar Mal von beiden Seiten dermaßen über Bord, daß sie das ganze Verdeck bis an den Rand der Schanzkleidung füllten. Das so schon schwer geladene Fahrzeug bekam dadurch vielleicht an die 30 Tons Wasser mehr zu tragen und konnte sich mit diesem Gewicht nicht wieder aufrichten. Es war so tief unter Wasser gedrückt, daß die See mit der Schanzkleidung gleich lief, und ich kenne angenehmere Situationen, als die war, wo der wachthabende Matrose in das vorn und etwas höher liegende Vorcastle hinabschrie: „Alle an Deck! wir sinken!“

Eine mächtige Welle legte aber glücklicherweise das sonst vollkommen dichte und gute Fahrzeug auf die Seite, eine andere hob es wieder herüber,

und dadurch verloren wir fast das halbe Wasser. Die Leute konnten jetzt die Seitenluken in der Schanzkleidung öffnen, dem übrigen Wasser Raum zu geben, um abzuströmen, und der kleine, wackere Schooner schüttelte sich die Fluth vom Nacken und stieg wieder keck empor, seine Bahn fortzusetzen, als ob gar Nichts geschehen wäre. Ein anderer Schrei dieser Nacht ging mir durch Mark und Bein: „Mann über Bord!“ — Wer ihn noch nie gehört hat, kann sich keinen Begriff von der Furchtbarkeit des Eindrucks machen. Glücklicherweise war es diesmal noch ein blinder Lärm gewesen; den chilenischen Schiffsjungen hatte die an Bord gekommene Fluth aufgehoben und über die Bulwerk hinausgeworfen. Er klammerte sich aber noch an eine der Pardunen an, und die nächste Woge hob ihn wieder herein. Armer Bursche! Er erzählte an dem Abend seinen Wachtkameraden, daß sein Großvater und sein Vater auch ertrunken wären. Er sei der letzte Sohn und habe nur noch seine Mutter und drei Schwestern daheim.

Mit diesem Unwetter, das jedoch am nächsten Morgen wieder nachließ, waren wir aber ein tüchtiges Stück auf der Karte vorgerückt und ziemlich bis zum 55. Grad gekommen. Es war indessen

auch bedeutend kälter geworden, als wie es bisher gewesen, aber doch lange nicht so kalt, wie ich es mir bis dahin, nach allen Beschreibungen, die ich über Cap Horn im Winter gehört — gedacht hatte. Leider führten wir nicht einen einzigen Thermometer an Bord, die Temperatur genau zu bestimmen, aber um das Cap herum erreichten wir nicht ein einziges Mal den Gefrierpunkt, und nur später an der östlichen Seite und schon wieder im 52. Grade fiel gegen Morgen etwas Schnee, der ein paar Stunden auf dem Verdeck liegen blieb. Hier hielten uns freilich auch noch die Nordwinde warm, die von der heißen Zone herunterwehten, und weder Deck noch Taue waren je mit Eis bedeckt oder selbst hart gefroren. In unserem engen Cajütenraume blieb uns indessen gar kein Platz, einen Ofen zu stellen, und wir mußten uns deßhalb, um es doch etwas behaglicher da unten zu machen, mit einem sogenannten chilenischen brazero oder Kohlenbecken begnügen.

Diese brazeros sind offene Pfannen von Eisen oder Blech, je nachdem sich der Luxus ihrer bemächtigt, die einfach mit Holzkohlen gefüllt und offen in die Stuben gestellt werden. Allerdings benutzt man die Kohlen nicht eher, bis sie nicht vollkommen durchgeglüht sind und ihre gefähr-

lichen Gase abgedampft haben. In den chilenischen Häusern ist auch außerdem noch gewöhnlich Luftzug genug, eine solche Ausdünstung weniger gefährlich zu machen. Anders aber gestaltet sich das, wenn nicht die größte Vorsicht gebraucht wird, an Bord, wo Alles, schon des einschlagenden Seewassers wegen, so dicht als möglich gehalten werden muß. Dort kann man leicht alle die Folgen zu tragen haben, die jene giftigen Kohlendünste nach sich ziehen.

So geschah es ein paar Mal, daß die Kohlen heruntergeschafft wurden, ohne richtig ausgebrannt zu sein, da man sie, der überschlagenden Wellen wegen, nicht an Deck stehen lassen konnte, und die bösartigsten Kopfschmerzen waren nachher die Folgen davon.

Vom 9. bis auf den 10. Juni hatten wir ziemlich leichte Winde, und es war, obgleich wir uns jetzt schon fast in einer Breite mit Cap Horn befanden, eher warm als kalt. Am 10. setzte wieder bis zum 11. eine frische Brise ein, die aber den 11. Nachmittags zu richtiger Windstille einschlief. Vom 11. bis 12. kreuzten wir langsam nach dem Cap Horn hinauf, das wir endlich klar und deutlich, mit all' seinen benachbarten Inseln und seinem Hintergrund von schneebedeckten Kup-

pen, vor uns hatten. Wie es mir aber immer mit fremden Ländern geht, daß ich sie in der Wirklichkeit stets anders finde, als ich sie mir gedacht habe, so auch hier, wo ich geglaubt hatte, ich würde, besonders im Winter, schneebedeckte riesige Kuppen finden, die bis zum Wasserrande hinab ihre weißen Hänge zeigten. Dem ist keineswegs so. Die weit zurückgelegenen und hohen Bergkuppen des Feuerlandes zeigten allerdings Schnee genug, alle die Inseln aber, die wir südlich davon passirten, Cap Horn, mit einigen anderen Inselgruppen (denn das eigentliche Cap Horn ist auch nur eine Insel), und später, in ziemlich gleicher Breite, die große Staten-Insel, sie alle waren nicht allein nicht mit Schnee bedeckt, sondern zeigten sogar eine freundlich grüne Decke.

Capitain Robert Fitz Roy, der diese Küsten besonders genau untersucht und trefflich darüber geschrieben hat, sagt von Staten-Island und Cap Horn:

„Neben dem stürmischen und feuchtesten Klima der Welt, der Barometer dabei sehr tief, aber ziemlich fest stehend, blüht hier eine so reiche wie üppige Vegetation. So rauh diese Inseln von Weitem aussehen, so grün und freundlich findet man sie, sobald man sie betritt. Ueberall keimen Pflanzen, die Hügel sind mit immergrünen Bü-

schen und Gewächsen bedeckt, und die Jahreszeiten machen darin fast gar keinen Unterschied. Sonderbarerweise scheint es auch fast, als ob jene Gesetze der Temperatur-Verringerung in aufsteigenden Gegenden hier gar keine Anwendung fänden, denn weder hier (Staten-Inseln) noch am Cap Horn finden wir den geringsten Unterschied in der Vegetation zwischen dem flachen tiefgelegenen Lande und den Kuppen der doch immer 1200 Fuß hohen Hügel. Nach verschiedenen vorgenommenen Messungen und dem Stand der Temperatur in dem niederen sandigen Lande, müßte Schnee auf jenen Hügeln liegen, aber es ist nie der Fall, und selbst die Berge von Cap Horn berührt er nur in seltenen Fällen. Die Feuerländer gehen nackt, und Blumen halten sich an den Bäumen den ganzen langen und frostlosen Winter hindurch. Thiere giebt es natürlich nicht auf diesen Inseln, als nur Amphibien, Ottern, Seehunde und Wasservögel, und hier haben Albatroß und Captaube ihre Heimath."

Wo sich diese letzteren aber gerade jetzt aufhielten, weiß ich wahrlich nicht, denn Albatroß bekamen wir dann und wann nur ein einzelnes zu sehen, und Captauben weiter keine, als die wir selber mit aus dem Maulefluß oder wenig-

stens von der Küste dort gebracht. Dicht vor dem Hafen schloß sich uns ein kleiner Flug von acht oder zehn Stück an und blieb die ganze lange Reise treu beim Schiff. Die kleinen Seeschwalben, mother Careys chicken, wie sie die Engländer nennen, sah ich nur ein oder zwei Mal. Sie folgen nicht in diese kalten Breiten vom Cap Horn.

Am 12. kreuzten wir mit richtigem Nordost-wind — also gerade daher wehend, wohin wir wollten — ganz in der Nähe des Caps herum. Die Luft war warm und angenehm und die See vollkommen ruhig. Gegen Abend fing aber der Barometer an zu fallen, plötzlich drehte sich der Wind nach S. S. O. herum, und die ganze Nacht schäumten wir durch die wieder hohe und höher steigende See, daß es eine Lust war. Am nächsten Morgen sahen wir die hohen Hügelrücken von Staten-Land, hatten aber wahrlich keine Zeit, uns aufzuhalten, und gegen Abend begann ein neuer Sturm. Bis etwa um 10 oder 11 Uhr war der Barometer, der niedrigste Stand, den wir noch gehabt, bis auf 28,$^{89}/_{100}$ gefallen, und der Sturm hatte damit seine höchste Höhe erreicht. Fast vor dem Wind, 9 und 10 Knoten die Stunde, vor dicht gereftem Marssegel und Vorstengenstag-

segel schäumte unser kleiner tief geladener Schooner durch die fast milchweiße See.

Am 14. beruhigte sich der Sturm in Etwas, aber nur auf wenige Stunden, ohne der See Zeit zu geben, ihre hohen mächtigen Wellen einigermaßen zu legen. Wie kleine Berge kamen sie angerollt, und manchmal war es ordentlich, als ob sie das niedere Fahrzeug überstürzen müßten.

Den ganzen 15. Juni wehte es mit vollen Backen, eine wahre Verschwendung des herrlichsten Windes, denn wir durften fast gar keine Leinwand zeigen und sahen die See dabei nur immer wie eine Sprühfluth vorrüberrauschen. Ich hatte den Abend noch spät bis in die Nacht hinein geschrieben, so daß es fast 1 Uhr Morgens war, als ich mich niederlegte. Dafür konnte ich am nächsten Morgen so viel länger schlafen, denn die Sonne ging in dieser Breite erst nach 8 Uhr auf. Ich sollte heute aber auf traurige Art geweckt werden. Mit einem jähen Schreck fuhr ich empor, als ich wildes, ängstliches Geschrei an Deck hörte, und in zwei Minuten in den Kleidern tönte schon der Angstruf zu mir nieder: „Mann über Bord!“ Du großer Gott, diesmal war es nur zu wahr. Der arme Schiffsjunge, der in dem vorigen Sturme schon fast über Bord geschwemmt wäre, war in

die Vormarsraae hinaufgeschickt worden, dort irgend etwas Nothwendiges auszubessern, und durch ein Ueberholen des Fahrzeugs aus dem Gleichgewicht gekommen und abgefallen. Der Mann am Steuer hatte ihn stürzen sehen und augenblicklich den Alarm gegeben, und ein Tau war zu ihm hinausgeworfen, als er vorbeitrieb, aber nicht lang genug gewesen, und alle Segel flappten jetzt im Winde, das Schiff drehte bei und die Leute sprangen nach dem Boot, wenn irgend möglich, den Kameraden zu retten.

Der Wind hatte allerdings gegen Morgen bedeutend nachgelassen, die See ging aber noch immer mächtig hoch, und für das kleine Boot, welches wir anhängen hatten, war es ein Wagstück. Wer denkt aber in solchen Augenblicken an die eigene Gefahr.

Durch das Beidrehen des Fahrzeugs und die hochgehende See hatten die Leute an Deck den Verunglückten aus dem Gesichte verloren. Ein paar sprangen in die Wanten hinauf, ihn mit den Augen zu suchen und: „dort ist er — er schwimmt noch!“ tönte der Jubelschrei, und da drüben, gar nicht weit von dem Schiff entfernt, kreisten unsere Captauben dicht über dem Kopfe des Armen, der mit seinen schweren wollenen und vollgesogenen

Kleidern wacker gegen die bäumende Fluth ankämpfte. Dem Schiffe strebte er entgegen, ruhig und fest, ohne einen Schrei auszustoßen. Das Boot stieß ab und hielt auf ihn zu — noch war der Kopf über Wasser, noch lebte er — die Woge hob ihn und bäumte vor ihm auf — als sie in sich zusammenschmolz, war der Platz leer, und die Captauben strichen wieder ab und zum Schooner zurück. Das Boot gab ihn noch nicht auf — die Männer legten sich aus allen Kräften in Ruder — umsonst — sein Schicksal hatte sich erfüllt, und dasselbe nasse Grab, das seinen Großvater und Vater umschloß, hatte nun auch ihn aufgenommen.

Wäre eine Rettungsboye an Bord gewesen, dem Schwimmer zuzuwerfen, wie sie eigentlich an keinem Schiffe fehlen dürfte, so hätten wir den Mann jedenfalls gerettet, denn nur das Gewicht seiner schweren Kleider zog ihn so rasch in die Tiefe. Wer aber kümmert sich auf südamerikanischen Schiffen um etwas Derartiges, und die Regierung hat mehr zu thun, als auf das Leben ihrer Unterthanen zu achten.

„Jetzt hat die See, was sie will," sagte der Steuermann, als eine halbe Stunde später die Sonne hell und warm heraustrat, eine leichte stete Brise uns vorwärts trieb, und die See sich

rasch legte, und merkwürdig war es in der That, wie mit dem einen Schlage die ganze Natur sich zu verändern schien. Wer kann es dem Seemanne verdenken, wenn ihm, in einem von solchen Scenen erfüllten Leben manchmal der Gedanke aufsteigt — den der civilisirte Landmensch vielleicht Aberglauben nennen würde — daß die wilde wogende See nicht blos ein todtes, mit Salzwasser gefülltes Gefäß ist, sondern Leben und Bewußtsein hat, und „ihre kärgliche Nahrung an Menschenleben" gewissermaßen als eine Art Tribut für freie Schifffahrt verlangt.

Armer Bursch! Seine Mutter und Schwestern standen am Ufer, als unser Fahrzeug den Mauleflūß verließ — ihre Gedanken folgen dem Kind und Bruder, das sie jetzt bald in dem fernen Lande glauben und indessen — wohl ihnen, daß sie den Augenblick nicht mit erleben durften, als die Möven über dem sinkenden Körper kreisten, und den l e e r e n Platz dann gleichgültig verließen.

Den ganzen Tag hatten wir eine leichte günstige Brise, und auch der nächste Tag, der 17., setzte eben so ein, wenn es auch die Nacht und früh am Morgen ein paar Mal etwas Schnee und Hagel herunterwarf. Wir waren jetzt auch wieder aus den funfziger Breitengraden heraus

und, nachdem wir die Falklandsinseln umschifft, frei von jedem Land, mit dem Cours offen vor uns.

Vergessen hab' ich aber zu erwähnen, daß wir, noch im stillen Ocean und zwar 45 Grad 17 Minuten südlicher Breite und 78 Grad 30 Minuten westlicher Länge, einen nicht unbedeutenden Kometen entdeckten.

Am 4. Juni, 20 Minuten nach 6 Uhr Abends (15 Minuten nach 11 Uhr Greenwich-Zeit), sehen wir ihn in S. W. bei S. (nach magnetischem Nord) etwa 12 Grad über dem Horizont, mit einem Schweif von circa 12 Grad Länge, schräg auch nach Süden zeigend. Der Kern des Kometen glich einem Stern zweiter Größe und war hellleuchtend, der Schweif sah aus wie ein langer dünner und leuchtender Nebelstreifen.

Der Komet ging 7 Uhr 27 Minuten im Südwesten unter, und ich war nicht wenig erstaunt, ihn am nächsten Morgen um 4 Uhr schon wieder, ebenfalls etwa 12 bis 14 Grad hoch am Himmel zu sehen. Richtung liegt halb Süd. An dem Morgen erschien er mir bedeutend größer, als am vorigen Abend.

Am 7. Juni nahmen wir Abends 6 Uhr 12 Minuten unter 49 Grad 32 Minuten südlicher Breite und 76 Grad westlicher Länge, also im stillen Ocean,

nahe der chilenischen Küste, die genaue Distance S. W. vom Jupiter. Die Angular-Distance betrug 92 Grad 6 Minuten. Der Kern des Kometen selber stand 10 Grad 46 Minuten über dem Horizont.

Von da ab bekamen wir sehr rauhes und schweres Wetter; der Himmel war fast immer bewölkt, und gab es einmal einen klaren Morgen, so zog die Luft so kalt über See, daß ich, an ein warmes Klima wieder gewöhnt, mich wohl hütete, so früh an Deck zu kommen. Nachdem wir Cap Horn drublirt, hatten wir fast keine Nacht klaren Himmel mehr, und erst am 12. Juni etwa bekamen wir klare Abende, aber kein Komet war zu sehen, und die Morgen blieben trübe.

Am 26. Morgens sagte mir der eine Matrose, daß er den Kometen wieder vor Tag gesehen habe, und er sei jetzt viel größer als früher. Am 27. ließ ich mich wecken. Leider war der Himmel nicht ganz rein, aber der Komet ließ sich deutlich, etwa 5 Uhr Morgens, 8 Grad über dem Horizont erkennen — er hatte sich total verändert.

Nach dem, was wir daran sehen konnten, hatte der Kern etwa den Durchmesser des halben Mondes, und war nicht mehr leuchtend, sondern nebelhaft; der Schweif stand fast gerade in die Höhe,

etwas nur nach Norden geneigt und war riesenhaft breit und lang, und dabei so hell, daß die darin strahlenden Sterne fast verschwanden. Er stieg auf, aber Wolken verdunkelten ihn, und später erhellte sich der Morgenhimmel.

Unsere Fahrt ging indessen sehr monoton, aber glücklich von Statten. Nachdem wir den armen Schiffsjungen über Bord verloren, wurde das Wetter gut, und der Wind legte sich, ja oft so, daß wir Tage lang Windstille und klares Wetter wie ruhige See hatten. Damit machten wir freilich auch nur geringen Fortgang. Glücklich aber erst einmal um das Cap, rückten wir doch wenigstens jeden Tag etwas vor, bis wir endlich am 25. Juni eine prachtvolle Brise bekamen, die uns rasch vorwärts brachte.

Am 20. hatten wir noch ein Gewitter mit Donner und Blitz durchzumachen gehabt; von da an war die See glatt und mit wenig Dünung, der Wind frisch, und wir schäumten fröhlich durch die Fluth.

Uruguay und La Plata.

1.

Montevideo.

Unsere stürmische Fahrt um Cap Horn näherte sich ihrem Ende; wenn wir selber aber auch die letzten Tage eine leichte und günstige Brise gehabt, so mußten doch, weiter oben im Norden, heftige Stürme aus einer andern Richtung geweht haben, denn eine tüchtige Dünung hob sich plötzlich gegen uns, und das kleine Fahrzeug tanzte lustig auf seiner Bahn dahin.

Schon am 27. Abends hatten wir den Leuchtthurm gesehen, der auf, oder jetzt vielmehr hinter der Seehunds-Insel (lobos island) steht; am nächsten Morgen sichteten wir die Küste, liefen daran hinauf, warfen, etwa drei Uhr Nachmittags, vor Montevideo Anker, und konnten noch vor Dunkelwerden landen, da weder Steuer noch Ge-

sundheitspolizei uns die geringsten Schwierigkeiten machte.

Draußen von der Rhede aus hatten wir einen prächtigen Blick über die Stadt, deren gerade Straßen von einem ziemlich steilen Hügelhange nach allen Seiten zu der See abliefen, so daß man, wo man auch lag, in eine oder mehrere derselben gerade hinein sehen und das rege Leben darin beobachten konnte.

Eine Masse kleiner leichter Launches, mit dreieckigen lateinischen Segeln, und überhaupt vollkommen italienischer Takelage, sehr viele sogar mit kleinen italienischen Flaggen am Mast, kreuzten herüber und hinüber. In einer von diesen kam auch natürlich augenblicklich ein shipchandeler gefahren und rief den Schooner in allen nur möglichen Sprachen an, um sich dessen Kundschaft zu sichern, ehe ihm ein Concurrent zuvorkommen konnte. Der Capitain nahm aber nicht die geringste Notiz von ihm, und er mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Vor dem Anker ritt das Schiff noch tüchtig, und mit dem leichten Boote flogen wir nur so, in weiten Bögen über die unruhige See der nahen Küste zu. — Wieder einmal an Land, nach einunddreißigtägiger wilder Fahrt — wieder an

Land — meine wenigen Sachen waren rasch in ein Hôtel geschafft, und während die Sonne gerade unterging, wanderte ich durch die Stadt, mich dem neuen und ungewohnten Eindruck solch regen Lebens mit voller Ruhe hinzugeben.

Durch die nächste Straße einbiegend hörte ich Musik, und dem Schall folgend, fand ich mich wenige Minuten später auf der von Bäumen eingefaßten Plaza Montevideos, in einem Schwarm geputzter Herren und Damen, die hier lustwandelnd spazieren gingen, und dem militärischen Musikchor der Stadt gegenüber. Ueber die Plaza aber ragte die nicht unschöne Kathedrale Montevideos, deren Glocken, durch den Lärm der Musik, die Gläubigen zum Gebet riefen, und während ich über mir das Laub der Akazien sah, und unter mir noch den Boden von der letzten Fahrt schwanken fühlte, war es mir ordentlich, als ob ich in einer Art von wachem Traum zwischen einer Menge von Gestalten herumwandelte, die eigentlich gar nicht existiren konnten.

Als ob nur wenige Stunden dazwischen lägen, sah ich noch draußen die wilde öde See aufbrausen und stürmen, sah zwischen ihren schäumenden Kämmen, von Captauben und Albatroß umkreist, den unglücklichen Knaben, den wir vom Bord verloren

und allein in jener furchtbaren Einsamkeit zurückließen. Noch gellte mir der furchtbare Schrei in die Ohren, der, einmal gehört, nie wieder vergessen werden kann — „man over board" und jetzt — lachende Mädchenstimmen um mich her, ein fröhlicher Marsch, den das Musikchor spielte, und statt der bäumenden Wogen erleuchtete Schaufenster der benachbarten Läden, und dunkle feststehende Häuserreihen und Kirchthürme.

Ich bin wahrlich schon so ziemlich an ein wechselndes Leben gewöhnt, und nicht so leicht mehr davon überrascht. Der Uebergang war aber doch hier so plötzlich, und so schroff von einem Extrem zum andern, daß ich mich mit einem ganz unbeschreiblichen Wohlbehagen diesen neuen Eindrücken hingab, und unter einer der Akazien, auf einer dort für die Spaziergänger angebrachten Bank, die bunte Gegenwart mit der kaum abgeschlossenen Vergangenheit wild durcheinander tanzen ließ.

Das Musikchor spielte übrigens vortrefflich; die große Trommel bearbeitete natürlich ein Neger, aber auch die übrigen Instrumente wurden zum großen Theil von Negern und Mulatten gespielt, die überall viel Sinn für Musik, besonders aber

für besagte große Trommel, Cymbeln, Triangeln und Trompeten zeigen.

Und wie das, auf dem freien schönen Platze, durcheinander wogte und so friedlich plauderte und sich so sicher fühlte, als ob nicht, nur eine ganz kurze Strecke davon entfernt, die wilde stürmische See wüthete und kochte, und arme müde Schiffe umherschleuderte, daß ihnen die Rippen knacken. Mir war es immer, als ob im nächsten Augenblick eine tolle Woge über den ganzen Platz fegen und was darauf stand mit hinwegwaschen müsse. — Die Bank, auf der ich saß und die unter mir noch in dem allgewohnten Gefühl der unruhigen See auf- und niederschaukelte, bestärkte mich nur in der Täuschung.

Die Musik hatte ihr Abendconcert beendet, und zog, von dem Volke begleitet, mit einem fröhlichen Marsche heim. Immer weiter und weiter verhallte das musikalische Getöse in der Ferne; die Spaziergänger verliefen sich nach und nach, die Lampen brannten immer düsterer, und ich saß noch immer unter den Akazien und konnte nicht müde werden, die Sterne durch das Laub des Baumes zu betrachten und nach den hohen düsteren Umrissen der Kirche hinüberzuschauen.

Das südliche Kreuz stand schon fast auf dem

Kopfe, als ich mein eigenes Nachtquartier endlich aufsuchte, um wieder einmal, nach langer Zeit, in einem richtigen Bette zu schlafen.

Am nächsten Tage hatte ich vollkommen Zeit, mich in Montevideo ordentlich umzusehen, und das Erste, was ich erfuhr, war, daß unser Schiff ein brillantes Geschäft mit dem Mehle gemacht hatte. Es war gerade zur rechten Zeit hier angekommen und hatte seine Ladung schon verkauft, als kaum der Anker niederrasselte. Die Kaufleute hatten dabei den Sack (100 Pfd.) mit $2^1/_2$ Dollar in Constitucion bezahlt und bekamen hier $6^1/_2$ dafür wieder, gar kein so schlechtes Geschäft also, mit dem man schon zufrieden sein konnte.

Montevideo liegt eigentlich wunderhübsch auf einer Art von Landzunge, oder einer Halbinsel, die gerade von der Stadt bedeckt und von der See an drei Seiten umschlossen wird. Allerdings steht in der ganzen Stadt und Umgegend kein Baum — einzelne angepflanzte ausgenommen, die man aber nur sehen kann, wenn man dicht daneben ist, und der Berg, den Uruguay auch im Wappen hat, ist der einzige in der ganzen Umgegend — ein Hügel nämlich, der Montevideo gerade gegenüber liegt und auf dem der Leuchtthurm steht. Der Berg mag etwa 400 Fuß hoch sein. Trotzdem giebt

das Meer ringsum der Stadt etwas Lebendiges, und die reinlichen regelmäßigen Straßen machen gewiß keinen unfreundlichen Eindruck auf den Fremden.

Was aber die Einwohner Montevideos betrifft, so charakterisirt sie die sehr naive Antwort, die mir einer unserer chileneschen Matrosen gab, am Allerbesten. Ich frug ihn, als ich ihn an Land traf, wie es ihm in Montevideo gefalle, und er schüttelte mit dem Kopfe — „ich möchte gern wieder nach einer Stadt," sagte er, „wo man castilianisch spricht." Montevideo hielt er aber für keine solche, und er hatte wirklich recht, denn man kann Tage lang in der Stadt umherstreifen und hört fast Nichts als italienisch. Montevideo ist eine vollkommen italienische Colonie, und ein paar französische Friseure, Galanteriewaarenhändler und Schneider ausgenommen, ist ebensowohl in der Stadt der ganze Detailhandel, wie außerhalb derselben die ganze Gärtnerei und der Gemüsehandel in den Händen der Italiener. An Sonntagen wehen dann auch ausschließlich italienische Flaggen an allen Ecken und Enden, und Garibaldi-Kaffeehäuser stoßen dem Fremden überall auf.

Hol's der Henker, alle anderen Nationen haben Jemanden, auf den sie stolz sein können, nur wir

Deutschen können es noch nicht dahin bringen. Wir haben gewiß auch tüchtige Männer genug, aber — sie thun eben Nichts oder können Nichts thun, und es ist einmal eine sonderbare Thatsache, daß die Völker nur den anerkennen, der wirklich handelt. Ja, wenn es mit Sprechen abgemacht wäre, Wetter noch einmal, was für eine Walhalla wir aufstellen könnten, mit Namen genug für alle Kaffeehäuser der Welt.

Der politische Zustand Montevideos scheint augenblicklich ein sehr günstiger zu sein, und wenn sich das kleine Land auch noch nicht ganz wieder von seiner früheren schlechten Nachbarschaft erholt hat, und Rosas' Eroberungsgelüste noch lange nicht vernarbt sind, so blüht doch der Handel in der Stadt jetzt wacker auf, und in den sonst verödeten Pampas mehrt sich der Viehstand, und kommt der Haciendero wieder zu Wohlhabenheit. Die Regierung scheint dabei allbeliebt und so liberal als möglich, die Bürger des Staates werden nirgends belästigt oder gedrückt, und scheinen ihre noch immer unruhigen Nachbarn, die Argentiner, nicht im Mindesten um irgend Etwas zu beneiden. In den jetzigen Mißhelligkeiten dieses Staates hielten sich die Montevideer auch kluger Weise völlig neutral, und wenn Buenos Ayres mit Entre Rios

Krieg führen will, so kann dies nur für die Nachbarstaaten vortheilhaft sein, die dann Gelegenheit haben, Vieh und Provisionen über die Grenzen zu verkaufen.

Deutsche giebt es in Montevideo nur sehr wenige — einige Kaufleute wohl und ein paar Handwerker; von deutschem Leben scheint aber keine Spur zu sein, und Alles ist in dem castilianischen oder italienischen Leben aufgegangen. Der Deutsche hält sich ja kaum zu einer compacten Masse zusammen, wo er das wirkliche Uebergewicht in einem fremden Lande hat, viel weniger dann, wo er überhaupt schon vereinzelt steht. In solchen Verhältnissen fehlt ihm entschieden die moralische Kraft, sich emporzuraffen, und er legt sich einfach auf den Rücken und läßt sich mit dem Strome treiben.

Die Bauart Mondevideos ist noch ganz entschieden in dem altspanischen Charakter mit ziemlich niederen Häusern und flachen Dächern. Steigt man auf eines von diesen, die nicht selten kleine Aufbaue oder viereckige Thürme haben, hinauf, so kann man über die Häuser eines ganzen Stadtviertels hinsehen und — wenn es Einem Vergnügen macht, auch hingehen.

Diese flachen Dächer haben etwas höchst Eigen-

thümliches und mochten in früheren altspanischen Zeiten, wo man noch keine Steinkohlen kannte, außerordentlich praktisch und angenehm gewesen sein. Die Civilisation hat aber mancher alten Mode einen Streich gespielt, und ganz abgesehen davon, daß Damen mit einer nur halbwege straßenfähigen Crinoline die engen Dachtreppen gar nicht mehr hinaufkommen, verdirbt auch der umherfliegende Kohlenstaub da oben die Kleider, und deßhalb vergeht der schönen Bevölkerung zugleich die Lust, sich dort oben hinzusetzen.

Jetzt sieht man die jungen Schönen nur dann und wann auf den Balkonen ihrer Häuser, und die Dächer stehen verlassen, oder werden höchstens noch hie und da benutzt während der Mittagszeit, ein paar leichte Kleidungsstücke aufzuhängen und zu trocknen.

Montevideo hat Gaslaternen und brennt Oel darin. Es sieht schon sonderbar aus, wenn ein Mann frisches Oel in eine Gaslaterne gießt, aber noch sonderbarer, wenn man in eines der Hôtels oder öffentlichen Locale kommt, und überall die Glascandelaber oder Kronleuchter angebracht findet, während daneben auf Tischen und Wandschränken friedliche Oellampen und Stearinlichter brennen.

Ich erkundigte mich nach der Ursache einer solchen Barbarei, und erfuhr, daß überall Gasröhren gelegt und alle Häuser fast einst mit Gas versehen wurden, aber — das Gas wurde aus den Abfällen thierischer Ueberreste fabricirt; der „Stadtrath" glaubte die Ursache einer damals ausgebrochenen bösartigen Krankheit in der Ausdünstung dieser Fabrikation zu finden, und die Gasschrauben wurden nicht allein unerbittlich zugedreht, sondern auch die weitere Anfertigung des Stoffes selber untersagt.

Man spricht jetzt allerdings davon, nächstens Kohlen zu der Fabrikation zu verwenden, wie das auch jetzt schon in Buenos Ayres geschieht, aber jedenfalls dürfte noch einige Zeit darüber vergehen, und die guten Bürger von Montevideo müssen sich indessen mit schlechtem Oele behelfen.

Die Stadt hat aber trotzdem schon ein ganz elegantes Aussehen in ihrer inneren Einrichtung. Die Straßen sind gepflastert und mit guten Trottoirs versehen, und die Läden nach der überall um sich greifenden französischen Chablone eingerichtet. Es ist der bekannte Luxus, der eben Alles in die Schaufenster hängt, und drin in Gefachen und Schränken Nichts zurückläßt, als leere aber etikettirte Kisten und Umschläge. Es ist das jetzt lei-

der auch ein Bild unserer heimischen Haushaltung, wo er und sie eben Alles auf dem Körper tragen, was „ihre Mittel erlauben," und zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen natürlich keine weiteren Mittel übrig bleiben.

Ebenfalls ist die Lage des Hafens ausgezeichnet, denn die größten Schiffe können in der unmittelbaren Nähe der Stadt ankern, während kleinere Fahrzeuge bis in die Bay hinauf fahren, wo sie gegen jedes Wetter geschützt liegen.

Montevideo kann überhaupt als der Schlüssel zu Buenos Ayres betrachtet werden, und das erkannte Rosas auch damals recht gut, und wollte sich deßhalb die Stadt unterwerfen. Nicht allein bietet der La Plata-Strom mit seinen gefährlichen Sandbänken und Untiefen großen Fahrzeugen bedeutende Schwierigkeit, sich Buenos Ayres zu nähern, sondern wirklich tiefgehende Schiffe sind genöthigt, weit draußen auf der nichts weniger als ungefährdeten Rhede liegen zu bleiben, und von dort ihre Fracht zu löschen — lauter Nachtheile, die in Montevideo ziemlich wegfallen, oder doch in keinem Vergleich zu Buenos Ayres stehen.

Montevideo hat außer dieser lebhaften Wasserverbindung — denn zwischen dieser Stadt und Buenos Ayres laufen noch wöchentlich verschiedene

Dampfer — einen sehr lebhaften Verkehr mit Brasilien, außer der Dampferverbindung in einer Diligencelinie, die etwa wöchentlich zweimal nach Artigas, der nördlichsten Grenze Uruguays, abgeht und von dort ankommt. Den La Plata hinauf gehen ebenfalls kleine Dampfer, und so liegt die lebensfrische Stadt recht eigentlich mitten in einem, nach allen Seiten offenen Verkehr.

Das Klima hält man ebenfalls für gesund, ansteckende Krankheiten kommen wenigstens nicht vor. Trotzdem klagen die Leute viel über Rheumatismus, und Lungenkrankheiten sollen hier wie in Buenos Ayres gar nichts Seltenes sein. Der Temperaturwechsel ist aber auch zu rasch, und nach drückender Hitze, wenn ein Pampero manchmal aufsteht, fegt plötzlich ein so wilder, erkältender Sturmwind durch die Luft, daß Alles in dicke Ueberröcke und in den Schutz der wärmeren Häuser, nicht selten sogar zu einem Kamine flüchtet. Daß ein so rascher Uebergang von Hitze zu Kälte nicht gesund sein kann, begreift wohl ein Jeder, wer aber sonst einen kräftigen Körper und besonders eine gesunde Lunge hat, der braucht auch selbst diesen raschen Wechsel in der Luft nicht zu fürchten.

Eine vortreffliche Eigenschaft Montevideos muß

ich aber noch erwähnen, und das ist die wirklich liebenswürdige Nachsicht, mit der man das Gepäck eines Reisenden betrachtet. Brasilien macht davon eine sehr traurige und sogar abschreckende Ausnahme, sonst aber fand ich dasselbe in allen südamerikanischen Staaten, daß man von dem ganz richtigen Grundsatze ausgeht, die Steuer sei nicht für die Passagiere und ihre wenigen Habseligkeiten da, sondern nur für eingeführte und zum Verkauf oder zur eigenen Benutzung bestimmte Waaren. Allerdings führte ich sehr wenig bei mir, und zwar nur einen chilenischen Sattel mit Zubehör und einen der gewöhnlichen südamerikanischen Ledersäcke aus roher Haut, in dem meine übrigen Habseligkeiten staken; der wackere Steuerbeamte würdigte das Alles aber kaum eines Blicks. Er hielt einen mächtigen Pinsel in der Hand, mit dessen ziegelrother Farbe er nicht allein dem Ledersacke, sondern auch dem in eine Decke eingeschlagenen Sattel einen plötzlichen Tupfer versetzte, und da mein Träger schon wußte, daß dieser Tupfer eine völlige Bescheinigung für freie Passage war, befanden wir uns wenige Minuten später im Hôtel.

Da ich übrigens nicht allein meine Briefe von Europa nach Buenos Ayres dirigirt hatte, son-

dern auch meine, durch die Pampas gekommenen Sachen dort erwarten mußte, so beschloß ich, mit der allernächsten Gelegenheit dort hinauf zu fahren, und das war mit dem, vor noch nicht langer Zeit hierhergebrachten amerikanischen Dampfer Missis-sippi, der die Hauptfahrten zwischen Montevideo und Buenos Ayres machte, am Leichtesten zu be-werkstelligen.

Der Mississippi konnte sich aber auch auf dem La Plata sehen lassen, denn es war ein ganz wackerer Dampfer, mit eleganter Cajüte und pracht-voller mächtiger Maschine. Allerdings liefen wir, Buenos Ayres gegenüber, als wir von der Außen-rhede nach der inneren überwechseln wollten, auf den Sand, und blieben dort ruhig sitzen. Das hatte aber Nichts zu sagen, die grünen zu dem Dampfer gehörenden Launches kamen rasch her-bei, nahmen die Passagiere an Bord und trugen sie mit schwellenden Segeln dem nicht mehr so gar fernen Lande entgegen.

2.

Buenos Ayres.

Als ich vor zwölf Jahren diese Stadt zum ersten Male betrat, erinnere ich mich noch recht gut des wunderlichen Eindrucks, den sie auf mich machte. Wir lagen auch damals auf der Außenrhede, und zwar eine Distance von kaum weniger als 10 engl. Meilen, und als wir mit dem Barkasse die niedere rothe Häuserreihe, die sich vor uns ausbreitete, ansegelten, schien es, als ob wir uns einer Stadt von aufgethürmten Ziegelhaufen näherten. Alles war roth, nur nicht der Himmel darüber und das Gras neben dran, wenn Rosas auch selbst das an vielen, vielen Stellen roth gefärbt hatte.

Alles war roth, und als unser Boot mit hoher Fluth zwischen die Uferfelsen hineinschoß, leuchteten

uns von überall die feuerrothen Ponchos der Gauchos entgegen und schienen gar prächtig in die Stadt zu passen.

Es war damals ein wilder Ort, jenes Buenos Ayres, und wenn auch Rosas nicht mehr mit so blutiger Hand wie früher regierte, lagerten der Schrecken und die Furcht doch noch in den Herzen der so oft aufgestörten Bewohner, und schienen durch das freche und rohe Benehmen der Soldaten — noch dazu meist Neger — nur gerechtfertigt zu werden. Es sind freilich nur zwölf Jahre verflossen, aber damals war der ganze große Ort doch wahrlich weiter Nichts als die „Vorstadt der Pampas“ und mitten auf der Plaza hielt oft der Gaucho, frisch aus der Steppe, auf seinem schweißtriefenden Pferde, die bunte cheripa um die Hüften geschlagen, den Poncho im Winde flatternd, die Beine in Stiefeln aus abgezogener Pferdehaut steckend; die Revenka dabei am Handgelenke, die riesigen eisernen Sporen an den Hacken.

Und wie hat sich das Alles verändert! Verschwunden ist die ganze rothe Stadt, oder vielmehr wie ein Phönix aus der Asche emporgestiegen, die ganze Residenz hat eine weiße festliche Farbe angelegt, und die Kuppeln der Kathedrale und Kirchen glänzen und blitzen in der Sonne,

die von den leuchtenden Ziegeln abspringen, daß es eine Lust und Freude ist.

Nur eine kurze Strecke die eine oder die andere Straße ab, und der Weg führte an kleinen, aus rothgebrannten Backsteinen roh zusammengeklebten Häuserreihen vorüber, die durch enge, von Kaktus eingefaßte Hofräume verbunden wurden — und welche Veränderungen hatten die wenigen Jahre hervorgebracht! Wo waren in der kurzen Zeit jene ärmlichen Hütten, jene schmutzigen Lehmstraßen hingekommen, durch die sich die hochräderigen Karren der Pampas ihren Weg wählen mußten! Prächtige Gebäude standen jetzt überall in der Straße in lichten, reinlichen Farben prangend; breite Trottoirs ziehen sich neben dem vortrefflichen Pflaster hin, und Gas erleuchtet sie bei Nacht zu Tageshelle.

Und die Läden! Ging man früher selbst über die Plaza und schaute in eines der größeren Locale hinein, wo Schnittwaaren feilgehalten wurden, so war das Einzige, was dem Auge begegnete, dunkelblaues Tuch und feuerrother Flanell, mit einer kleinen Auswahl von Damenkleidern, die aber ebenfalls eine bestimmte Farbe und weder hellblau noch hellgrün zeigen durften, und jetzt? hinter den hohen Spiegelscheiben hat Paris all'

seine buntfarbigen Schätze aufgehäuft; der Gaucho mit seinem Lasso am Sattel ist aus den Straßen verschwunden, in denen Droschken und elegante Equipagen hin- und herrollen; den Poncho sieht man fast gar nicht mehr, und die ganze Stadt hat ein so civilisirtes, europäisches Aussehen gewonnen, daß es wahrhaftig kaum mehr der Mühe lohnt sie zu besuchen, denn Aehnliches können wir überall zu Hause sehen.

So schreitet die Cultur vorwärts und verbessert nicht etwa die Welt, sondern macht sie nur überall gleich, damit sich der civilisirte Mensch auch überall heimisch fühle, und für diesen mag es auch gut und vortheilhaft sein, für den Reisenden aber, der eben in die Welt hinauszieht, um etwas Neues zu suchen und zu finden, ist es eine ganz verzweifelte Geschichte, die es bald dahin bringen wird, daß es sich gar nicht mehr der Mühe lohnt, den Fuß auch nur vor die Thür zu setzen. Jetzt wenigstens Buenos Ayres zu sehen, ist wirklich nicht die Passage werth.

Trotzdem sieht man aber doch auch wieder hier, ebenso wie in Montevideo, recht deutlich, welchen Unterschied es in einem Lande macht, ob es in Krieg oder Frieden lebt. Buenos Ayres hat nun noch nicht einmal die vollen Segnungen

des Friedens in diesen zwölf Jahren genossen, und eigentlich nur einen etwas geregelteren Zustand für seine Regierung bekommen, und welche fabelhaften Fortschritte in der kurzen Zeit sind gemacht! Eine fast ganz umgebaute neue Stadt, Gasbeleuchtung, Trottoirs, gutes Pflaster, Eisenbahn sogar, die eine Strecke in das innere Land hinein führt, und aufblühenden Handel und Gewerbe, und was könnte nicht aus dem Lande gemacht werden, wenn es eben in anderen Händen wäre!

Das Meiste, was geschehen ist, verdanken die Argentiner freilich selbst jetzt den Fremden, die von England, Frankreich und Deutschland sich dorthin gezogen; die Regierung selber hat eher noch zurückgehalten als gefördert, und das alte unruhige Blut steckt den Leuten noch viel zu viel im Kopfe. Sie sehen aber doch jetzt wohl ein, daß Frieden besser ist als Krieg, und wenn auch, gerade als ich dort war, Unmassen von Soldaten und eine beträchtliche Anzahl von Kanonen gegen den sie bedrohenden Urquisas geschickt wurden, so schien doch Niemand rechte Lust für einen neuen Krieg zu haben, oder überhaupt ernstlich daran zu glauben.

Eigentlich war es ganz komisch, wie dieser ganze angebliche Krieg betrieben wurde, denn

man nahm die Sache so lächerlich leicht, und betrieb Alles mit einer solchen beispiellosen Ruhe, daß es sich keineswegs um eine anrückende Armee, sondern höchstens um eine Art von Manöver zu handeln schien, das man, wenn es für nöthig befunden würde, auch vier oder acht Wochen hinausschieben konnte. Selbst über die Ursache des Krieges schienen sich die Leute in Buenos Ayres nicht recht klar zu sein — oder wollten auch vielleicht die rechte Ursache nicht eingestehn, aber Soldaten wurden überall aufgeboten, und während die Geschäfte in der Stadt selber ihren ruhigen Gang hatten, rasselten die Geschütze auf der Eisenbahn der feindlichen Armee entgegen, und standen in den Zeitungen drohende Artikel gegen den „frechen Feind."

Hätte Urquisas wirklich Ernst gemacht und sich ein klein wenig beeilt, so konnte er recht gut und in aller Bequemlichkeit in Buenos Ayres einrücken, denn Befestigungswerke waren noch gar keine errichtet, obgleich man viel davon sprach. Urquisas schien aber selber keine Lust dazu zu haben, oder glaubte vielleicht, daß er diesmal doch so gut wieder wie früher Buenos Ayres zwingen könne, ihm zu gehorchen; er ließ also die Leute von Buenos Ayres ruhig alle ihre Vor-

bereitungen treffen, und der Erfolg hat gelehrt, daß es ihm in der That kein rechter Ernst gewesen.

Buenos Ayres ist seit der Zeit wirklich verbarrikadirt worden, d. h. auf eine wahrhaft naive und unschuldige Weise, als ob es gar keine Mondenscheuen in der Welt gäbe, die bloße Blendschanzen über den Haufen werfen können. Die Straßen sind nämlich durch ein paar kleine Backsteinmauern, zwischen die man lockere Erde eingeschüttet, verschlossen, die Kanonen selber stehen, nicht geschützt, oben auf, und die dünnen, von einfachen Backsteinen aufgeführten Gartenmauern, welche der Stadt außer diesen Barrikaden Schutz verleihen sollen, könnte ein mäßiger Stier über den Haufen werfen, wenn er es für nöthig finden sollte, dagegen zu rennen.

In der Stadt wurde indessen Nichts versäumt, die junge Bevölkerung unter die Waffen zu rufen. Nur den Fremden war es verstattet, neutral zu bleiben, und ihnen nur vorgeschrieben, sich von ihren verschiedenen Consuln Papiere ausstellen zu lassen, durch welche sie sich, wenn aufgegriffen, legitimiren könnten.

Arme Oldenburger und Hannoveraner, so wie Mecklenburger und sonstige Bundesstaats-Angehörige, die keinen Consul hatten, sich vertreten zu

lassen, denn was kümmerte sich der sächsische oder Hamburger Consul um sie; heimathlose Wanderer in Amerika, die jetzt mit der größten Leichtigkeit, und ohne Hannöversche oder Mecklenburgische Rache über sich herein zu ziehen, unter das Argentinische Militair gesteckt werden konnten — und auch darunter gesteckt worden wären, wenn sich der preußische Consul nicht ihrer angenommen, und ihnen solche Freibriefe ausgestellt hätte.

Trauriges Consulatswesen, das solche Dinge noch als eine Gefälligkeit nöthig macht, und den Deutschen, jeder Zufälligkeit oder Willkür gegenüber, blosstellt und preisgiebt. Und wenn die Argentiner, was sicherlich geschehen ist, nun auch den einen oder den andern Deutschen aufgegriffen und unter ihre Soldaten gesteckt haben, und wenn der dann todtgeschossen, oder schwer verwundet wurde, was geschieht nachher? — haben wir einen Schutz, haben wir eine entschiedene Vertretung im Auslande? — Nein! Nein! und tausendmal Nein. Wer es behauptet, lügt — es ist eine einfache Niederträchtigkeit, die an der deutschen Nation begangen wird, und alle jene Würzburger und Bamberger Congresse sind ebensoviele Faustschläge, die man den Deutschen in das Gesicht applicirt. Die deutsche Geduld ist boden=

los, aber beim ewigen Gott, sie verdienen es am Ende nicht besser, wenn sie sich das eben länger gefallen lassen.

Es ist eine verwünschte Geschichte, daß ich nie bei der Sache bleiben kann, und daß mir, ich mag in einem noch so entfernten Welttheile stecken — doch immer wieder unsere elenden deutschen Verhältnisse auf die Seele fallen. Aber meine ganze Reise galt ja auch nur dem Interesse der Deutschen im Auslande, die ich wenigstens uns noch als angehörig betrachte, wenn es auch — gar kein Maßstab — die deutschen Regierungen nicht thun.

Leider Gottes betrachten die deutschen Regierungen deutsche Auswanderer als nicht mehr zu Deutschland gehörig, und was hat England so groß gemacht, als das gerade, daß es seine Unterthanen, wo immer sie sich auch fanden, als Landeskinder betrachtete und beschützte. Was hat uns selbst in Deutschland, in Bremen wie Hamburg, eine solche Handelsflotte geschaffen, als unsere Deutschen im Auslande? — Wer verbraucht jährlich jene Millionen von Manufacturen, die nach allen Theilen der Welt versandt werden, als unsere Deutschen im Auslande, wer anders als sie bringt in fremden Welttheilen

unsere Fabrikate zu Ehren und in Aufnahme, und erhält der deutschen Nation einen guten und ehrenvollen Namen? — Und trotzdem durfte der preußische Gesandte in Chile einer Deputation, die zu ihm kam, um die Untersuchung eines an einem Deutschen verübten Mordes zu übernehmen, sagen: „er habe es nur mit dem Handelsministerium zu thun, und deutsche Auswanderer — das heißt solche, die sich nicht alle zwei Jahre ihren Paß verlängern lassen — hätten keinen Anspruch auf preußischen Schutz."

Und wenn das am grünen Holz geschieht, was soll man da vom dürren sagen! — Doch auf alle diese Sachen komme ich später noch ausführlicher zu sprechen. Die Deutschen müssen einmal erfahren, wie sie im Auslande behandelt werden, und ob sich nicht wirksame Maßregeln dagegen ergreifen lassen, denn der Harkortsche Antrag, die Auswanderung zu verbieten, ist etwa gerade so, als ob ich mir Stubenarrest gebe, weil ich fürchte, daß mich draußen Jemand prügeln wird. Ei zum Henker, sind wir denn nicht selber stark genug, daß wir uns auch sollen schützen können? — wenn das aber nicht der Fall ist, dann hört auch einmal auf mit Euerer „Großmacht" Prahlereien, Ihr Herren, denn sie werden sonst lächerlich.

Um wieder auf Buenos Ayres zurückzukommen, traf ich es glücklich, daß ich gerade den Befreiungsfestlichkeiten beiwohnen konnte, die sie zur Erinnerung an die Argentinischen Julitage feierten. An dem einen Tage war große Parade, und die Argentinische Armee stand mit der Bürgerwehr auf der prächtigen Plaza von Buenos Ayres aufmarschirt.

Es war ein ganz eigenthümlicher Anblick, diese Soldaten von allen Farben um die ganze Plaza herum aufgestellt zu sehen, während sich die Bürgerwehr von Buenos Ayres — denn jedes Bürgers Sohn ist verpflichtet, in die Nationalgarde einzutreten — ihnen anreihte. Beide Truppenkörper waren aber so scharf als möglich von einander geschieden, und die eigentlichen Soldaten, in ihren grauen Uniformen, bepackt mit Tornister und Feldkessel, und schwer bewaffnet, dazu die sonnverbrannten, dunklen Gesichter und die abgehärteten Körper, sahen wohl aus, als ob sie einem, auch nicht ganz unbedeutenden, Feinde Trotz bieten konnten. Die Bürgerwehr dagegen, ein Elite-Corps von jungen, eleganten Leuten, machte den Eindruck nicht, und wenn sie auch Alle (verschiedenfarbige) Glacéehandschuhe und Glanzstiefeln, wie sehr elegante Uniformen trugen, und die

eisernen Läufe ihrer Musketen mit einer gewissen Schonung handhabten, konnte man ihnen nicht ableugnen, daß sie allerdings auf der Plaza hier ihren Platz ausfüllten, aber kein Mensch der Welt hätte garantiren mögen, daß sie gerade so ruhig stehen würden, wenn es irgend einem rücksichtslosen General einfallen sollte, eine Kartätschen-Batterie gegen sie auffahren zu lassen.

Einen wunderhübschen Anblick gewährte es, bei dem prachtvollsten Sonnenschein, an einer der Ecken zu stehen und über ein paar Reihen dieser aufmarschirten Krieger hinwegzuschauen. Jeder von ihnen hatte nämlich seine Papiercigarre, die Bürgerwehrsoldaten auch nicht selten eine ächte charuto oder puro im Munde, und die ganze Reihe entlang lagerte eine leichte, lichtblaue Rauchschlange, die bald in die Höhe bäumte, bald sich zur Seite abringelte.

Diese Nationalgarde war bestimmt, die Wache in der Stadt zu versehen, während die wirklichen Linientruppen hinaus gegen Urquisas geschickt werden sollten.

Merkwürdig war mir die Verschiedenheit der Urtheile, die ich über Urquisas selber hörte, und zwar von Leuten, von denen man eigentlich glauben sollte, daß sie in Buenos Ayres einen und den-

selben Standpunkt einnehmen müßten — von Fremden nämlich, und besonders von sonst ganz ruhigen und praktischen deutschen Kaufleuten.

Die Einen behaupteten, Urquisas sei ein Tyrann, gerade wie Rosas, in dessen Schule er auch allerdings seine Lehrzeit bestanden und außerdem manche Probe abgelegt habe, wie grausam er besonders in einem Kriege verfahren könne. Diese zählten dann eine Menge von Beispielen auf, wo Urquisas als Sieger, nach gewonnener Schlacht, eine Masse von Kriegsgefangenen hatte erbarmungslos lanziren oder abschlachten lassen, und prophezeihten, daß er, wenn er wieder an's Ruder gelangen sollte, genau dasselbe blutdürstige Verfahren einschlagen würde, wie Rosas, in dessen ganzes System er schon versucht habe einzulenken.

Außerdem soll er sich ein ungeheures Vermögen auf nichts weniger als redliche Art erworben haben, indem er die Ansiedler in Entre Rios — allerdings indirekt, — durch alle möglichen Mittel und Wege so lange chikanirte und peinigte, ohne daß sie je hätten Recht bekommen können, bis sie sich dazu entschlossen, das Land zu verlassen. Ihr bis dahin bearbeitetes Eigenthum mußten sie aber natürlich um jeden Preis losschlagen, und Urquisas war dann bei der Hand, es ihnen, eben um

jeden Preis, abzunehmen. Solcher Art soll etwa der dritte Theil von ganz Entre Rios in seine Hände übergegangen sein.

Der andere Bericht über Urquisas lautet von diesem sehr verschieden. Seine Freunde können allerdings, wie es scheint, nicht leugnen, daß er sein sehr großes Vermögen auf etwas „zweifelhafte" Art gewonnen habe, aber „das ist längst vorbei," sagen sie, „und Urquisas ist ein braver, rechtlicher Mann, der, wenn nicht gereizt, gewiß mit Niemandem Streit anfängt. — Allerdings, wenn er seinen Raub in Sicherheit hat, wird er ihn nun auch gern in Ruhe genießen wollen. Sie leugnen dabei, daß er grausam wäre, wenn er sich auch früher habe Grausamkeiten zu Schulden kommen lassen. Die Zeit aber, in der er gelebt, habe das mit sich gebracht, denn Blut war damals so an der Tagesordnung, daß Niemand mehr etwas Außergewöhnliches darin fand, es zu vergießen. Mit seinem großen Reichthum soll er aber auch wieder viel Gutes thun und besonders Wissenschaften und Künste, wie alles Andere fördern, was dem Lande selber Nutzen bringen kann.

Ich hörte darüber viele Beispiele, die allerdings sehr zu seinen Gunsten sprachen, wo er besonders Fremde mit vollen Händen unterstützte,

sobald sie irgend ein gemeinnütziges Werk unternehmen wollten und keine ausreichenden Mittel dazu hatten.

Urquisas hat auch, selbst in Buenos Ayres, eine nicht unbedeutende Partei für sich (vor allen Dingen besonders den großen Schwarm derer, die unter dieser Regierung keine Stelle haben, und unter der seinigen eine solche glauben erwarten zu können.

Jeder Mensch, er mag es treiben, wie er will, findet aber seine Anhänger, die von dem, was von seinem Tische abfällt, leben wollen, und selbst Rosas wird jetzt von Manchem wieder herbeigesehnt, wenn die Stimmung gegen ihn auch mehr eine gleichgültige ist.

Allerdings hat die Argentinische Regierung in der allerneuesten Zeit einen Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen und ihn, als gemeinen Mörder, von der englischen Regierung ausgeliefert verlangt. Die Herren wußten aber, schon ehe sie dieses Verlangen stellten, daß ihnen nicht gewillfahrt werden würde, und das Ganze war in der That weiter Nichts, als die Furcht, Rosas könne einmal wieder von einer Partei zurückgerufen werden, was sie ihm dadurch unmöglich machen wollten.

Merkwürdig bleibt es immer, daß sich, trotz

all' diesen ewigen Unruhen, Buenos Ayres in den wenigen Jahren so heben konnte, denn es ist in der That kaum wieder zu erkennen. Es haben sich aber auch eine sehr große Zahl von Fremden in diesen Jahren hier hergezogen, die dem politischen Treiben natürlich fern blieben, und ungestört ihren Geschäften nachgehen konnten.

Besonders ist das deutsche Element in dieser Stadt gewachsen, und wo vor zwölf Jahren nur drei deutsche Firmen und sehr wenige deutsche Handwerker bestanden, findet man jetzt deutsche Geschäfte und Gewerbe, wohin man geht, und die deutschen Häuser gehören zu den angesehensten der Stadt.

Auch etwas Gemeinnütziges ist im deutschen Interesse geschehen, indem sich unsere Landsleute, besonders aus dem Kaufmannsstande, aus gemeinsamen Mitteln ein großes Grundstück in der Stadt kauften und darin ein großartiges Gesellschaftslocal mit Kegelbahn, Fechtsaal und Turnhalle anlegten. Zwei mächtige und zwar doppelte Kegelbahnen schließen beide Seiten ein, und jede hat ihren besonderen Namen nach den vier freien (?) Hansestädten Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt a. M.

Bedeutende Import-Geschäfte sind dabei überall

angelegt, und in der That giebt es auch kaum ein besseres Land für das Import-Geschäft, als ganz Süd-Amerika, wo eigentlich nur oben in dem entferntesten Winkel desselben, in Quito, einige Fabriken bestehen, und Alles, was Eingeborene oder Fremde gebrauchen, importirt werden muß. Da ist kein Glas, keine Stecknadel, keine Elle Band, die im eigenen Lande fabricirt werden könnte; Alles, von dem Größten bis zu dem Geringsten, wird zu Schiff eingeführt, und der vermittelnde Kaufmann muß dabei vortreffliche Geschäfte machen.

Unsere deutschen Waaren finden wir wohl dabei an vielen Stellen, besonders Tuche und andere Stoffe, aber doch noch lange nicht in so bedeutender Menge, wie ich es gewünscht zu sehen und wie es möglich wäre, wenn deutsche Fabrikanten erst einmal dahin kämen, größere Reisen zu machen, um ihre Fabrikate in Form und Gehalt den Bedürfnissen da draußen anzupassen. Ja, die Verpackung selber giebt bei einer Menge von Dingen einen nicht unbedeutenden Ausschlag, ob sie eben in fernen Welttheilen verkäuflich sind oder nicht, und der praktische Amerikaner hat das vor allen anderen Nationen rasch herausgefunden und benutzt. Amerikanische Schiffe, mit einer Un-

masse der verschiedenartigsten, aber am zweckmäßigsten hergestellten und verpackten Waaren segeln alle die kleinen Häfen der West- und Ostküste an, und wo irgend Etwas für Geld oder Tauschartikel abgesetzt werden kann, da sind sie jedesmal auch richtig bei der Hand.

Dem deutschen Seemann steckt unser altes Stallfütterungssystem dagegen viel zu sehr in den Knochen. Er will lieber eine geringe aber sichere Anstellung — das heißt Fracht —, bei der er genau berechnen kann, was er am Ende der Reise verdient hat, als irgend eine Art von Risico laufen, wobei er aber auch im günstigen Falle in der Hälfte der Zeit vier- und sechsfachen Nutzen haben könnte. Es liegt das einmal in seinem deutschen Blute und er kann's eben nicht ändern.

Einen sehr großen Nachtheil haben wir aber dadurch in Deutschland selbst für unsere Fabrikate erlitten, daß eben andere Nationen uns überall zuvorkommen. Man kennt draußen, wenn unsere Waaren in Qualität auch wirklich viel besser sein sollten, als andere, doch nicht unsere Etiketten, denn was wirklich Gutes von Deutschland in das Ausland verschifft wurde, trägt ja fast Alles pariser oder englische Stempel.

Werden denn unsere Fabrikanten nie aufhö-

ren, diese verwerfliche Sitte fortzuführen, werden sie nie einsehen wollen, daß es ein gemeiner Betrug ist, ihre Waaren mit einem andern ausländischen Namen zu versehen, ein Betrug an dem Fremden, aber ein noch größerer an sich selber so wie dem Rufe unserer deutschen Produkte, den sie damit verüben. Daß sie sich selber damit auf die Länge der Zeit den größten Nachtheil gethan haben, wollen sie nicht einsehen, denn jedes englische oder französische Fabrikat, es mag so schlecht sein wie es will, geht unter der Etikette, weil die Masse der Waaren gut ist, während wir jetzt von Deutschland aus nur sehr wenige Fabrikate, sie mögen so vortrefflich sein wie sie wollen, unter unserem eigenen ehrlichen Namen loswerden können.

Kann man nur einen Hut in Deutschland kaufen, ohne daß eine pariser Firma darin steht, und könnte man nicht tausend und abermals tausend Sachen aufzählen, die mit englischen und französischen Namen und Wappen von dem deutschen Publicum willig gekauft werden?

Es ist die alte Geschichte, wenn wir eine Nation wären und ein klein wenig Nationalstolz hätten, wäre das sicherlich anders; wer kann aber jetzt auf Preußen oder Sachsen oder irgend eine

andere Landesecke groß stolz sein, und da findet sich das Andere denn freilich von selber.

Daß andere Nationen dies aber benutzen, kann ich ihnen nicht allein gar nicht verdenken, sondern es geschieht uns sogar noch ganz Recht. Unsere Fabrikanten wollen nicht einsehen, daß sie für ihre Fabrikate einen weit höheren Preis bekommen könnten, wenn sie nur erst einmal ihren eigenen Namen dadurch zu Ehren gebracht, daß sie sich ihrer eigenen Firma nicht mehr schämen. So wurde vor ganz kurzer Zeit in Süd-Amerika einem Engländer der Auftrag, eine bedeutende Anzahl Cavalleriesäbel für einen bestimmten Preis zu liefern. Der Mann lieferte sie auch, es stellte sich aber bald heraus, daß er einfach seinen Auftrag nach Solingen geschickt hatte, von wo er auch in bester Qualität, aber natürlich unter englischer Etikette, ausgeführt war. Der Fabrikant hatte also für seine Waare den möglichst niederen Preis bekommen, und der Zwischenmann, durch Fälschung der Firma, den alleinigen Nutzen gezogen. Die Regierung wurde indessen damit bekannt gemacht, und mit der Waare zufrieden, ging ihre nächste Bestellung jetzt direkt nach Solingen.

Manchmal liegt aber auch die Möglichkeit des

Verkaufs nur in der Verpackung einer Waare, wie das z. B. mit den amerikanischen Medicinen der Fall ist.

Ich bin fest überzeugt, daß wir in Deutschland sämmtliche präparirte Droguen und Medicinen eben so gut und vielleicht billiger als die Amerikaner herstellen können. Aber der deutsche Apotheker oder Droguist giebt sich nicht damit ab, seine Waare verkäuflich zu machen. Er hat z. B. das beste Chinin, die besten Droguen gereinigt und präparirt in Fässern oder Büchsen stehen, wer sie aber haben will, muß sie ihm en gros abkaufen, und kann sie dann so hübsch und praktisch verpacken, wie es ihm gerade beliebt. Anders der Amerikaner. In den bedeutenden Droguerieen Amerikas sind die Leute schon von vorn herein darauf eingerichtet, ihre Waaren nicht allein in Masse herzustellen, sondern auch in Masse in kleine, passende und elegante Büchsen oder Gläser zu verpacken, in denen sie nicht nur bequem verschickt, sondern, wo sie auch ankommen, gleich in die eleganteste Apotheke gesetzt werden können. Sie haben dabei einen bestimmten Preis und einen bestimmten Umfang des Gefäßes, die von verschiedener Größe versandt werden, sich also auch wieder zum Detailverkauf viel besser eignen, und

die Folge davon ist, daß man in keine Apotheke von ganz Süd- oder Nord-Amerika kommen kann, ohne dieselbe mit amerikanischen Flaschen, Büchsen, Schachteln und Gläsern von oben bis unten gefüllt zu sehen.

Alle diese Waaren aber haben amerikanische Etiketten, denn der praktische Amerikaner weiß recht gut, daß er immer mehr und mehr verkauft, je mehr er dem Auslande seine eigene Etikette vor die Augen führt, und es damit bekannt macht. Er ist nicht albern genug, für andere Nationen zu arbeiten und sich mit dem einfachen Tagelohn zu begnügen.

Doch was hilft alles Reden; der deutsche Fabrikant liest es, nickt vielleicht mit dem Kopfe und sagt: „ach ja, das ist schon wahr, unsere Sachen sind besser, als viele ausländische, und doch stehen unsere Firmen nicht darauf," aber — das ist auch Alles; die Sache bleibt deßhalb doch beim Alten, wie sie einmal gewesen, und Deutschland wird nicht eher aus dem alten Schlendrian herauskommen, bis es nicht einmal gewaltsam daraus aufgerüttelt wird. Der Einzelne hat leider Gottes nicht die Energie, sich selber da herauszuraffen, und mit einem wackern Beispiel voranzugehen — und wenn es der Einzelne auch wirklich einmal thäte,

die Masse klebt sicher an den althergebrachten Gewohnheiten, an dem Zunftzopfe, und dem feigen Verkriechen hinter fremden Namen, ihre eigenen Waaren auf den Markt zu bringen.

Doch um wieder auf unsere argentinischen Festlichkeiten zurückzukommen, so concentriren sich diese, wie in ganz Süd-Amerika, immer hauptsächlich auf ein Feuerwerk, das sie, so lange das Fest dauert, also drei Tage lang, geduldig abbrennen. Man darf auch nicht etwa glauben, daß die Argentiner die Nachtzeit als unumgänglich nöthig für ein Feuerwerk halten; Gott bewahre, bei solchen Gelegenheiten fliegen den ganzen Tag Schwärmer und Raketen, und sie sind im Stande, ganze Nester voll Leuchtkugeln der brennenden Sonne gerade in's Gesicht zu schütteln. Natürlich hören sie nur das Knattern und Knallen hoch in der Luft und sehen vielleicht einzelne kleine weiße Wölkchen, die so rasch in der blauen Luft verschwimmen, wie sie eben erst entstanden.

Die Feuerwerke, die drei Abende hinter einander auf der Plaza abgebrannt wurden, waren nicht übel, und zeichneten sich, neben einer Anzahl recht hübscher Kronen und Räder in verschiedenfarbigen Lichtern, besonders durch eine wahre Un-

masse von Raketen und Leuchtkugeln aus, die in ganzen Schwärmen in die Luft hineinstiegen.

Nach dem Feuerwerwerk ließ denn natürlich die Straßenjugend, die während der Festlichkeit unter den Feuerrädern durchlief und sich die Jacken verbrannte, Frösche über den ganzen Platz los, und räumte dadurch die Pláza vollständig von jedem anständig gekleideten Menschen.

An diesen Abenden war auch Theater, das sonst nur ein- oder zweimal die Woche geöffnet ist. Ich ging hinein, aber sehr bald auch wieder hinaus, denn ich finde keine Freude an diesen spanischen Dramen. Ist es ein Trauerspiel, so wird die dritte Person, Choristen eingerechnet, erstochen, oder auf irgend eine andere scheußliche Weise umgebracht; ist es dagegen ein Schauspiel, so leiert sich ein höchst langweiliger Dialog mit einer Menge von Briefen, die gebracht und gelesen werden, den ganzen Abend hin.

Das Theater von Buenos Ayres ist gar nicht unhübsch eingerichtet, und hat außerdem auch den Vortheil, mit Gas erleuchtet zu sein, während sich das Theater in Montevideo mit Stearinlichtern behelfen muß.

Sonst sind in Buenos Ayres aber in der That ungemein wenig Vergnügungsorte, eine Un-

zahl von Conditoreien und Branntweinläden natürlich abgerechnet, und es wird gewiß Niemand in den Verdacht kommen, sich zu seinem Vergnügen in dieser Stadt der ewigen Pampas aufzuhalten.

Ich selber dachte ebenfalls daran, den Ort so bald als möglich wieder zu verlassen, denn in diesem Lande, das, wie man sagen kann, in einer permanenten Revolution und Aufregung lebt, ist Nichts für deutsche Auswanderung zu machen. Der Deutsche ist ausschließlich Ackerbauer, und will, wenn er sein Land in Angriff genommen hat, auch in Frieden leben; das aber ist hier nicht möglich, denn eine Regierung beschützt ihn, während ihm die andere ihre Soldaten zum Plündern über die Felder jagt, und dabei kann sich der ruhige Deutsche nun einmal nicht wohl fühlen. Sollte dieser Zustand einmal — wozu bis jetzt aber noch nicht die geringste Aussicht vorhanden ist, mehr geregelt und gebessert werden, dann können sich die La Plata-Staaten darauf verlassen, daß ihnen eine fleißige und tüchtige fremde Bevölkerung zuströmen wird. So lange dieser Zustand aber, der nicht die geringste Sicherheit bietet, dauert, wird sich der Strom der Auswanderung diesem Lande stets fern halten.

Uebrigens gelüstete es mich doch, die Pampas

nach so langen Jahren einmal wieder zu besuchen, und alten, lange nicht gesehenen Freunden und Bekannten einen Gruß zurufen zu können.

Da waren besonders die kleinen Eulen in ihren Erdlöchern, auf die ich mich so lange gefreut, und die gar so ernsthaft in der Dämmerung vor ihren Höhlen sitzen und in die weite, endlose Welt hinausschauen. Da waren die viscochas, die ihnen Gesellschaft leisten und mit einbrechender Nacht zu nahebei wohnenden Bekannten auf Besuch ziehen. Da waren die gravitätischen Störche der Pampas, die großen Habichte, die den Lämmerheerden folgen, die wilden Enten, die zu Tausenden auf den weiten Steppen ihrer Nahrung nachgehen, Wassertruthühner, Flamingos, Löffelreiher, und die gar wunderliche und langgeschwänzte Otter noch gar nicht einmal gerechnet.

Der preußische Consul, Herr Halbach, mit dem ich schon früher, d. h. vor zwölf Jahren, einmal auf seine estancia hinausgeritten war, lud mich diesmal wieder freundlich ein, seine quinta zu besuchen (Menschen werden alt und Dinge bessern sich in der Welt, denn in den zwölf Jahren war aus der estancia eine quinta geworden). Ich nahm auch die Einladung mit großem Vergnügen an und sagte ihm, daß ich am nächsten

Morgen an jeder von ihm zu bestimmenden Zeit bei seinem Hause sein wollte. Ich hatte mein Sattelzeug ja bei mir und konnte ein Pferd leicht bekommen. Er erwiderte mir aber, ein Pferd sei nicht nöthig, denn wir führen den größten Theil des Weges mit der Eisenbahn, und den Rest dann in seinem kleinen Cabriolet, das er sich an die Bahn hinausbestellt habe.

Eisenbahn und Pampas! — die beiden Worte paßten mir nicht recht zusammen, und, aufrichtig gesagt, hatte ich mich auch eigentlich schon darauf gefreut, wieder einmal in gestrecktem Galopp über die Ebene fliegen zu können. Es war aber auch interessant, dieses neue Leben in der argentinischen Republik beobachten zu können, und da ich schon Omnibus und Droschken in der Stadt getroffen, durfte es mich auch nicht mehr wundern, Eisenbahnen zu begegnen.

In funfzig Jahren von jetzt ab wird es aber wahrlich nicht mehr der Mühe werth sein, auf Reisen zu gehen, denn der Reisende kann dann wenig oder gar nichts Anderes mehr zu sehen bekommen, als was er daheim in seiner allernächsten und civilisirtesten Umgebung ebenfalls findet. Die Eisenbahnen nivelliren Alles, und machen am Ende, mit all' dem, was um sie herumhängt, ein

Land dem andern so ähnlich, daß man sie nicht mehr von einander unterscheiden kann. Französische Barbiere, Friseure und Putzmacherinnen sind ja jetzt schon in die Pampas und den Urwald vorgedrungen, Omnibus kreuzen die Fährten des Strauß und Puma, Lokomotiven schrecken den wilden Hengst der Steppen, und der Indianer steht mit offenem Munde neben einem, an seine äußersten Grenzen hintransportirten Pianino und lauscht den wunderlichen Lauten.

Früher blieb sich die Welt Jahrhunderte lang gleich, oder machte doch nur so langsame Fortschritte, daß man ihr Wachsen kaum oder gar nicht bemerken konnte. Jetzt sind wir dagegen schon zu einem Stadium gelangt, wo ein einziges Jahrzehend Verbesserungen und Neuerungen, wie Pilze über Nacht aus der Erde treibt, und mit einer Erfindung der andern unter die Arme greifend, muß das in Zukunft nur noch immer rascher vorwärts gehen.

Mit den Erfindungen ist es, wie mit einer fremden Chiffresprache, die uns unter die Hände kommt, und die wir uns bemühen zu entziffern. Im Anfange geht es verzweifelt langsam, aber nur erst einmal ein paar Zeichen davon heraus-

bekommen, und man rückt der vollkommenen Entfaltung mit rasend schnellen Schritten entgegen.

Pampas! wie hatte ich mich auf die Pampas gefreut, und was bekam ich jetzt davon zu sehen? Eisenbahnstationen, die denen in England auf ein Haar glichen, mit kleinen hölzernen Gebäuden, und mit spanischen Namen statt englischen, und die Pampas, die dazwischen lag, hätte eben so gut Lüneburger Haide heißen können, so wenig oder so gar Nichts war von ihrem Leben zu sehen.

An dem einen Stationsgebäude hängen allerdings fünf Füchse, die der Gaucho-Bahnwärter vielleicht mit einem elektrischen Draht, statt dem Lasso gefangen hatte, aber man konnte nicht einmal fragen, wo sie herkamen, denn der Mann hatte mehr zu thun, und der Zug ging gleich weiter.

Ich will aber damit gar nicht etwa gesagt haben, daß wir außerordentlich schnell gefahren wären, denn mit einem guten Pferde hätte mich der Zug wahrlich nicht wieder einholen sollen, aber man blieb doch nie lange genug an einer Stelle, auch nur dem Bahnwärter guten Morgen zu sagen, und was man beobachten wollte, mußte eben vom Coupee aus geschehen.

Diese Eisenbahnwagen in La Plata, wie eben

so in Peru, Chile und Brasilien, sind fast alle aus den Vereinigten Staaten gekommen, deren Ingenieure auch zum großen Theil die Bauten der Bahn geleitet haben. Wo sich noch eine andere Nation dabei betheiligte, waren es Engländer. Die Bahnwärter und Beamten an der Bahn, einige Amerikaner ausgenommen, schienen aber ächte Gauchos zu sein, und es machte mir einen ganz wunderlichen Eindruck, einen solchen sonnverbrannten Burschen mit seinem bunten Poncho und der cheripa und ohne Sporen, den friedlichen Functionen eines Eisenbahnwärters und Weichenstellers nachgehen zu sehen.

An der nächsten Hauptstation hielten wir, weil uns dort das kleine, und dahin bestellte Cabriolet erwarten sollte. Es war bitter kalt den Morgen gewesen, und wir gingen in die Restauration, dort auf das Cabriolet zu warten und eine Tasse heißen Kaffee zu trinken.

Die dort liegenden Gebäude — die Restauration, einige kleine Verkaufsläden, und die Bahn selber umschlossen an drei Seiten einen offenen Platz, eine Art von Plaza, in dessen Mitte mir aber ein kleines, sonst ganz niedliches hölzernes Häuschen auffallen mußte, dessen Eigenthümer, wie mir schien, ein Koaksgeschäft hatte. Um das

ganze Haus herum war nämlich von eisernen Schienen eine Art von Fenz oder Umzäunung aufgestellt, die zwischen sich und der Wand vielleicht noch einen Raum von 2½ bis 3 Fuß ließ. Dicht um diese Umzäunung aber standen mit Koaks gefüllte Körbe — vier und fünf über einander, so eng zusammengeschichtet, daß sie eine etwa neun Fuß hohe feste Barrikade um das ganze Haus bildeten.

Es versteht sich von selbst, daß dadurch, da man kein Luftloch gelassen, alle Fenster völlig verstellt waren, und als ich um das Haus herumging, konnte ich nicht einmal einen Eingang bemerken, ein ganz kleines Loch ausgenommen, in dem ein einzelner Korb fehlte. Natürlich erkundigte ich mich nach dieser wunderlichen Liebhaberei eines Mannes, der eine Koaksbarriere um sein eigenes Haus gebaut hatte, fand aber bald, daß es keineswegs seiner Hände Werk sei, die Koaks auch nichts weniger als ihm gehörten. Die Ursache dieses sonderbaren Baues war äußerst komisch.

Als man nämlich die Eisenbahn gebaut und diese Station angelegt hatte, kam bei der Direktion ein Franzose um die Erlaubniß ein, auf dem Platze eine kleine Restauration anlegen zu dürfen. Da die Direktion selber noch keine Restauration dort errichten konnte oder wollte, gab sie die Erlaubniß,

doch — wie es heißt — 'unter der Bedingung, daß der Einmiether zwar ein kleines Gebäude dort vorläufig aufrichten könne, den Platz aber jedenfalls räumen müsse, sobald ihn die Direktion selber brauchen sollte. Der Franzose ging hierauf ein, schien aber keineswegs ein provisorisches Haus da aufzusetzen, sondern grub einen ordentlichen Keller und baute sich seine kleine Wohnung ganz allerliebst und dauerhaft auf. Die Direktion sah das vielleicht nicht gern, konnte aber Nichts dagegen machen, bis der Zeitpunkt kam, wo sie den Platz benutzen oder freihaben, und ihre eigene Restauration eröffnen wollte. Dem Franzosen wurde jetzt gekündigt, aber — er ging nicht. Er erklärte, er habe den Platz bekommen, um hier eine Restauration zu bauen, leugnete auch nicht, daß er sich verpflichtet hätte, ihn wieder zu räumen, wenn die Zeit kommen sollte, verlangte in dem Falle aber alle seine darauf gewandte Arbeit zu einem recht guten Preis bezahlt, und als die Direktion darauf nicht eingehen wollte, blieb er eben.

Man versuchte alles Mögliche, ihn fortzubringen, aber Nichts half; zuletzt umzäunte man sein ganzes Haus, wie vorbeschrieben, mit eisernen Schienen, und umstellte es so mit Koaks gefüllten Körben, daß kein einziger Gast mehr zu der

Restauration kommen konnte — es half Alles Nichts; der Franzose blieb eben, gegen alle ihm in den Weg geworfenen Schwierigkeiten wacker ankämpfend, und erwartete jetzt ruhig das Resultat einer, von der Direction gegen ihn anhängig gemachten Klage, die sich aber freilich noch Jahre lang hinausziehen kann. — Wäre es ein Deutscher gewesen, so würde man natürlich gar nicht so viel Umstände gemacht, sondern ihn einfach hinausgeworfen haben. Sein Consul hätte allerdings dagegen protestirt, aber damit wäre die Sache rasch abgemacht und der Platz frei gewesen.

Das Cabriolet kam endlich, und von einem wackern Pferde gezogen, rollten wir jetzt lustig, auf recht gutem, weil vollkommen trockenen Pampasweg, in die weite Steppe hinein, der noch etwa drei Leguas entfernten Quinta des Herrn Halbach zu.

Das aber war freilich die Pampas nicht mehr, die ich noch von zwölf Jahren her im Gedächtniß hatte. Wo war das hohe Gras, wo der üppige Klee hin, der damals diese weiten Ebenen in der Nähe von Buenos Ayres so hoch deckte, daß die Kühe, wenn sie wiederkäuend darin lagen, kaum mit dem Rückgrat und den langsam bewegten Hörnern über das grüne Bett herausschauten, das

schien sich ja gar zu traurig verändert zu haben, denn jetzt war der Boden grau, fast ohne eine Spur von Vegetation, und die Rinder weideten sogar auf geackertem Felde, nur um hie und da die spärlich in die Höhe geworfenen Wurzeln abnagen zu können.

Die fabelhaft lange anhaltende Dürre der letzen Monate sollte die alleinige Schuld daran tragen, und war auch die Ursache, daß Getreide und Mehl so unerhört im Preise emporgegangen. Selbst jetzt hoffte man noch immer vergebens auf Regen; Tag nach Tag verging, und selbst so lange ich im Lande blieb, und später auf meiner ganzen Tour durch Uruguay, fiel auch nicht ein einziger ordentlicher Schauer.

Sonst war aber die Steppe noch ziemlich beim Alten geblieben, wenn mir auch, auf dem dürren Boden, die Viehheerden etwas dürftig vorkamen. Die kleinen Eulen trieben nach wie vor ihr wunderlich Wesen — vielleicht Enkel und Ururenkel derer, die ich damals hier getroffen — dieselben großen gelbbraunen Geyer strichen noch über die Steppe, und in dem kleinen Fluß hausten still und friedlich wie damals ganze Colonieen der langgeschwänzten Otter. Und doch schien sich Manches verändert und vielleicht auch verbessert zu haben.

Die Häuser, an denen wir vorüberkamen, sahen wohnlicher aus, ja, an der Eisenbahnstation war eine ordentliche Stadt entstanden, und manche Umzäunungen verriethen, daß die Eigenthümer doch wenigstens anfingen auf Garten- oder Feldbau zu denken, und das Vieh aus ihren Grundstücken fern zu halten.

Auf meiner früheren Fahrt hatte ich einen Sachsen Namens Pabsdorf angetroffen, der als Schäfer herübergekommen war, und sich damals selber dort ein kleines Eigenthum gründete. Wir passirten heute wieder seine Estancia, und wie hat sich das Alles hier zu seinem Vortheile geändert! Da stand ein wohnliches großes Gebäude, da war ein weiter, mit Gräben und Hecken eingefaßter Gartenraum, da waren weite Strecken Land, die jetzt dem fleißigen Deutschen zu eigen gehörten, und zahlreiche Heerden, die darauf weideten.

Herr Pabsdorf selber befand sich noch so wohl und munter als früher; er war etwas älter geworden in den zwölf Jahren — einen Fehler, den er mit uns Allen theilte, — aber so rüstig geblieben wie zu jener Zeit. Er hatte seine Zeit damals benutzt, und Land und Vieh gekauft, als Alles zu einem wahren Spottpreis zu haben war. Eine Legua Land aber, die in jener Zeit 1500 Papierdollars

kostete, war jetzt auf 4000 und mehr angestiegen. Schafe, die fast um Nichts, oder um ein paar Real verkauft wurden, kosteten jetzt, in der Heerde und die billigste Art, zwei Dollar das Stück — Kuh und Kalb, sonst für 2½ Dollar zu bekommen, war jetzt 5—8 Dollar werth, Pferde eben so im Verhältniß. Eben so waren natürlich Schaffelle und Rindshäute, wie charque und Talg im Preise gestiegen, und es ist das ein mächtiger Beweis für die Vortrefflichkeit des Bodens und der dortigen Verhältnisse des Landes, daß selbst der stets unsichere politische Zustand den wachsenden Wohlstand nicht zurückhalten konnte. Wie müßte sich das Land heben, wenn es einmal in geregelte und sichere Zustände käme, so daß der Ackerbauer auch die Gewißheit hätte, er würde da selber ernten, wo er gesäet.

Nicht weit davon lag Herrn Halbach's Quinta, früher kaum mehr als eine anständige Gaucho-Wohnung, jetzt ein reizendes Landhaus mit wohnlichen, selbst eleganten Gebäuden, eisernem Gitter um den wohlgepflegten Garten und einer mächtigen Pfirsichanpflanzung, einem ordentlichen Wald von Pfirsichbäumen, die noch immer in Buenos Ayres als Feuerholz verbrannt werden. Außerdem kommt aber auch jetzt sehr viel Holz auf den,

in den La Plata strömenden Flüssen herunter, und Kohlen werden in Masse eingeführt. Buenos Ayres ist aber eine sehr bedeutende und besonders volkreiche Stadt geworden, und verbraucht sehr viel Brennmaterial.

Die Pfirsichbäume werden in Reihen gepflanzt, und wachsen so rasch, daß man sie nach drei, oder spätestens vier Jahren als ganz hübsche, des Brennens werthe Stämme hauen kann.

Alle diese Estancias haben keinen, oder doch nur sehr wenig Ackerbau, sondern beschäftigen sich ausschließlich mit der Viehzucht. Aber auch selbst in dieser hat man die Aufmerksamkeit in den La Plata-Staaten ganz vorzüglich der Schafzucht zugewandt, und sich die größte Mühe gegeben, die Race zu verbessern. Vorzüglich sind zu diesem Zweck französische und sächsische Schafe eingeführt, und von den ersteren besonders die Rambouillet-Race, die das Stück nicht selten mit 1200 Papierpesos bis zu 2 und 3000 bezahlt wird.*)

*) Der Papierpesos hat gegenwärtig noch geringeren Werth, als er früher hatte, denn es gehen in diesem Augenblick von 23 — 25 Papier-Dollar auf den Spanischen, so daß der eigentliche Papier-Dollar nicht mehr als etwa 4 Cent im Werthe hat, also 96 Procent schlechter steht als der alte Silber-Dollar.

Die ächt sächsische Race ist noch theurer als die Rambouillet, und wird nicht nur von Speculanten, sondern von den Hacienden-Besitzern selber eingeführt. Herr Halbach hatte allein von der letzteren, wenn ich nicht irre, zwischen 70 und 80 Stück gekauft, um sie theils zur Veredlung der wilden oder eingeborenen Race zu benutzen, theils auch wieder die dort gezogenen ächten Schafe an andere Gutsbesitzer zu verkaufen.

Die argentinische Race hat sich aber augenscheinlich durch diese Einführung so bedeutend verbessert, daß sie jetzt einen weit höheren Preis erzielen kann, und setzten die Hacienden-Besitzer ihre Bemühungen fort, so würden die La Plata-Staaten bald mit Australien und Peru, was Güte der Wolle anbetrifft, concurriren können, und leicht im Stande sein, recht vortreffliche Wolle zu einem weit billigeren Preise zu liefern, als jene Länder.

In den Pampas finden sich eine Unmasse von zahmen, aber verwilderten Tauben, die hauptsächlich von dem Samen einer wilden Distelart leben. Wenn man diese sich selber überläßt, können sie den Haciendero genug ärgern, ohne daß er den geringsten Nutzen davon hätte. Er kennt seinen Vortheil aber besser und baut auf sehr einfache

Weise große Taubenschläge, in denen er seine wilden Gäste nicht allein prächtig zusammenhält, sondern auch das ganze Jahr junge Tauben zu essen hat. Diese Taubenschläge bestehen nämlich aus weiter Nichts als vier, vielleicht zwölf bis vierzehn Fuß hohen Mauern, durch deren eine Wand eine verschließbare Thür gebrochen ist. Inwendig an den Mauern sind dann ringsum die viereckig gemauerten Löcher angebracht, in welche die Tauben ihre Nester bauen, und in denen sie ihre Jungen ausbrüten. Gefüttert werden sie natürlich nie, denn sie finden mehr, als sie brauchen, in der freien Pampas, aber der Haciendero versäumt nicht, sich seine Zinsen für den Bau des Taubenschlags in der Form von jungen Tauben täglich, oder wenn er sie gerade nöthig hat, herauszunehmen.

Die Wasserjagd ist dort in der Nachbarschaft noch so gut, wie sie je war, denn Tausende und Abertausende von Enten bedecken überall die Pampas, und an den Ufern der kleinen Flüsse kommen alle nur erdenkliche andere Wasservögel vor.

In wahrer Unmasse bevölkern auch kleine Familien der südamerikanischen Fischotter die kleinen Flüsse. Schon vor zwölf Jahren gab es eine ungeheure Zahl davon; damals aber war es von

Rosas verboten worden, sie zu schießen oder zu fangen, da die im Felde stehenden Soldaten den Nutzen dieses Ertrages haben sollten. Jetzt ist diese Jagd wieder vollkommen freigegeben, man scheint ihr aber doch nur schwach obzuliegen, da die Felle nicht besonders werthvoll sind, und die Jagd selber eigentlich kein weiteres Interesse bietet.

Ich schoß nur ein einziges dieser Thiere, um es einmal ordentlich in der Nähe zu betrachten. Diese Ottern gleichen eigentlich mehr einer großen braungelben Ratte als irgend einem andern Thiere der Schöpfung. Sie haben den vollkommen kahlen Rattenschwanz, und nur der Kopf gleicht mehr dem des Hamsters, als dem der Ratte. Wenigstens hat er die langen Nagezähne des Hamsters oder noch eher der Otter, das Fell ist aber dünnn behaart, und deßhalb von sehr geringem Werth; in Buenos Ayres will wenigstens Niemand Etwas dafür bezahlen, und in Europa scheint man sich ebenfalls noch nicht darum zu reißen, was den harmlosen Thieren jedenfalls ihre Existenz auf noch einen langen Zeitraum von Jahren gesichert hat. Das ganze Thier ist im Ganzen etwa von der Größe oder Schwere einer Otter, nur etwas stärker als diese, und jedenfalls viel kürzer. Das Fleisch soll genießbar sein, und die Neger — die

im Verdacht stehen, Alles zu essen, verzehren es, der Sage nach, mit Vergnügen.

Herr Halbach hatte neben seiner Hacienda auch noch eine Menge kleiner Außenstationen, die als Vorposten draußen an den Grenzen der Besitzungen liegen und auf denen eine Art Unterverwalter die Aufsicht führt.

Interessant war es mir, am Sonnabend diese Leute zur Hauptstation kommen zu sehen, um ihre gewöhnlichen Rationen in Empfang zu nehmen. Diese bestehen natürlich einzig und allein in Fleisch, und zwar werden eine Anzahl Hammel eingetrieben und geschlachtet, von denen sich dann Jeder seine gewisse Quantität mit heim nimmt. Fell und gewisses Talg gehören dem Herrn der Hacienda, den abgezogenen Hammel aber schnallt sich der Gaucho hinten an den Sattel, und galoppirt vergnügt damit nach Haus.

In damaliger Zeit fehlte es übrigens bedeutend an eingeborenen Arbeitern, die, wo man ihrer habhaft werden konnte, augenblicklich zur Armee abgeführt wurden. Die Hacienderos waren auch deßhalb genöthigt, viele Fremde in Dienst zu nehmen, so wenig diese auch sonst in den Pampas-Arbeiten den richtigen Gaucho ersetzen können. Am Besten eignen sich dazu noch die Basken, die

sich auch mit fabelhafter Leichtigkeit den Sitten des wilden Landes anschließen. Natürlich sind es selten gute Reiter, aber schon nach dem ersten Monat laufen sie, statt in Hosen, in der cheripa umher, haben den Poncho über, so wie die großen Sporen anhängen, und arbeiten mit dem Lasso nach Herzenslust. Auch in die Lebensart der Pampas finden sie sich ungemein leicht, denn mit wenigen Bedürfnissen in ihrer eigenen Heimath bekannt geworden, entbehren sie hier nur sehr wenig und fühlen sich gerade in einem solchen unstäten Leben wohl.

Auch in Montevideo sind sie eigentlich die einzigen, die neben den italienischen Gärtnern aushalten und unermüdlich fleißig dem Boden ihren Lebensunterhalt abzugewinnen suchen. Selbst in Süd-Brasilien fand ich sie später in Masse, und was ich dort über sie hörte, bestätigte nur meine eigene Erfahrung aus früherer Zeit: Der Baske hängt nämlich, trotzdem, daß er sich den Sitten des fremden Landes so ungemein leicht anschließt, fast noch mehr und inniger an seiner Heimath, als der Deutsche. Dieser, wenn er sich in einem fremden Lande einmal Land urbar gemacht und ein Haus gebaut hat, was er wo möglich augenblicklich thut, sobald er das Land betritt — trennt

sich nur sehr schwer und ungern wieder von diesem Besitzthum. Der Baske dagegen bindet sich lieber gleich von Anfang an nicht an ein solches Besitzthum, denn er ist in den meisten Fällen nur allein nach Amerika gekommen, um sich Etwas zu erwerben und dann ungesäumt nach Hause zurückzukehren. Er miethet sich deßhalb irgend ein kleines Stück Gartenland in der Nähe einer großen Stadt und arbeitet nun, wenn es sein muß, wie ein Sclave Tag und Nacht, nur um sein vorgestecktes Ziel recht bald zu erreichen. Den ganzen Tag gräbt, pflanzt und gießt er in seinem Garten. Abends nimmt er, was er den andern Tag zum Markte braucht; in der Nacht wäscht und reinigt und bindet er Alles, lange vor Tage ist er wieder auf und hat sein Pferd gefüttert und eingeschirrt, und mit dem Morgengrauen hält er an Ort und Stelle, seine Waaren zum Verkauf bereit. Hat er sich dann ein paar hundert Dollar erübrigt — denn damit weiß er, daß er in seinem Vaterlande sein überdies genügsames Leben recht gut beginnen kann, so packt er seine Sachen zusammen, geht als Deckpassagier auf das nächste Schiff, oder arbeitet, wenn sich dazu Gelegenheit findet, noch lieber seine Passage an Bord ab, und fühlt sich für alle seine Anstrengungen reich be-

lohnt, wenn er den heimathlichen Boden wieder betritt.

Auf dem Rückwege von der Estancia, wo wir auf der Station noch eine Weile auf den Zug warten mußten, sahen wir auch ein ausgehangenes Schild, wo ebenfalls importirte Schafe zum Verkauf ausgeboten wurden. Wir gingen dorthin, sie uns anzusehen, und fanden einen Amerikaner, der nicht allein diese Schafe, sondern auch alle mögliche Ackergeräthe 2c. einführte. Er hatte Rambouillet und sächsische Schafe, für die er ziemlich bedeutende Preise forderte. Die besseren Rambouillet sollten 16 und 1800 Papier-Dollar, die sächsischen Schafe sogar 3500 Pesos das Stück kosten.

Der Zug kam endlich, wir mußten aber noch eine ganze Zeitlang warten, bis ein anderer, gerade aus der Stadt eintreffender Train passiren konnte. Dieser führte übrigens acht oder zehn Kanonen, kleine Sechspfünder mit allem Zubehör, und außerdem eine nicht unbedeutende Quantität ganz frisch gefertigter, noch nicht einmal angestrichener Lanzen. Außerdem aber schienen die einzelnen Soldaten auch noch eine Quantität der unglaublichsten alten Cavalleriesäbel aufgekauft zu haben, und einzelne Doppelflinten, die

sie führten, waren mit Bindfaden und Streifen roher Haut an Schloß und Lauf zusammengebunden, um vielleicht diese Bataille noch aushalten zu können.

Das Alles zog der Armee von Urquisas entgegen, während die Barrikaden von Buenos Ayres gebaut wurden, der tapfern Armee auf der Flucht Schutz zu verleihen. Ein richtiger General muß auch, neben anderen Dingen, auf einen gesicherten Rückzug denken.

Auf der Station war ein alter prächtiger Gaucho mit aufgestiegen, der eben aus dem innern Lande gekommen zu sein schien und sehr wahrscheinlich zum ersten Mal auf der Bahn fuhr. Er sah sich wenigstens Alles außerordentlich aufmerksam an, und wenn er auch — vielleicht grundsätzlich — kein Erstaunen verrieth, fuhr sein Blick doch oft rasch und mißtrauisch von einem Gegenstand zum andern.

Er war ganz in die Tracht der Gauchos gekleidet, die sich aber jetzt auch in soweit civilisirt haben, daß sie nicht mehr die Schuhe aus Pferdebeinen, sondern ordentliche Schuhe, ja oft sogar Glanzstiefel tragen. — Die Sporen hatte er übrigens noch an den Füßen, wie er eben vom Pferde gestiegen war, und die Revenka am linken

Handgelenk hängen, — am rechten könnte sie dem Lasso im Wege sein.

Höchst interessant war es mir bei der Fahrt den Alten zu beobachten, wie er sich in dem Wagen und nach außen umsah. Wir liefen allerdings sehr langsam, aber er wußte, daß keine Pferde oder Maulthiere vorgespannt waren, und der Zug ganz von selber seiner Wege rollte, hatte vielleicht früher auch schon viel davon reden hören, und konnte sich jetzt sicherlich nicht ableugnen, daß die — sonst so verachteten „cringos“ oder Fremden, doch eigentlich ganz verwünschte Kerle wären.

Erst wie er eine ganze Weile gefahren und das Eisenbahnreisen schon einigermaßen gewohnt war, sah er sich auch im Coupee etwas um, und lachte die Anderen vergnügt an, wenn wir einen Reiter draußen mit dem Zug passirten. Nahe an der Stadt lagen aber die Stationen so dicht bei einander, daß der Zuge nicht schneller ging, als ein rasches Pferd hätte traben können, und es passirte uns das, für eine Eisenbahn eben nicht Schmeichelhafte, daß uns, gerade nachdem wir eine Station verlässen hatten, ein Gaucho auf einem alten Schimmel überholte, und — was noch schlimmer war — sich auch vorn hielt.

Ich sah meinen Gaucho-Reisegefährten an, und er mochte die Schmach fühlen, auf einer Eisenbahn von einem Schimmel überholt worden zu sein. Unwillkürlich preßte er auch die Kniee zusammen, als ob er ein Thier unter sich hätte und ihm die Schenkel geben wollte. — Der Zug lief aber deßhalb nicht rascher, und der alte Schimmel blieb bis fast an die nächste Station vor uns, wo ihn der Reiter plötzlich anzügelte, Front gegen uns machte und uns mit einer spöttischen Begrüßung vorbeipassiren ließ. Eine anständige Locomotive ist noch nie auf eine empörendere Weise verhöhnt worden.

Unterwegs fanden wir noch Waggons mit Kanonen, die auf den nächsten Zug warteten, und die Conducteure wußten vielleicht kaum, gegen wen sie geführt wurden, und kümmerten sich weniger darum, so schnell wechselt in diesen Ländern Freund und Feind.

An dem Hauptabend der Illumination — am nächsten Morgen wollte er nach dem Kriegsschauplatz aufbrechen — stand der Gouverneur Mitri, von seinem Hofstaat umgeben, auf dem Balkon des Polizeigebäudes an der Plaza. Ein Bekannter zeigte mir ihn und meinte: „Letztes Jahr um diese Zeit stand dort oben Urquisas neben Mitri,

und nächstes Jahr steht vielleicht Urquisas allein da oben, und Mitri draußen, und die Leute in der Stadt bauen Barrikaden, um ihn nicht hereinzulassen. So haben die Herren in der argentinischen Republik mit ihrer Politik immer eine angenehme Abwechselung, und jede Partei bleibt in der nöthigen Aufregung, um keine Gelegenheit unbenutzt vorüber zu lassen, Skandal anzufangen."

In Buenos Ayres wohnte ich im Hôtel de Provence, einem vortrefflichen Hôtel, wo ich mich sehr wohl befand. Eines Mittags, als ich gerade meinen Kaffee trank, sah ich, daß mich ein, an einem andern Tische sitzender Herr sehr stark fixirte. Ich achtete nicht besonders darauf, und zündete meine Cigarre an. Der Herr an dem andern Tische stand jetzt auf, kam zu mir herüber, stemmte beide Arme auf den Tisch und sagte in sehr entschiedenem Tone:

„Sie sind Herr Gerstäcker?" Ich versicherte ihn, daß das mein Name sei.

„Sie sind viel gereist?" fuhr er fort. Ich bejahte auch dies.

„Sie haben auch geschrieben?" — Die Fragen fingen mir an langweilig zu werden, und ich nickte nur einfach mit dem Kopf. Mein un-

verwüstliches vis à vis aber ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern sagte ruhig:

„Was Sie über Brasilien geschrieben haben, ist sehr oberflächlich — lauter Unsinn!"

„Ich kann Ihre liebenswürdige Offenheit nur bewundern," sagte ich ihm lachend! „erlauben Sie mir nur, den kleinen Einwand zu machen, daß ich über Brasilien noch nie Etwas geschrieben habe. Ich war allerdings einmal früher drei Tage in der Hauptstadt, aber noch nie weiter im Innern, was ich jetzt erst eben im Begriff bin zu besuchen."

„Ja," sagte mein fremder Unbekannter, der mich dabei starr angesehen, „lauter Unsinn."

„Sie haben mich vielleicht nicht verstanden. Ich habe Ihnen eben bemerkt, daß ich noch nie etwas über Brasilien geschrieben habe."

„Aber Sie wollen schreiben?" sagte der Räthselhafte.

„Das ist allerdings meine Absicht, denn zu dem Zwecke reise ich.

„So? nun schreiben Sie nur — schreiben Sie nur," erwiederte der Fremde, aber mit einer so entschieden höhnischen Drohung im Ton, daß ich nicht umhin konnte, ihn lächelnd zu fra-

gen: „Sie wollen mich wohl todt machen, wenn ich mich unterstehen sollte zu schreiben?"

„So nicht," erwiederte, mich beruhigend, mein neuer Freund — „aber literarisch — mein Name ist Berlin; ich bin Correspondent der Weser-Zeitung."

„Sehr schön, mein lieber Herr Berlin; aber Sie wissen ja noch gar nicht, was ich schreiben werde."

„Das ist gleichviel," sagte Herr Berlin — „wenn Sie 'was über Brasilien wissen wollen, so fragen Sie Herrn Lallemand, da werden Sie es erfahren, und nicht wieder Unsinn unter die Leute bringen."

Ich trank meinen Kaffee und rauchte meine Cigarre und ließ ihn noch eine Weile so fortfahren; endlich sagte ich ihm ganz artig:

„Mein lieber Herr Berlin, für kurze Zeit amüsirt man sich bei solcher Unterhaltung, auf die Länge der Zeit wird es Einem aber langweilig. Sie werden mich doch verstanden haben?"

„Ja wohl," sagte Herr Berlin, und saß noch eine Weile schweigend neben mir; auf einmal stand er auf, reichte mir die Hand und sagte feierlich: „Herr Gerstäcker, es war mir sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben."

Ich schüttelte ihm die Hand eben so feierlich und sagte: „Mir gar nicht."

„So?" sagte Herr Berlin etwas verblüfft. „So war das Vergnügen ganz auf meiner Seite?"

„Ganz und gar!" lautete die Antwort, worauf mir Herr Berlin eine tiefe Verbeugung machte und das Zimmer verließ. Es saßen noch ein paar Deutsche am Tische, die sich natürlich kostbar über unsere Unterhaltung amüsirt hatten.

Ich erkundigte mich später über Herrn Berlin selber, erfuhr aber nicht viel Tröstliches, hatte aber das Unglück, in Rio de Janeiro wieder mit ihm in einem und demselben Hôtel zusammenzutreffen. Herr Berlin war dort unendlich freundlich, aber glücklicherweise schien sich der Wirth gerade so wenig aus seiner Gesellschaft zu machen, als ich, und Herr Berlin zog in ein anderes Hôtel, wo ich ihn dann nicht mehr wiedersah.

Als ich damals in Buenos Ayres war, wohnte ich in dem Boarding-House einer Mrs. Davies, in deren Hause besonders eine Anzahl von Schiffscapitainen einkehrte. Ich erwähnte damals in meinen „Reisen", daß mir jener Mr. Davies, ein höchst drolliger Kauz, so sehr abredete, nach Californien zu gehen, und daß ich ihm später sel-

der in Californien begegnete. Hier in Buenos Ayres hörte ich nun, daß „Mrs. Davies" ihr Boarding-House aufgegeben habe, und ich hatte einige Schwierigkeit, sie wieder aufzufinden, denn ich wollte sie doch gern einmal besuchen, weil ich mich mit Vergnügen der in ihrem Hause verlebten Zeit erinnerte.

Wie rollt die Zeit weiter, und wie altern wir, werden es freilich immer nur erst an uns selber gewahr, wenn es zu spät ist, desto leichter dagegen an anderen Leuten. Wie roth und dick war die sonst so hübsche und junge Mrs. Davies geworden, und daß ich geglaubt hatte, die Leute würden sich eben so freuen, mich wiederzusehen, wie ich mich auf sie freute — lieber Gott, sie kannte mich weder mehr, noch erinnerte sie sich, daß ich je in ihrem Hause gewesen. — Und Mr. Davies? — „Bless my soul," sagte sie, „wann war es, daß Sie von hier fortgingen?" — „Im Jahr 1849." — „Nun ja — in demselben gesegneten Jahre hat auch Mr. Davies sein Haus verlassen, und, einen Brief von Valparaiso ausgenommen, habe ich nie wieder von ihm gehört." Er hatte ihr darin geschrieben, daß er nach Californien wolle, und daß ich selber ihn dort ge-

sehen, war also die letzte und neueste Nachricht, die sie selber seit zwölf Jahren von ihm erhalten.

So ändert sich Alles in der Welt, und das ist auch die Ursache, weßhalb wir eigentlich nie und nimmer zweimal das Heimweh bekommen — wir müßten denn die Sehnsucht nach unserer eigenen Familie dazu rechnen. Alte Freunde sind todt oder haben den Platz verlassen; die alten, liebgewonnenen Plätze sogar haben sich verändert und sind von Eisenbahnen oder qualmenden Schornsteinen entstellt; wir selber passen nicht mehr in die Umgebung, in der wir uns sonst so wohl und glücklich fühlten, weil wir ihre allmähliche Umgestaltung nicht selber mit durchlebten, sondern sie auf einmal sollen aufgedrungen bekommen, und werden am Ende gar unzufrieden mit anderen Leuten und Dingen, weil sie nicht genau so blieben, wie wir sie verließen, wo wir dann, mit unseren jetzt veränderten Ansichten, noch weniger zu ihnen gepaßt haben würden.

In Buenos hatte ich nicht die Absicht gehabt mich länger als eine oder zwei Wochen aufzuhalten, und als ich dort meine, seit Lima entbehrten Briefe von daheim auf der Post in Empfang genommen und gute Nachrichten darin gefunden hatte, dachte ich schon wieder auf den Weiter-

marsch, um meinen Zug durch Uruguay und Brasilien zu beginnen.

Auch an der Landung von Buenos Ayres sind große Verbesserungen gemacht, und man hat ein paar ziemlich lange hölzerne Werfte in den Strom hinausgebaut. Das Ufer ist dort aber der Schifffahrt so ungünstig und so flach, daß bei niederem Wasser nicht einmal Wallfischboote an diesen Werften anlegen können, und Güter wie Passagiere auf offenen hochräderigen Karren hinaus in tiefes Wasser gefahren werden müssen.

Als ich mich in Buenos Ayres einschiffte, bekam ich eine prachtvolle Probe dieser Fahrt, denn die Ebbe war gerade auf ihrem niedrigsten Stand, und der Wind blies scharf gegen das Land. Die Launchen des Dampfers, grüne Fahrzeuge mit großen rothen Augen vorn, um sie vor den anderen kenntlich zu machen, und mit dem Namen des Dampfers an ihrem Mast, lagen dort draußen vor kleinen Wurfankern, und ich ging, so weit ich konnte, an dem Werft hinaus, um dort einen Verbindungskarren zu bekommen.

Der Boden des Flusses besteht aus sehr hartem, schwarzem Sand, so daß die beiden Maulthiere ungefährdet den Karren hinausnehmen können; der Fluß schlug aber hier ganz ordentliche

Wellen, und als wir tiefer und weiter hineinkamen, sah es ganz wunderlich aus, wie die Brandung den Maulthieren gegen die Brust prallte und über ihren Rücken zusammenspritzte. In ruhigem Wetter wäre es hier draußen auch schon tief genug für ein Boot gewesen; diese unruhigen Wellen hätten es aber jedenfalls auf den harten Sand gestoßen, und die kleinen Fahrzeuge wagten sich deßhalb nicht heran. Weiter und weiter fuhren wir hinaus, und es sah schon fast so aus, als ob wir gar nicht mehr in einem Wagen ständen, sondern von zwei wirklichen, nur etwas langohrigen Neptunischen Rossen und auf einer viereckigen Muschel in die See hinausgezogen würden, dort irgend Jemandem, vielleicht der Madame Amphitrite selber, einen Besuch abzustatten.

Jetzt aber hatten wir endlich das ankernde Boot erreicht, und wenige Minuten später war ich an Bord des Dampfers, wo eine schon früher gekommene Dame aus Montevideo, mit einem ungeheuern durchbrochenen Kamm, das in dem Salon stehende und sehr verstimmte Pianino nach Leibeskräften behackte.

An Bord standen einige argentinische Polizeibeamte, die allen Einheimischen, d. h. allen solchen, die sie für Argentiner hielten, oder die

wenigstens den südamerikanischen Republiken angehörten, die Pässe abforderten. Fremde wurden nicht belästigt.

In Brasilien fand ich später genau das Gegentheil.

Der Passagepreis zwischen Buenos Ayres und Montevideo ist 8 Patagons oder Dollars, incl. Lisboa-Wein bei Tisch und zum Nachtisch Champagner. Die Fahrt dauert etwa 10 oder 12 Stunden. Für Capitaine und Lootsen, die oft genöthigt sind, den Fluß auf und ab zu fahren, findet eine Ermäßigung auf die Hälfte statt, und ich habe meine herzliche Freude daran gehabt, wie besonders die deutschen, englischen und amerikanischen Capitaine dem Champagner zusprachen, und sich die größte Mühe gaben, selbst den ermäßigten Preis abzutrinken.

Die Abfahrt war auf 4 Uhr festgestellt, es wurde aber fast Mitternacht, ehe wir von der Sandbank, auf der wir ganz hübsch festsaßen, loskommen konnten; dann aber ging auch die Reise rasch vor sich, und wir erreichten Montevideo noch bei guter Zeit am andern Morgen.

3.

Eine Diligencefahrt durch Uruguay.

In Montevideo wieder glücklich gelandet, zögerte ich keinen Augenblick, meine Passage in einem der Postwagen nach Artigas, an der nördlichsten Grenze des Staates zu nehmen, und brauchte auch glücklicherweise nicht lange zu warten. Schon am nächsten Morgen ging eines dieser Fuhrwerke nach meinem Bestimmungsorte ab, und ich hatte die Genugthuung, zu hören, „daß noch ein Platz frei sei."

Viel lieber hätte ich natürlich die ganze Tour zu Pferde gemacht, aber einestheils lag mir daran, auch einmal ein solches Postwesen in diesen Provinzen mit durchzumachen, und dann stand mir außerdem noch ein langer Ritt durch Brasilien bevor, auf dem ich genügend Zeit bekam, mich im Sattel häuslich einzurichten — sehr lange war

ich auch außerdem noch gar nicht heraus, und konnte es, aus allen diesen verschiedenen Gründen, recht gut erwarten.

Punkt sechs Uhr ging die Diligence ab, und ich hatte eben noch Zeit, die nicht unbedeutende Verkehrsbetriebsamkeit dieser Stadt zu bewundern, da fünf verschiedene Diligencen, nach eben so vielen verschiedenen Richtungen, zugleich aufbrachen und die noch stillen Straßen Montevideos mit einem ganz rasenden Rädergerassel erfüllten. Gleich vom Anfang an sollte ich auch eine kleine Idee bekommen, wie diese Leute fuhren, denn ein schwerer, mit sieben Pferden bespannter Postwagen suchte dem andern vorzukommen, und in vollem Carrière, was die frischen Pferde nur immer laufen und an den Strängen reißen konnten, ging es in die weite Pampas hinaus.

Zuerst wird aber vor allen Dingen eine Beschreibung dieser Marterkasten nöthig sein, welche die Bewohner von Uruguay in ihrer scherzhaften Laune Diligences nennen.

Es sind außerordentlich breitspurige, schwere, unbehülfliche, omnibusartige Kasten mit einem Coupee vorn, wo neben dem Kutscher noch der sogenannte „major domo“ oder Conducteur und zur Noth ein Passagier sitzen kann. Die Uebrigen

bringen sich, so gut das geht, im Innern der Kalesche unter, wo sie, Knie an Knie gedrückt, das Vergnügen haben, seitwärts durch die kahle Natur gerissen zu werden.

Sieben Pferde ziehen diesen Karren, und zwar vier an der Deichsel neben einander, daß es Einem, wenn man vorn im Coupee sitzt, ordentlich so vorkommt, als ob man im Circus Renz Kunststücke mache, zwei sind vor diesen angeschirrt, und ganz vorn bildet ein einzelnes, auf dem ein wirklicher, lebendiger Gaucho sitzt, die Spitze. Dieser Gaucho ist eigentlich eine Art von vorn angebrachtem Steuerruder, indem er bei schwierigen Passagen vorn lenkt, und sein Pferd zu dem Zweck manchmal ganz scharf herum, und bald nach rechts, bald nach links hinüber wirft.

Ein einzelner Berittener galoppirt noch nebenher und treibt ein paar leergehende Pferde, die auf die nächste Station gehören, oder auch wohl zur Aushülfe dienen, wenn eines der toll genug getriebenen Thiere stürzen sollte.

Natürlich sind die sämmtlichen Pferde schon in der ersten Viertelstunde so naß, als ob sie aus dem Wasser gezogen wären, aber das schadet Nichts — fünf oder sechs Leguas weiter werden sie ausgespannt und können sich dann in aller

Bequemlichkeit die einzelnen Grashalme auf der fast vollständig ausgetrockneten Pampas zusammenlesen.

Vor allen Dingen nahmen meine Reisegefährten meine erste Aufmerksamkeit in Anspruch, und diese bestanden, um sie nach der Reihe, wie sie sich eingefunden, aufzuzählen, erstens in einem jungen Manne von Montevideo, der etwas sehr Anständiges und Nettes in seinem ganzen Benehmen hatte, dann einem mehr plumpen, aber doch auch nicht ganz übeln Brasilianer, und last aber nicht least, in einer „stillen Familie" von Mann, Frau und Kind, über deren Zusammenstellung wir ersteren Drei uns während der ganzen Fahrt den Kopf sehr unnöthigerweise zerbrachen.

Er war ein junger Gauchoflegel von etwa 24 Jahren, schmutzig, unverschämt, großthuerisch und zärtlich — sie etwa 26 Jahr alt, nicht besonders hübsch, mit auffallend schlechten Zähnen, lustig, laut und auch sehr zärtlich — es ein ungezogener Junge von etwa 6 Jahren, ungewaschen, mit abgerissenen Knöpfen, defekten Hosen, ungekämmt, und die vier Tage, die wir zusammen zubrachten, unablässig bemüht, mit den dickbesohlten Schuhen irgendwo bei den Passagieren verheimlichte Hühneraugen zu entdecken.

Es war ihr Bruder, wie sie sagte, und er nahm seine junge, eben erst verheirathete Frau auf seine „Hacienda" — eine Lehmhütte in den Pampas, von der er ihr unterwegs selbst noch die glänzendste Schilderung machte. Wir sahen seinen „Sommerpalast," wie er ihn nannte, von Weitem später in der öden Steppe liegen, und mich dauerte die arme Frau, die aus Buenos Ayres mit glühenden Erwartungen dem „reizenden Landaufenthalt" entgegenstrebte.

Angenehm war es freilich nicht, daß sich die beiden „jungen Gatten" — die alte Gans hätte vernünftiger sein können — den ganzen Tag in den Armen lagen und sich ableckten und herzten, und da ich ihnen auf der Omnibusbank gerade gegenüber saß, konnte ich auch nicht wo anders hinsehen, ich hätte mir sonst den Hals abgedreht.

Nosotros somos hacienderos, no somos trabajadores, war eine Lieblingsredensart des jungen gaucho und drückte zugleich die Grundsätze der ganzen Race aus, und heißt, fein übersetzt: „wir haben haciendas, aber wir arbeiten Nichts. Wir dankten alle Drei Gott, als die Stunde unserer Erlösung endlich schlug, und wir von der „stillen Familie" befreit wurden.

Meine Aussicht auf die umliegende Scenerie

war durch die Familiengruppe nur äußerst beschränkt. Vor mir hielten die beiden Liebenden die Köpfe permanent zusammen, und nur schräg nach rechts und direkt nach links war Licht und Luft — aber man verlor nicht viel an der Aussicht, denn weite öde Steppe umgab uns, wo auch immer der Blick in's Freie traf. Aber keine Pampas, wie sie vorzugsweise um Buenos Ayres liegt, wenn sie auch eben so wenig einen Baum trug wie jene, sondern mehr wellenförmiger Boden mit leisen Anschwellungen, der einen Marsch oder Ritt durch solche Flächen nur noch verzweifelter macht. Von jeder kleinen Erhebung aus glaubt und hofft man, daß man nun wenigstens einen etwas freieren Ueberblick gewinnen werde, und jede kleine Erhebung bringt weiter Nichts als eine neue getäuschte Diminutiv-Hoffnung. Deßhalb büßte man in dem Kasten von der Landschaft gar Nichts ein, und konnte sich eine solche Verpackung — wenn nur die Liebenden nicht gewesen wären, — durch solche Scenerie recht gut gefallen lassen.

Und wie monoton war hier das ganze Leben, wie öde und traurig lagen die einzelnen Ranchos in dem weiten Plan. Darin gleicht aber der gaucho von Uruguay dem von La Plata auf ein Haar, daß er nie daran denkt, sich durch ein klein

wenig Arbeit das Leben auch ein klein wenig behaglicher zu machen. Eine Hütte muß er bauen, denn Kälte, Regen und Sonnenbrand zwingen ihn dazu; eine kleine Umzäunung, um seine Pferde darin zu fangen, muß er haben, wenn er sich nicht unnöthigerweise anstrengen will — und das will er nicht. Das Beides richtet er deßhalb her, aber nun ist er auch fertig, und denkt gar nicht daran, nur wenigstens einen kleinen Garten anzulegen, um Gemüse zu ziehen, oder ein paar Blumen neben sein Haus zu pflanzen, die eigene Heimath freundlicher zu machen.

Ja, Blumen — Rinder- und Pferdegerippe liegen darum her, das ist seine ganze Verzierung, und der Geruch der Cadaver scheint ihm mehr zu behagen als der unnützer, langweiliger Blüthen.

Unser erstes Nachtquartier war ebenfalls sehr primitiver Art. Eine einzige nie gewaschene Matratze, mit Steppengras gestopft, und als Zudecke — ich mußte wirklich lachen, als ich diese erste Entschuldigung für eine Bettdecke betrachtete, ein einfaches geblümtes Stück Kattun, ganz genau so schwer und warm, wie es in Batavia den Müden deckte — und was für ein Unterschied hier, mit dem Klima in Batavia.

Schon am La Plata hatten wir Morgens

viertelzoll dickes Eis auf den Lachen gehabt, und die ganze Pampas weiß bereift gesehen. Hier war es nicht um einen Grad wärmer, und unter dem Kattun hätte man mit Bequemlichkeit erfrieren können. Glücklicherweise führte ich aber einen warmen Poncho mit, und schon daran gewöhnt, aus der Noth eine Tugend zu machen, nahm ich noch außerdem von einem der nicht benutzten Betten die Matratze als Zudecke und schlief darunter, meinen Poncho statt Laken gebrauchend, warm und vortrefflich.

Am nächsten Morgen aber lautete die Ordre: „schon vor Tag heraus," und wenn wir auch am letzten Abend ein erträgliches Souper mit Lisboa-Wein gehabt, war heute Morgen doch nicht an Kaffee zu denken. So vorwärts denn; es hatte allerdings einige Schwierigkeit, irgendwo Wasser zum Waschen zu finden, denn darauf sind die Leute hier nicht eingerichtet, und der junge Mann von Montevideo und ich waren auch die Einzigen, welche es gebrauchten, es gelang aber doch endlich. Unser junges Ehepaar, mit dem noch jüngeren Schwager, fand sich auch wieder ein, und fort ging's über die Pampas, was die Pferde laufen konnten.

Den ganzen Tag nun gab ich mir Mühe,

irgendwo auf der weiten Pampas doch wenigstens ein Stück Wild zu entdecken, denn bis jetzt hatte ich weiter Nichts darauf erkennen können, als Heerden von Pferden, Rindern und zuweilen auch von Schafen — aber umsonst; es war nirgends Etwas zu entdecken, und der „major domo“ den ich danach frug, versicherte mich, ich würde erst „weiter hin“ Hirsche finden, deren es viele gäbe. — Meine Doppelbüchse hatte ich natürlich bei mir.

Gegen Abend entdeckte ich in weiter Ferne aber einen wunderlichen Gegenstand, der mir trotzdem in seinen Bewegungen bekannt vorkam, und ich wandte mich an meinen Nachbar, um mich zu erkundigen, ob es hier Strauße (Kasuare) gebe.

„Hier nicht,“ sagte er, „aber weiter hin.“ —

„Hier nicht? und was ist das dort drüben?“ —

„Wahrhaftig ein Strauß,“ sagte er, hinaussehend, „so nahe bei Montevideo habe ich sie noch nie gefunden.“

Strauße! Der alte Jagdteufel kehrte wieder, und ich hätte gern einen kleinen Abstecher hinaus in die Pampas gemacht, aber das ging jetzt nicht an. Die Diligence flog in Carrière über die Steppe und der major domo schien nicht die geringste Lust zu haben, einer solchen Bagatelle

wegen, wie ein Strauß in seinen Augen war, die republikanische Diligence aufzuhalten. An der nächsten Station, wo die Pferde gewechselt wurden, nahm ich mir aber doch meine Kugeltasche vor und lud meine Büchse, um für alle Fälle gerüstet zu sein — man konnte eben nicht wissen, was vorkam.

Das Pferdewechseln geschieht hier genau so, wie in den Pampas von Buenos Ayres. Eigentlich sollen die Postpferde schon, ehe der Wagen kommt, eingetrieben und bereit sein. Da diese Diligencen aber eben so eigentlich gar keine bestimmte Zeit einhalten und sich oft um viele Stunden, ja manchmal halbe Tage verspäten, so mögen die „Posthalter" ihre Thiere auch nicht so lange in den zu Brei gestampften „corral" sperren, wo sie nur unnütz so lange hungern müßten, und ziehen es vor, die nöthigen Pferde eben einzutreiben, wenn der heranrasselnde Kasten in der Ferne sichtbar wird. Natürlich entsteht dadurch jedesmal eine neue Verspätung.

Auffallend war es mir aber, daß ich diese Gauchos nie, auf der ganzen Tour, den Lasso gebrauchen sah, obgleich sie wohl ebenfalls recht gut damit umzugehen wissen. Sie trieben die Pferde, die gefangen werden sollten, in die kleine Um-

zäunung, und krochen dann so lange mit den Zügeln zwischen ihnen herum, bis sie die nöthige Anzahl beisammen hatten.

Aber was für ein wildes Fahren, wenn sie erst einmal eingeschirrt sind. Ein wirklicher Weg besteht dabei gar nicht, man müßte denn die Fahrgleise früherer Fuhrwerke als einen solchen betrachten. Nirgends ist auch nur ein Spatenstich oder ein Schlag mit der Spitzhacke geschehen, irgend ein vorgefundenes Hinderniß zu beseitigen, ein Sumpfloch zu füllen, oder gar eine Brücke zu schlagen. Wie der Hang dieser wellenförmigen Landbildung von der Natur geworfen ist, so rasselt die „Diligence" darüber hin, oder saust, noch viel schlimmer, an der schräg liegenden Seite vorüber, daß man oft gar nicht begreift, wie es möglich war, eine solche Stelle ohne Umwerfen zu passiren.

Huih! schreit der Kutscher, der übrigens seine Thiere prächtig in der Gewalt hat, und der auf dem vordersten Pferde reitende Gaucho bohrt dem seinigen die Sporen in die Flanke. Fort geht's, wie die wilde Jagd, mitten in die Pampas hinein, und der Bursche vorn scheint vor lauter Lust und Behagen ganz übermüthig zu werden, so wirft er sich jauchzend und schreiend vorn im

Sattel herum. Er schiert sich auch den Henker darum, ob die Diligence hinter ihm umschlägt oder nicht, denn ihm da vorn kann in dem Falle nicht das Mindeste geschehen.

„Rechts!" kommandirt der Kutscher, der alle Sumpflöcher und Steine hier wie seine eigene Tasche kennt, und der Reiter wirft sein Leitthier scharf rechts ab, die anderen Thiere folgen im Bogen, und während der Kutscher wieder „links" schreit und sich das nämliche Manöver nach der andern Seite wiederholt, beschreiben die Räder des Wagens einen kleinen Bogen dicht um den Rand eines tiefen, durch den Regen in den Boden gerissenen Loches, das uns bei der geringsten Nachlässigkeit hätte verderblich werden müssen.

Jetzt senkt sich der Hügel steil einem kleinen Steppenwasser zu — nun wird er doch wenigstens etwas anzügeln. Gott bewahre! Huih! tönt auf's Neue der ermunternde Ruf, und hinunter geht die Hetze auf das scharf abgebrochene Ufer des Baches zu und mitten in denselben hinein, daß der schwere Kasten zwei, drei Stöße hintereinander thut, die ihn auseinander zu bersten drohen.

„Santa Maria! que barbaridad!" schreit die „Dame" und stemmt beide Hände auf das Sitz-

kissen. Während aber der Kutscher als einzige Antwort nur ein neues gellendes „Huih!“ ausstößt, und draußen Schlamm, Wasser und kleine Steine um den selber wie erschreckt vorwärtsschießenden Kasten umherspritzen, donnern die Räder schon wieder an der andern Seite, eine schräg aufsteigende Erdbank von drei Fuß Höhe als gar kein Hinderniß betrachtend, in die Höhe, und reißen die wild durcheinander gerüttelten Passagiere mit sich fort, auf den Gipfel des nächsten Hügelrückens.

Dort zügelt der Gaucho plötzlich ein, denn seine Thiere müssen sich einen Augenblick, nach der furchtbaren Anstrengung, verschnaufen, und im Schweiß gebadet, mit Schlamm und Schaum bedeckt stehen sie zitternd da, und lassen Kopf und Ohren hängen. Aber die Ruhe dauert nicht lange; zwei Minuten mußten genügen, ihnen, nach ihres Treibers Meinung, wieder frischen Athem zu geben, und fort saust das Fuhrwerk wieder, neuen Abenteuern entgegen.

Auf solchen Rastplätzen, die aber selten genug vorfallen, läuft den erschöpften Thieren, selbst wenn wir auch vorher kein Wasser passirt waren, der Schweiß in solcher Masse vom Körper ab, daß

sich dort, wo sie nur zwei Minuten gestanden haben, ordentlich kleine Lachen bilden.

Aber was kümmert das den Kutscher — Pferde giebt's genug in den Pampas, selbst wenn auch einmal eins der seinigen stürzen sollte — für solchen Nothfall werden ja noch immer ein paar nebenher gehetzt — und für die Hälse der Passagiere ist er eben Niemandem verantwortlich.

Und jetzt wieder weiter, Hügel ab, Hügel auf, Hänge streifend, daß der Wagen manchmal nur auf seinen zwei Seitenrädern vorwärts gerissen wird, und ein einziger unglücklicher Zufall, irgend eine unbedeutende Kleinigkeit, ein Stein, ein ausgefahrenes Gleis die ganze Diligence jeden Augenblick umwerfen und dann rettungslos zu Atomen zerschmettern müssen. Wahrhaftig, an Aufregung fehlt es bei einer solchen Fahrt nicht, und ich habe manchmal wirklich gezögert, mir noch eine Cigarre oder Pfeife anzuzünden, weil ich in der That glaubte, daß es nicht mehr der Mühe werth wäre.

Am dritten Tage gewann indessen die Steppe ein Interesse, das sie bis jetzt nicht gehabt; ich entdeckte nämlich rechts und links von uns, erst vereinzelt, dann in Trupps und Rudeln, Strauße sowohl wie Hirsche, die, wenn sie ein- oder zweihundert Schritt abseits standen, sich für voll-

kommen sicher hielten und den rasselnden Wagen ruhig an sich vorbeidonnern ließen.

Vergebens bat ich den major domo jetzt dringend, nur ein einziges Mal anzuhalten, um wenigstens ein Stück Wildpret zu schießen. Er behauptete, daß er keine Zeit hätte, und dann hälfe es mir und ihm ja doch Nichts, denn das käme alle Augenblicke vor, daß Passagiere ihre Flinten mitführten und schießen wollten. Wenn er dann aber auch Zeit dabei versäumt, und sie vom Wagen gelassen habe, hätten sie nachher ein- oder zweimal geschossen und nachher wieder eine Viertelstunde geladen, ohne auch nur ein einziges Mal Etwas zu treffen. Das Wild sei wenigstens jedesmal entweder sehr vergnügt fortgelaufen, oder auch gar ruhig stehen geblieben.

Außerdem versicherte er mich, daß die Hirsche gar nicht zu genießen wären, weil sie einen so fatalen Geruch hätten, und die Strauße wären wohl der Federn wegen eines Schusses werth, aber Fleisch hätten sie gar keins.

Das Letztere fand ich allerdings später bestätigt, war aber auch fest entschlossen, mich dieser anscheinenden Tyrannei nicht viel länger zu unterwerfen und, wenn es eben nicht anders ging, die Diligence ruhig fahren zu lassen und einen

Jagdzug auf eigene Hand zu unternehmen. Nur wollte ich noch gern vorher ein Stück gegen Artigas vorrücken, um nicht zu viel von dem hohen und schon bezahlten Passagierpreis zu verlieren — Reisen kostet überhaupt in Süd-Amerika ein ganz schmähliches Geld.

Am dritten Tag Abends, wo wir etwas früher als gewöhnlich in's Quartier kamen, nahm ich indessen meine Büchse, um noch vor Dunkelwerden ein wenig pirschen zu gehen. Ich hatte an dem Tage einige achtzig Stück Wild und vielleicht 150 Strauße gezählt, die wir passirt waren, und es mußte Etwas in der Nähe sein. Das Haus, in dem wir übernachten sollten, lag überdies auf einer langen Erhöhung, so daß ich den Platz nicht gut verfehlen konnte, wenn ich selbst im Dunkeln zurückkehrte. Zudem war der Himmel klar und ich konnte meine Richtung recht gut nach einem Stern nehmen.

Kaum hatte ich übrigens die Büchse geschultert, als sich meine beiden Reisegefährten, der Brasilianer und der Montevideer, sehr unnöthigerweise entschlossen, mich zu begleiten. Der Letztere trug dazu noch einen dunkelblauen Tuchponcho grellroth gefüttert, und das Futter über die rechte Schulter hoch und scheinbar nach außen geschlagen.

Los wurde ich sie aber doch nicht mehr, und mit meinem Pirschgang von vornherein nicht zufrieden, rückte ich aus, in die Pampas hinein.

Meine beiden Jagdgefährten unterhielten sich außerdem noch dabei auf das Lebhafteste und ziemlich laut, und so lange wir uns in der Nähe der Häuser befanden, ließ ich mir das gefallen. Wie wir aber erst ein Stück in's Freie hinauskamen, verbot ich mir das, und hielt mich auch ein Stück vor ihnen, das Terrain besser übersehen zu können.

Das Glück wollte, daß ich solcher Art, durch einen Hügelhang gedeckt, auf etwa hundert Schritt an einen, sich ruhig äsenden Hirsch herankam, der, als mein Hut über dem Kamm sichtbar wurde, rasch den Kopf in die Höhe warf und nach mir herüber sicherte. Ehe er übrigens zu einem Entschluß kommen konnte, saß ihm meine Kugel, vorn durchgeschossen, im Rückgrat und warf ihn in seinen Fährten zusammen, meine Begleiter nicht wenig in Erstaunen setzend, die nicht einmal bemerkt hatten, daß ich anlegte.

Es war, wie sie mir sagten, ein mittelstarker Hirsch, der viel stärker überhaupt hier gar nicht vorkäme, er erreichte aber meine Erwartungen, die ich von diesem Wild gehabt hatte, nicht, denn

er war noch geringer als ein starker Dambock, auch mit dem Wedel wie dieser und sehr dürftigem Geweih.

Alle diese Hirsche, wenigstens alle, die ich bis jetzt gesehen hatte, haben nur sechs Enden; ziemlich gerade Hauptstangen, eine Augensprosse und nach vorn auszweigende Gabel. Die Stangen waren aber außerdem noch außerordentlich dünn und sehr wenig geperlt, Staat also in keiner Weise damit zu machen.

Haken (Zähne) hatte er eben so wenig, und was den früher erwähnten Duft betraf, so mußte ich eingestehen, daß der nicht zu den angenehmsten gehörte. Es war ein recht fataler Brunstgeruch, und zwar ohne jede Entschuldigung, denn die Brunstzeit mußte schon über vier Monate vorüber sein. Der Hirsch soll aber diesen Geruch das ganze Jahr behalten, und ist deßhalb auch wirklich ungenießbar, oder wird wenigstens von den Gauchos nicht gegessen, eben so wenig wie ich etwas davon versuchen mochte.

Nur das Geweih bat sich der eine meiner Reisegefährten aus, und da ich es bei meinen späteren Ritten doch nicht mitnehmen konnte, ließ ich es ihm. Das war Alles, was wir von dem erlegten Hirsch mitnahmen.

Ich beschloß aber auch von da ab und unter solchen Umständen keinen Hirsch weiter zu schießen, denn zur bloßen Zerstörungswuth habe ich es noch nicht gebracht, und wenn Niemand etwas mit ihnen anfangen konnte, mochten sich die Thiere auch ihres Lebens freuen.

Durch meinen Erfolg auf dieser Jagd war aber auch das Herz des Kutschers gerührt worden, und als der major domo in der Nacht erkrankte und in unserem Nachtquartier zurückgelassen wurde, und ich am nächsten Morgen mit Tagesanbruch und ehe die Post abging noch einen Kasuar auf der Pirsche, gar nicht weit vom Haus entfernt, schoß, versprach er mir, bei der ersten Gelegenheit die Diligence anzuhalten und mir Gelegenheit zu geben, eine Hirschkuh zu schießen.

Die fand sich auch bald; rechts von der Straße trafen wir, etwa Morgens um 8 Uhr, ein kleines Rudel, der Wagen hielt, ich hatte indessen, wie ich sie sah, schon meine Zündhütchen aufgesetzt, und mit dem Schuß zeichnete das getroffene Stück und wurde mit den anderen flüchtig. Aber es ging nicht weit; der uns zu Pferde begleitende Gaucho hatte ebenfalls gesehen, daß es getroffen war, und galoppirte nach, und noch etwa hundert Schritt weiter brach es zusammen und wurde von

dem wilden Gesellen am Lasso en plein carrière zu uns zurückgeschleift, dann rasch aufgebrochen und vorn auf die Deichsel gebunden. Es war ein feistes Stück und hatte nicht den mindesten unangehmen Geruch.

Auf der nächsten Station, wo wir Halt machten, um zu frühstücken, fand ich aber auch die Erklärung, weßhalb es hier in der Nachbarschaft so viel Wild gab, und weßhalb es gar nicht verfolgt und erlegt wurde. Als ich nämlich Ziemer und Keule ausgeschnitten und in das Haus getragen hatte, und dort die Frau bat, es für uns zurecht zu machen, wandte sie sich in Ekel von dem Wildpret ab und sagte: „Das schwarze, häßliche Fleisch soll man doch nicht etwa essen? Mit dem weiß ich gar nicht umzugehen, und will auch Nichts damit zu thun haben.“

Wie sich herausstellte, wollte keiner der dort wohnenden Gauchos — und wahrlich nicht aus Reinlichkeitsrücksichten — etwas mit dem Wildpret zu thun haben. Anders dachten aber unser Kutscher und meine Mitpassagiere darüber, und es blieb mir jetzt Nichts weiter übrig, als selber den Koch zu machen. Ich ließ mir also wenigstens eine Pfanne geben und Rindstalg, denn weiter war kein Fett zu bekommen, schnitt steaks

aus dem Fleisch, und hatte bald die Genugthuung ein vortreffliches Frühstück hergerichtet zu haben.

Das Wildpret war delikat, und wir Reisende aßen eine ganze Quantität davon; die Wirthin war aber nicht dahin zu bringen, auch nur ein Stück davon zu kosten. — Was das Vorurtheil nicht thut!

An demselben Morgen wurden wir auch glücklicherweise von den „Liebenden" und dem jungen Schwager befreit. Er miethete ein paar Pferde, die ihn zu seinem Besitzthum, dem Sommerpalast, tragen sollten, und als er sein Sattelzeug auspackte, fand es sich, daß es von Argentan strotzte — nur die riesigen Sporen waren ächt, und ganz dem Charakter dieser Art Leute treu, die zu Hause lieber halb verhungern und ein vollkommen elendes Leben fristen, aber ein paar schwersilberne Sporen müssen an den Hacken hängen haben, stieg er stolz mit diesen zu Pferde und sah halb mitleidig auf uns andere arme Sterbliche herab, weil wir keine silbernen Sporen an den Beinen hatten.

Das ganze Zaumzeug strotzte überdies von unächtem Glanz, der ebenfalls wirkliches Silber imitiren sollte, und wäre Alles nicht gewesen, so hatte er sein Reitzeug wahrlich nicht unter

600 Dollars gekauft gehabt. So, wie es war, hatte die Sache weniger zu bedeuten.

Er nahm dann den „Schwager" vor sich auf den Sattel, sie hing eine Anzahl Körbe, Packete und Hutschachteln um sich her, und die Reise ging fort, der Lehmhütte entgegen, die wir, von dem letzten Hügelhang aus, deutlich in den öden Pampas hatten liegen sehen können.

Am nächsten Tage erreichten wir ein kleines Städtchen, Cerro largo (großer Berg), den ich selber aber nirgends entdecken konnte. Hier verließ uns unser Reisegefährte aus Montevideo, von dem es mir wirklich leid that zu scheiden, so liebenswürdig hatte er sich in jeder Hinsicht benommen. Von hier aus sollte uns auch die Post noch an dem nämlichen Abend wieder mit fortnehmen, und zwar in anderthalb Tagen nach Artigas. Kurz zuvor, ehe wir fortfahren wollten, erfuhr ich aber von einem Brasilianer — Artigas bildet die Grenze mit diesem Strich — daß es auf der andern Seite des Flusses Jaguaron fast gar kein Wild, oder doch nur äußerst wenig gebe, und wenn ich überhaupt Lust zu jagen habe, so sei das hier meine letzte Gelegenheit.

Das war ein guter Rath in Zeit; denn was mir der Fremde sagte, fand ich in der That spä-

ter bestätigt. Ich zögerte also auch nicht lange; das Dampfboot, das den Jaguaron befuhr, konnte ich, wie ich hier erfuhr, doch nicht mehr mit der Post erreichen, denn es war an dem nämlichen Tage abgegangen, wo ich in Cerro largo eintraf, und da ich nur zu Pferde von da weiter mußte, kam es auf die paar Tage auch nicht an.

Rasch waren meine Sachen in das Hôtel geschafft, das sich durch ein französisches Billard als das erste in der Stadt bezeichnete: ein Flamländer — Hausknecht im Hôtel — der weder Französisch noch Spanisch sprach, besorgte mir ein Pferd, und noch an dem nämlichen Abend ritt ich einer nicht sehr fernen Hacienda entgegen, in deren Nähe ich das meiste Wild, allen Beschreibungen nach, finden sollte.

Doch es bleibt mir hier keine Zeit, meinen dreitägigen Jagdzug — der mir aber viel Interessantes und Lohnendes bot, hier weitläufiger zu beschreiben. Ich thue das vielleicht einmal später, und will jetzt nur zu meiner Reise selber zurückkehren, die, wie sich bald herausstellte, mit einem andern Kutscher ebenfalls in einen Jagdzug ausartete, und zwar den wunderlichsten, der wohl je gehalten wurde.

Nachmittags vier Uhr ging die Post wieder

von Cerro largo ab, und wir trafen, gar nicht weit von der Stadt entfernt, mit viel mehr ebener Pampas, als wir sie bis jetzt gehabt, ein geltes Thier auf etwa hundert Schritt vom Wege abstehen.

„Können Sie 'was mit Ihrer Flinte treffen?" sagte der Bursche, neben dem ich im Coupée saß — „wenn wir nachher an Strauße kommen, möchte ich gern ein paar Flügel haben."

„Halten Sie einmal Ihren Karren an," erwiederte ich ihm, „und ich schieße uns das Stück Wild zum Abendbrod."

„Wenn's wahr ist," meinte er lachend, zügelte aber doch die Pferde ein, um, wie er hinzusetzte, zu sehen, ob ich Etwas treffen könne. Ich sprang augenblicklich ab; wie aber der Wagen hielt, wurde das Wild flüchtig und stellte sich erst wieder auf reichlich 200 Schritt. Auf diese Distance war ich aber meiner wackern Büchse — wenn ich selber nur ordentlich hielt — gewiß; sprang also hinter den Wagen, legte das Rohr an das rechte Hinterrad — das Schnaufen der Pferde genirte mich etwas, die fest im Geschirr lagen und dabei den Wagen selber in einer athmenden Bewegung hielten — und drückte erst ab, als ich meines Schusses vollständig sicher war.

Das Thier knickte auch glücklicherweise im

Feuer zusammen, und die Treiber stießen ein wildes Jubelgeschrei aus. Zehn Minuten später lag es aber wieder, ausgeweidet und festgebunden, vorn auf der Deichsel, und mein Nachbar betrachtete sich indessen mit nicht geringem Staunen mein Gewehr, das auf so weite Distance ein so kleines Stückchen Blei so sicher geworfen hatte. Die Leute hier bekommen überhaupt nur höchst selten eine Büchse zu sehen, denn alle die Reisenden, die hier passiren, führen nur Schrotflinten.

Nicht lange darauf passirten wir einen Trupp Strauße auf etwa hundert Schritt, und die Diligence hielt jetzt von selber, ohne daß ich ein Wort gesprochen. Ich sprang wieder ab und zielte, traf auch den Strauß, schoß ihn aber nur hoch durch, daß er zuerst einen Moment taumelte und dann flüchtig mit den Gefährten abging. In voller Flucht hielt ich ihm aber jetzt mit der zweiten Kugel etwa eine Handbreit vor, und tiefer als vorher, und mit dem Knall der Büchse fast, überschlug er sich wohl sechs bis acht Schritt weit, kam wieder auf die Füße, überschlug sich noch einmal und lag dann still.

Der Treiber galoppirte hin, dem Erlegten die Flügel abzuschneiden, die in der Pampas einigen Werth haben, und als ich unserem neuen major

domo jetzt versicherte, daß ich nur das Vergnügen des Schusses haben wolle, und er alle Federn bekommen könne, war er plötzlich bei meiner Jagd auf das Innigste interessirt.

Noch konnten wir keine Viertel-Meile gefahren sein, als wir zur Linken, aber viel außer Schußweite, ein neues Rudel Strauße entdeckten.

„Links!" schrie der major domo dem Treiber vorn zu, dessen Pferd flog herum, und über die Pampas quer hin, die Pferde in vollem Carrière, mit sechs Passagieren im Innern donnerte das schwere Fuhrwerk zu der wunderlichsten Pirschfahrt hinaus, die wohl je vorgekommen.

Ich schoß von dem Rudel drei Strauße, denn den ersten hatte ich wieder ein wenig zu hoch getroffen, und in seinen wunderlichen Ueberstürzungen, mit denen er aber nicht mehr von der Stelle kam, blieben die anderen erstaunt stehen und machten einen langen Hals. Ja, selbst als ich den zweiten geschossen, ließen sie mir Zeit, wieder beide Läufe zu laden, und flohen erst nach dem dritten Schuß, wo ich dann mit der vierten Kugel fehlte.

Die Diligence bog, als der Conducteur seine Federn in Sicherheit gebracht hatte, wieder schräg

nach dem Weg ein, und wir hatten von da an nicht mehr weit zum nächsten Nachtquartier.

Die Scenerie der Pampas, die bis jetzt Alles übertroffen, was ich — seit ich die punas von Peru verlassen, noch an öden Landschaften gesehen, wurde aber jetzt viel freundlicher. Die Pampas selber war nicht mehr so wellenförmig, wenigstens nicht mehr mit so hohen, jede Aussicht versperrenden Rücken. Hie und da in den flachen Thälern zeigten sich auch kleine freundliche Gruppen immergrüner Bäume, und sonderbarer Weise standen in diesen Gebüschen schlanke wehende Palmen, die ich diesem Klima nie im Leben zugetraut hätte. Es herrschte hier nämlich, und trotz der Nähe von Brasilien, von dem wir nur noch wenige Leguas entfernt wären, eine keineswegs tropische Temperatur, denn wir hatten jeden Morgen ganz tüchtiges Eis in den Pampas, und die weite Fläche sah bereift aus und winterlich, so weit das Auge reichte — und doch die Palmen, die, wie ich bis jetzt geglaubt, nur in einer heißeren Zone ihren Wohnplatz hatten und heimisch sein konnten.

Palmen im Schnee — es schneite gerade nicht, aber die Steppe sah doch des Morgens genau so aus, als ob es geschneit hätte, und der Contrast war wunderlich genug.

Jetzt fand ich auch hie und da an den Ranchos oder Haciendas Umzäunungen und Gärten. Und einer meiner Reisegefährten versicherte mich, es sei das ein Zeichen, daß wir uns der brasilianischen Grenze näherten, denn die Bewohner von Uruguay „son hacienderos, pero no trabajadores. Die Bewohner von Brasilien dagegen hielten Etwas auf eine mehr freundliche Heimath, und scheuten nicht die Mühe, eine ordentliche Umzäunung anzulegen.

Ich fand das später in der That bestätigt, und wenn auch in Uruguay keine Sclavenarbeit mehr gestattet ist, haben jene Einwanderer von Brasilien doch weit mehr Fleiß mit herübergebracht, als sie im Lande selber fanden.

Der Bewohner von Süd-Brasilien darf überhaupt nicht mit dem des nördlichen Theiles dieses Landes verwechselt werden, denn Beide sind, wie ich später noch oft fand, himmelweit von einander verschieden.

Einwanderung nach Uruguay! Es wird ja jetzt, so viel ich weiß, auch für dieses Land in Deutschland geworben, denn unsere tüchtigen deutschen Kräfte sind überall in spanischen und portugiesischen Provinzen gesucht, und kommen dem Lande nur zu Statten, auf das sie sich werfen,

Für die Einwanderung ist aber schwerlich dieser östliche Strich gemeint, den ich jetzt durchzog, denn in dieses öde, wilde Land paßt für jetzt nur der Viehzüchter, und für den Viehzüchter wunderlicher Weise selten oder nie der Deutsche.

Der deutsche Auswanderer treibt in der Fremde wohl allerdings auch etwas Viehzucht, aber nie als Hauptsache (außer er ist ein reicher Landbesitzer und Kaufmann, und hält sich seine Leute auf den estencias, ohne selber wirklich mit Hand anzulegen). Hat er ordentlich Land urbar gemacht, dann hält er sich auch natürlich Vieh, aber er findet keinen Geschmack daran, diesem ganz ausschließlich seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuzuwenden. Ich habe das wenigstens in allen Ländern, die ich bis jetzt bereiste, wieder und wieder bestätigt gefunden.

Für die Auswanderung nach Uruguay werden aber auch nur die westlichen und nordwestlichen Distrikte gemeint, die in der Nähe des Uruguaystromes liegen, und wenn ich sie auch nicht selber besuchen konnte, habe ich doch, wo auch immer ich mich danach erkundigte, nur Gutes und Rühmliches darüber gehört.

So viel ist sicher, daß dort viel fruchtbares Land in einem verhältnißmäßig gesunden Klima

liegt, und die jetzige Regierung, während das Volk nicht die geringste Lust zu einer Revolution zu haben scheint, ist so liberal, und unterstützt besonders die Fremden so willig, daß der Einwanderer hier wohl wenig für seine eigene Sicherheit zu befürchten hat. Aber er kommt dort doch auch wieder in ein noch sehr wenig cultivirtes und sehr wildes Land, und da ist ihm abermals sein geselliger Charakter im Wege. Der Deutsche paßt nun einmal nicht recht zum Pionier der Civilisation, für den der Nord-Amerikaner wie gemacht erscheint.

Der Deutsche verlangt, neben der Arbeit, vor der er sich wahrlich nicht scheut, aber doch seine Geselligkeit, und gewissermaßen auch seine Bequemlichkeit, und wenn er diese nicht haben kann, so verlangt er sie erst recht und bildet sich dann ein, daß er unglücklich sei und schlecht behandelt werde.

Deßhalb besonders, und seien die Verhältnisse derselben auch gerade jetzt noch so wenig versprechend, findet diese bedeutende Auswanderung nach den Vereinigten oder gegenwärtig vielmehr nach den „Uneinigen Staaten" statt, weil der Auswanderer dort drüben eine Menge Verwandte und Freunde weiß, in deren Nähe er sich nicht allein niederlassen kann, sondern in deren Nachbarschaft es auch sogar deutsches Bier giebt. Er hat dort einen

Anhaltepunkt, wie er glaubt, und wenn ihm die Menschen dort auch noch so wenig helfen werden und als einzigen Rath das amerikanische Sprüchwort „help yourself“ für ihn haben, so ist er doch wenigstens in ihrer Nähe, und glaubt sich schon dadurch nicht ganz verlassen.

Der eigentliche Amerikaner dagegen, besonders der Bewohner der westlichen Staaten, fühlt sich nie wohler, als wenn er gar keine Fenz auf wenigstens einen Tagemarsch um sich her hat, und schafft sich mit Büchse und Axt seine neue Heimath, die ihm nur so lange behaglich scheint, als er keine Nachbarn bekommt.

Deßhalb, und unseren deutschen Charakter in Betracht gezogen, ist es immer ein etwas gefährliches Experiment, einzelne Deutsche nach einem noch wilden Lande zu schicken, mögen die sich ihm dort bietenden Vortheile auch noch so groß sein — ausgenommen man könnte gleich von vornherein eine große Colonie dorthin schaffen, wo ganze Schiffsladungen von Einwanderern dann auf einer und derselben Stelle blieben, und sich gleich nebeneinander ansiedelten. Sollte das aber geschehen, so glaube ich gewiß, daß die Wahl von Uruguay in jenen fruchtbaren Distrikten, mit einer guten

Wasserverbindung gleich fertig zu ihrer Benutzung, gar keine so unpassende wäre.

Ein noch fruchtbareres und schöneres Land dafür wäre eben so Paraguay, dem auch noch einmal in späterer Zeit eine große Zukunft bevorsteht. Aber auch dorthin wäre es anzurathen, eher eine Massen- als Einzeln-Einwanderung vorzunehmen, so lange wenigstens noch unsere jetzigen traurigen deutschen Verhältnisse mit einer Vertretung nach Außen bestehen.

Die dortigen Präsidenten und Diktatoren sind oft ganz brave und vernünftige Leute, die den Nutzen recht gut einsehen, den ihnen eine besonders deutsche Einwanderung bringt, aber man weiß nie, wie lange sie regieren, oder wie lange sie diese gute Meinung behalten, und ihrer Willkür ist in dem Fall der arme Deutsche vor allen Anderen preisgegeben. Was hilft es, daß jetzt Preußen einen ordentlichen und tüchtigen Vertreter in dem Gesandten von Golich in den spanischen Provinzen der Ostküste hat, so lange derselbe, mit keiner Macht hinter sich, eben nur auf seine Proteste beschränkt gleibt.

Es wird und muß das anders werden, und dann eröffnet sich auch ein wunderbar reiches Feld für die deutsche Auswanderung in Süd-Amerika.

wo der Deutsche im Ganzen — ungleich den Verhältnissen in den Vereinigten Staaten — geachtet und gern gesehen ist. Dort liegt noch ein Boden für seine Thätigkeit, dort kann er wirken und schaffen und wird in seiner Rückwirkung eben so segensreich für das Vaterland daheim arbeiten, wie für sich selber — wenn das unsere deutschen Regierungen auch freilich noch immer nicht einsehen können — oder wollen.

Unser letzter Tag mit der Diligence war, für mich wenigstens, der interessanteste von allen. Nicht deßhalb etwa, weil ein neuer brasilianischer Passagier mit dem ebenfalls portugiesischen Kutscher neben mir im Coupee saßen und ihre ganz verzweifelt langweiligen monotonen portugiesischen Lieder brüllten, sondern weil die Pampas von Wild und Straußen lebte, und mein Kutscher jetzt wie toll hinter den „Federn" herwar.

Wo auch immer ein Trupp von Straußen auf der Pampas sichtbar ward — denn auf Hirsche wollte ich nicht mehr schießen, da wir Wildpret genug hatten — bog er in voller Flucht mit der schweren Reisekalesche dahin ab, und ob die Passagiere drinnen auch zusammengerüttelt wurden, und um so viel später an den Ort ihrer Bestimmung kamen, blieb sich vollkommen gleich. Er

wußte einmal, daß ich die Strauße mit der Büchse traf, denn ich hatte mich jetzt vortrefflich darauf eingeschossen, und er war entschlossen, so viel davon zusammenzubringen wie irgend möglich.

Leider hatte ich nur noch sieben Kugeln, schoß aber an diesem Tage mit ihnen fünf Strauße, und betrübte ihn sehr, als ich ich ihm erklärte, die Jagd müsse jetzt, wegen Mangel an Munition, aufhören. Eine wunderlichere Pirschfahrt ist aber wohl noch nie vorgekommen.

Die Scenerie wurde hier immer freundlicher, denn die Nähe des Jaguaronflusses brachte Büsche und Dickicht mit reizenden Palmengruppen, und wir passirten einige wirklich malerisch gelegene Haciendas, die aber alle hierher eingewanderten Brasilianern gehörten, und Nachmittag um drei Uhr erreichten wir das Ziel unserer Diligence-Fahrt, Artigas, am rechten und südlichen Ufer des Jaguaron die Grenzstadt von Uruguay, und an dem nördlichen Ufer gegenüber lag die erste brasilianische Stadt J a g u a r o n.

Artigas selber schien mir ein trauriger Aufenthalt, eine kleine, vollkommen kahle Stadt, fast ohne Baum, im Sand gebaut, mit breiten regelmäßigen Straßen, die aber heute einen etwas

wunderlichen Schmuck trugen, nämlich: spanische Flaggen.

Es war hier vor einigen Tagen die Unabhängigkeits-Erklärung Uruguays vom spanischen Joch gefeiert worden, und die Festlichkeit dauerte drei volle Tage. Dazu war es nöthig, daß eine Masse von Flaggen aufgezogen wurden, um der Stadt eben ein Feiertags-Ansehen zu geben, und überall im Ausland ist es Sitte, daß jede Nation da ihre eigene Flagge hißt — wenn sie nämlich eine hat.

Hier in Artigas stellte sich nun die wunderlichste Thatsache heraus, daß da fast lauter Alt-Spanier lebten, die jetzt allerdings in ihrem neuen Vaterlande vollkommen eingebürgert waren, aber doch noch so viel Liebe zur alten Heimath hatten, ihre eigenen Farben auswehen zu lassen.

Schon in Cerro largo war mir ganz Aehnliches aufgefallen, und die ganze Stadt sah hier ebenfalls aus, als ob sie keineswegs zu Uruguay — dessen Fahne nur auf dem Regierungsgebäude flatterte — sondern in der That zu Alt-Spanien gehörte; und Nichts war eigentlich komischer, als gerade den Tag zur Entfaltung einer wahren Unzahl von spanischen Flaggen zu wählen, der die Erinnerung an die Losreißung von diesem Lande

trug. Es war gerade, als ob die ganze Stadt das Heimweh bekommen habe, und das Heimweh hatte auch wohl die gelb und rothen Farben aufgepflanzt.

In Artigas hielt ich mich übrigens keine Viertelstunde auf — der Platz sah auch keineswegs verlockend genug dazu aus — und schiffte mich in einem kleinen Boote mit meiner geringen Bagage nach der gegenüberliegenden Stadt Jaguaron ein.

„Brasilien ist nicht weit von hier!“ Unwillkürlich fiel mir das alte Lied wieder ein, als uns die zwei Ruder dem Ufer entgegentrieben, und wenige Minuten später stand ich auf brasilianischem Boden einem Steuerbeamten gegenüber, der mein Gepäck mit einigem Verwundern und, wie mir schien, auch Mitleiden betrachtete. Es war in der That ärmlich genug, und bestand aus meiner Satteltasche mit ein paar Hemden und Socken, meinem Sattelzeug von Chile, woran ihm besonders die großen hölzernen Steigbügel auffielen, meiner Büchse, einem halben Dutzend Straußenflügeln von meinem Jagdzug bei Cerro largo, und einer Keule Wildpret, die ich mir zur Vorsorge mitgenommen.

Natürlich stand dem Eingang dieser Sachen nicht die geringste Schwierigkeit im Wege, und

nachdem ich mit großer Mühe, denn hier wurde Nichts mehr als portugiesisch gesprochen, einen Neger bekommen hatte, der mein Gepäck in das „französische Hôtel" hinauf trug, betrachtete ich mich als völlig in Brasilien eingezogen.

Brasilien.

1.

Von Jaguaron nach Porto Alegre.

„Hôtel français!“ lieber Gott, ich habe schon in besseren Plätzen gewohnt, aber es war doch leidlich, und den wenigen mitgebrachten Ansprüchen gegenüber, befand ich mich vollkommen wohl. Außerdem konnte mir die alte Wirthin, oder vielmehr das Factotum des Hôtels, der Koch und Hausknecht, rasch Pferde und Führer für morgen besorgen, denn in Jaguaron selber war verwünscht Wenig zu sehen, und je rascher ich in das innere Land vorrückte, desto besser.

Auffallend war mir aber, gleich bei meinem ersten Betreten des Landes, der Unterschied in der Bevölkerung, der sich einem Lande, in dem die Sclaverei noch herrscht, unfehlbar aufdrückt. In Uruguay giebt es auch noch ziemlich viel Neger,

und man begegnet ihnen oft; wenn ich aber auch nie das widerlich freche Betragen der peruanischen Schwarzen bei ihnen bemerkte, sah man ihnen doch an, daß sie freie Menschen waren und sich eben bewegen konnten, wie sie wollten.

Hier dagegen waren sie, das merkte man bald, unter der Zucht gehalten; kein Neger ging an einem Weißen vorbei, ohne ihn höflich zu grüßen, und auf den Straßen wichen sie Alle vorsichtig aus. Uebrigens können sie nicht sehr streng und hart behandelt werden, denn sonst begreife ich nicht recht, wie die Brasilianer im Stande wären, sie so dicht an der Grenze zu halten.

Die Regierung von Uruguay liefert allerdings, wie ich glaube, flüchtige Neger aus, aber ehe das geschehen kann, muß man sie auch nachweisen und haben, und in dem weiten wilden Lande wäre Nichts leichter als eine Flucht der Sclaven, die besonders durch viele, im Innern lebende Schwarze erleichtert und befördert werden würde.

Dennoch scheinen die Sclavenbesitzer deßhalb außer Sorge zu sein, und ziehen überall mit ihren Sclaven bis unmittelbar an die Grenze des freien Territoriums hinan.

An dem Abend war großer „Zapfenstreich" in Jaguaron. Die Militärmusik spielte wenigstens

an der Ecke der Plaza, und die gar nicht schlechte Musik versammelte die ganze schöne Welt, bei einem wundervollen mondhellen Abend, um sich her.

In Jaguaron selber leben auch einige Deutsche, ein deutscher Tischler, ein Sattler, ein Bäcker, ein Schneider und noch ein paar Andere, die sich hierher von den brasilianischen Colonien heruntergezogen haben. Es geht ihnen Allen, wie es scheint, ziemlich gut. Auch eine deutsche Putzmacherin, deren Mann vor einiger Zeit gestorben ist, residirt hier, und hat, wie mir gesagt wurde, viel zu thun. Putzen wollen sich die Leute ja überall, und das schöne Geschlecht in Jaguaron macht davon natürlich keine Ausnahme.

Die Sprache ist dort allein portugiesisch, und zu meiner eben nicht angenehmen Ueberraschung fand ich, daß ich weit weniger davon verstand, als ich erwartet hatte. Auf meiner Fahrt hierher glaubte ich, daß ich mit dem Spanischen, das doch große Aehnlichkeit haben sollte, recht gut durchkommen würde. Es stellte sich aber bald heraus, daß die Leute mich zwar ziemlich gut verstanden, ich aber dagegen über das, was sie mir sagten, vollständig im Dunkeln blieb.

Das Portugiesisch verhält sich, meiner Mei-

nung nach, zum Spanischen gerade wie das Schwäbische zum reinen Deutsch, und die vielen Zisch- und Nasenlaute klingen dem, an das melodische Castilianisch Gewöhnten nichts weniger als angenehm. Dazu kommt außerdem noch, daß eine Unmasse von Hauptwörtern und Benennungen im Portugiesischen ganz andere Bedeutung haben, als im Spanischen, besonders alle solche, die sich auf das, was mich unmittelbar berührte, bezogen: auf Reitzeug und Reisen, und ich sah gleich am ersten Tage, daß ich hier wieder von vorn müsse zu lernen anfangen — eine höchst fatale Sache für einen alten Kopf.

Glücklicherweise bekam ich übrigens einen Neger von den La Plata-Staaten zum Führer, der mir also zugleich als Dolmetscher dienen konnte, und dieser brachte mir auch am nächsten Morgen ein Pferd, das ich bis Pelotas, einem anderen kleinen Städtchen an der Lagune, reiten sollte. Ich hatte Nichts nöthig, als meine Satteltasche darüber zu werfen und meine Sporen anzuschnallen, und fort ging die Reise, einmal wieder im Sattel, nach Brasilien hinein.

Brasilien — wahrhaftig, das brasilianische Klima hatte ich mir anders gedacht, denn der Reif lag wieder dicht und weiß auf der Pam-

pas, und ich hatte meine beiden Ponchos umgehängt, um mich zu erwärmen.

Und was für ein Ritt! Ich bin gewiß an den Sattel gewöhnt, und kann wochenlang mit größter Bequemlichkeit darin aushalten, habe es auch schon so oft thun müssen. Ein solcher Harttraber war mir aber in meiner Praxis noch nicht vorgekommen, und da ich das Thier drei Tage reiten mußte, es also eine so lange Zeit nicht galoppiren konnte, so blieb eben Nichts weiter übrig, als ein Zuckeltrab, der mir die Seele fast aus dem Körper schüttelte.

Ich versuchte den andern Klepper einmal, den mir der Neger sehr freundlich zur Verfügung stellte; der war aber wo möglich noch schlimmer als der erst gerittene, und ich hielt denn auch auf diesem die drei Tage mit einer wahrhaft heldenmüthigen Resignation aus.

Diese erste Nacht wurde mir auch Gelegenheit, die Hacienda eines ächt brasilianischen Pflanzers kennen zu lernen, und ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich sehr erbaut davon gewesen wäre. Vielleicht trug auch mein Ritt etwas dazu bei, der mich unmöglich bei guter Laune erhalten konnte. Als wir vor dem Hause hielten, das einem sehr wohlhabenden Brasilianer gehörte, konnte ich

kaum das rechte Bein über den Sattel bringen, so steif war ich geworden, und die Kniee hatten gänzlich jedes Gefühl verloren.

Der brasilianische haciendero — denn ein Hôtel oder auch nur eine gewöhnliche posada war nicht in der ganzen Nachbarschaft — empfing mich auf das Gastlichste, und die brasilianische Gastfreundschaft wird nicht mit Unrecht in ganz Süd-Amerika gerühmt; aber der gute Mann hatte in der That nicht viel zu bieten.

Es konnte eine nicht unbedeutende hacienda — or facienda, da wir doch einmal in einer portugiesischen Provinz sind — sein, denn eine Menge Sclaven trieben sich in den benachbarten Hütten herum, und die Gebäude sahen, so von Außen, gar nicht häßlich und unansehnlich genug aus. Im Innern fehlte aber dafür auch jede Gemüthlichkeit, jeder Comfort, den man bei uns in den einfachsten Verhältnissen für unerläßlich hält, und ein deutscher Handwerker oder selbst Tagelöhner würde nicht leben mögen, wie dieser reiche faciendero lebte.

Wir selber — ich mit meinem Führer — bekamen eine Art Privat-Stall oder Vorschuppen angewiesen, in dem drei in den nackten Boden eingerammte Bettgestelle aus rohen Pfosten stan-

den, die ihrerseits eben so viele, in blaues, sehr schmutziges Zeug eingenähte Grasmatratzen trugen.

Im Nothfall genügt das nun allerdings vollkommen für ein Bett, denn jeder Reisende hat seinen Sattel bei sich — und jeder südamerikanische Sattel braucht eine Anzahl Decken, die ihrerseits wieder zum Bett des Reiters verwandt werden. Die eine Schweißdecke wird also, findet man eine solche Matratze zum Nachtquartier, was überdies nicht einmal immer der Fall ist, darüber gebreitet, mit der andern und dem Poncho deckt man sich zu, und das Bett ist gemacht.

So weit das Lager, und der Ort, in dem wir untergebracht wurden, konnte durch einen dreibeinigen, lebensmüden Tisch nicht eben wohnlicher gemacht werden. Der faciendero selber wohnte aber nicht viel besser, und als ich zum souper hinüber geladen wurde, fand ich, daß man die Einfachheit in der Lebensweise auch etwas übertreiben könne.

Ein ziemlich großes kahles Zimmer, mit offenen Fensterlöchern, ohne Gardinen, ja selbst ohne Fenster, diente zum Speisesaal und Wohngemach; die Diele bildete der kahle, nackte Boden; ein langer Tisch von rohem Holz und ein paar Stühle standen darin, und die Kälte drau-

ßen, die überall durch offene Fenster und Thüren zog, konnte eben so wenig dazu dienen, das ganze Innere nur ein klein Wenig behaglicher zu machen.

Der alte Herr, mit seiner Frau, einer recht würdigen Matrone, empfingen mich aber auf das Freundlichste. Ich mußte ihnen erzählen, woher ich komme und wohin ich gehe, und auf meine Entschuldigung, die portugiesische Sprache betreffend, versicherte mich mein Gastfreund, er verstehe vollkommen gut, was ich sage, und das Spanische hindere ihn nicht im Geringsten.

Das Essen wurde jetzt aufgetragen, ein riesiges Stück kaltes Hammelfleisch, mit dem gewöhnlichen, und bei keiner Mahlzeit fehlenden Gericht, schwarzen Bohnen, die aber in der That so wohlschmeckend wie nahrhaft sind, und an die ich mich rasch gewöhnt habe. Eben so bekam ich hier zum ersten Male ein ebenfalls ächt brasilianisches Gericht: Maniokmehl, das ich gleichfalls bald gern essen lernte; besonders zu den Bohnen schmeckte es vortrefflich. Ich bin überhaupt kein Kostverächter, und habe schon weit schlimmere Sachen verzehren müssen.

Ich habe auch wahrlich Nichts gegen einfache Mahlzeiten, wenn die Kost nur nahrhaft und reinlich gekocht ist; aber weßhalb, um des Himmels

willen, richten sich diese Leute, die doch vollauf die Mittel dazu in Händen haben, nicht ein klein Wenig wohnlicher ein, weßhalb entbehren oder vielmehr vernachlässigen sie Alles, was nur comfort heißt, und leben mit eigentlich wenig mehr Bequemlichkeit, als sie der Indianer draußen in seinem Wigwam ebenfalls hat?

Die Felder waren, wie ich am nächsten Morgen selber sah, trefflich bestellt, die Fenzen, oder vielmehr Erdmauern und Gräben darum, in bester Ordnung. Vieh und Pferde hatte der Mann, wie mir mein Führer sagte, ebenfalls in Masse, und mit den zahlreichen Sclaven, die zu dem Hause gehörten, doch sicherlich kein unbedeutendes Vermögen — aber trotzdem fehlte jede Häuslichkeit, wie wir sie daheim doch selbst mit den mäßigsten Ansprüchen verlangen.

Diese Leute kennen es aber wirklich nicht besser, oder haben kein eigenes Gefühl dafür; denn wenn sie einmal einen Fremden in seiner Wohnung besuchen, sehen sie doch jedenfalls den Unterschied zwischen sich und ihm, ja, müssen ihn sehen. Aber selbst in kleinen Städten, die ich später besuchte, fand ich wohl hie und da eine Art von Verzierung in den Stuben, ein paar werthlose vergoldete Porzellanvasen, oder ein paar Glasglocken,

die bestaubt und verloren auf irgend einem Eckschranke standen; aber die wirkliche Behaglichkeit in einem Wohnzimmer, wie sie auch eigentlich nur der Deutsche, Engländer und Holländer kennt, nirgends.

Am nächsten Morgen fror es wieder Stein und Bein. In den Trögen draußen, die für das Vieh aufgestellt worden, war das Wasser zu Eis erstarrt, und ich scheute mich ordentlich unter meinen Ponchos vorzukriechen.

Mein Pferd schüttelte mich indessen bald wieder warm, und nachdem ich von dem alten Paare freundlichen Abschied genommen, — ich hätte natürlich gar nicht einmal fragen dürfen, was ich ihnen schuldig sei — trabten wir in die kalte Morgenluft hinaus.

Und kein Wild, so weit das Auge reichte, und es reichte auf den kahlen Flächen weit. Nur ein einziges Mal sah ich ein paar Strauße, aber wie ich nur Miene machte, mein Pferd gegen sie zu lenken, flohen sie in wilder Eile über die Ebene, und eine Verfolgung wäre mit meinem Harttraber unmöglich gewesen.

Das Land wurde hier wieder viel wellenförmiger, als es je gewesen, ja im Hintergrunde ließen sich sogar schon einige bewaldete Hügel

erkennen, die sich höheren Gebirgshängen anschließen sollten.

Am dritten Tage erreichten wir, ganz in der Nähe von Pelotas, einen Ort, wo, wie mir mein Führer sagte, eine deutsche Colonie liegen sollte, die aber schon zum großen Theil wieder von den früheren Insassen verlassen wäre. Natürlich interessirte mich die Stelle besonders, und wenn ich auch nicht recht begreifen konnte, wie sich in diese anscheinend ganz unfruchtbare Gegend eine deutsche Colonie hergezogen haben könnte, beschloß ich doch, die Leute jedenfalls aufzusuchen.

Wir hatten einige Schwierigkeit, eine der Colonien, die mir als eine deutsche bezeichnet wurde, zu erreichen, denn von dem Hauptwege führte kein Pfad zu ihnen, und die Straße war überall mit Lehmmauern und Gräben eingefaßt, durch die nur verschlossene Thüren führten. Weßhalb die Thüren verschlossen waren, blieb mir ebenfalls ein Räthsel, denn in den Umzäunungen lagen nur verfallene und unbewohnte Häuser, und was die Weiden betraf, so hätte ich die Kuh sehen mögen, die dort auch nur einen einzigen frischen Grashalm entdeckt hätte. Von einem Franzosen, der einen Schenkstand am Wege hielt, bekamen wir aber einen Schlüssel — jedoch auch

nicht ganz gutwillig, denn ich hatte vorher Nichts bei ihm verzehrt, und ritten jetzt dem in der Ferne schon erkennbaren Coloniegebäude zu.

Als ich vor dem Hause von sieben halb verhungerten Hunden gestellt wurde, trat eine blondhaarige Frau in die Thür, um die sich drei oder vier weißköpfige, aber sonst anscheinend gesunde, nur etwas abgerissene und sehr schmutzig aussehende Kinder drängten.

Natürlich hielt ich die Frau für eine Deutsche und redete sie in meiner Muttersprache an; aber sie schüttelte mit dem Kopfe und es stellte sich rasch heraus, daß ich in eine irische und nicht in eine deutsche Colonie gekommen sei.

Hier hatten nie Deutsche gewohnt — den Brasilianern scheint aber Alles deutsch zu sein, was eine andere Sprache spricht — es war indeß hier in früheren Zeiten eine irische Colonie hergelegt worden, die in der Nähe von Pelotas wohl einen vortrefflichen Markt für ihre Producte gefunden hätte, aber an der vollkommenen Unfruchtbarkeit des Bodens scheitern mußte. Die Leute zerstreuten sich deßhalb zum Theil wieder, theils suchten sie in der Nähe Arbeit und steckten gegenwärtig — die irische Leidenschaft — irgend wo

in der Nachbarschaft unter der Erde, um Brunnen, Keller oder Graben auszuwerfen.

Es sah dürftig und schmutzig in der Hütte aus, und die einzige Erfrischung, die ich dort bekam, hatte ich in meiner eigenen Feldflasche mitgebracht.

Um vier Uhr Nachmittags erreichten wir Pelotas, ein kleines freundlich gelegenes Städtchen am Fuß der große Lagune, die sich bis hinauf nach Porto Alegre und dem Centralpunkt der deutschen Colonieen erstreckt.

Meinem Führer mußte ich für den dreitägigen Ritt und das schauerlichste Pferd, das ich je unter mir gehabt, eine Unze bezahlen, und quartierte mich dann für die Nacht wieder in dem französischen Hôtel ein, denn ein Hôtel de France giebt es, man mag in der Welt hinkommen, wohin man will.

In Pelotas fand ich gar keine Deutsche; ein paar Handwerker sollten sich dort niedergelassen haben, ein Wagenmacher und ein Schmied; aber mit den Leuten, wenn man sie so einzeln trifft, ist nie zu verkehren, denn sie betrachten Jeden, der sich nach ihren Umständen erkundigt, gleich von vornherein mißtrauisch und wollen nicht gern etwas

mit ihm zu thun haben. Ich hütete mich deßhalb auch wohl sie aufzusuchen.

Ein Apotheker lebte in Pelotas, Sennor Romano, ein Italiener, der deutsch, und außer dem, allem Anschein nach, jede lebende Sprache der Welt sprach. Der Mann hätte nach Nord-Amerika gepaßt, war auch, glaub' ich, schon dort gewesen, denn diese fast fieberhafte Hast, Geld zu verdienen, habe ich sonst noch in keinem andern Lande der Welt gefunden.

In der halben Stunde, in der ich bei ihm war, und in der er außerdem wohl einige zwanzig Kunden abfertigte, erzählte er mir drei oder vier Mal, wie viel er täglich verdiene und eigentlich verdienen könne, wenn sich nicht so ein anderer Pfuscher von Apotheker in dem Orte etablirt hätte. Wie lange er außerdem noch in seinem Geschäft arbeiten müsse, um so und so viel zusammen zu haben und daß — plötzlich mochte ihm wahrscheinlich einfallen, daß ich am Ende gar ein Concurrent sein könne, der hier auch eine Apotheke etabliren wolle, wenn er mir gar so günstige Berichte gäbe — daß hier eigentlich ein Hundeleben sei, bei dem ein Mensch nicht einmal das Salz zum Brode verdienen könne, wenn er eben nicht

wie ein Hund arbeitete — und dann noch der Aerger und die schlechten Schuldner.

Ich war froh, als ich wieder in meinem Hôtel saß, so mittelmäßig sich das auch herausstellte. Am nächsten Morgen ging aber schon der Dampfer nach Rio Grande hinüber, uud den benutzte ich natürlich, um von dem traurigen Pelotas wieder so rasch als möglich fortzukommen.

Die Fahrt von Pelotas nach Rio Grande ist nicht weit und gar nicht uninteressant, denn im Anfang fährt man den freundlichen Strom hinab, an dessen Ufer eine Masse Ansiedelungen liegen, und dann kommt man in die weite, offene, seeartige Lagune hinaus, auf der eine Masse aller Arten von kleinen Fahrzeugen schwärmen.

In der Nähe von Pelotas sind die bedeutenden Schlächtereien Brasiliens, und von hier aus wird ein sehr bedeutender Handel mit getrocknetem Fleisch und Fett nach dem Norden, und Häuten, Knochen und Hörnern nach Europa getrieben.

Der Export dieser Artikel ist in der That enorm und verdiente jedenfalls einen bessern Hafen, als ihn das, nicht sehr weit entfernte Rio Grande zu bieten vermag. Dieser Ausfluß der großen Lagune, die eben bei Rio Grande in das Atlantische Meer mündet und von einer sehr gefähr-

lichen Barre fast verschlossen gehalten wird, ist der einzige Hafen, den die ganze ungeheure Provinz hat, und so bösartig und schwer zu befahren, daß jährlich eine nicht unbedeutende Anzahl von Schiffen auf dieser Barre auf den Strand gesetzt werden, oder sonst verunglücken. Millionen von Eigenthum sind da schon verloren worden.

Rio Grande selber liegt so trostlos, wie nur ein von civilisirten Menschen bewohnter Ort in der Gotteswelt liegen kann, denn die Ufer der Lagune, die dieselbe vom Meere trennen, bestehen einzig und allein aus einem schmalen Sandstreifen, auf dem, oder in dem vielmehr, die Häuser liegen. Und doch herrscht hier ein außerordentlich reger Verkehr, denn alle Producte, die aus dieser Provinz, alle Güter und Waaren, die für dieselbe eingeführt werden, müssen die Barre passiren und auch großentheils Rio Grande auf eine oder die andere Weise ihren Tribut zahlen, und so zahlreich und begründet die Klagen über diesen Ausschiffungspunkt auch sein mögen, so geschieht doch Nichts, die Sache endlich einmal abzuändern. Pläne wurden allerdings gemacht, wie weit sie aber führen, muß die Zeit lehren — doch auf das komme ich später noch einmal zu sprechen.

In Rio Grande fand ich übrigens sehr liebe

Landsleute, die mich auf das Freundlichste aufnahmen. Ich verlebte dort wenigstens wieder einmal einen Abend unter gebildeten Menschen, und wäre mir meine Zeit nicht so karg zugemessen gewesen, so würde ich mich dort mit Vergnügen ein paar Tage ausgeruht haben.

Am nächsten Morgen um neun Uhr ging aber der Dampfer schon wieder nach Porto Alegre ab, und ich fand mich dort bald an Bord mitten zwischen einer ganzen Colonie deutscher Einwanderer, die frisch aus der Heimath fort, ihr Ziel in San Leopoldo, einer der ältesten und bedeutendsten deutschen Colonien Brasiliens, hatten.

Ich freute mich übrigens, wie gut und ordentlich sie von dem Capitain des kleinen Dampfers behandelt wurden, der Alles that, was in seinen Kräften stand, den Leuten den Aufenthalt an Bord angenehm zu machen. Die Deutschen fuhren, obgleich einige sehr anständige Frauen nnd Mädchen mit ihren Eltern dabei waren, alle im Zwischendeck, die Kost aber, die ihnen gereicht wurde, war vortrefflich und reichlich, und da gerade keine Cajütspassagiere in der Damencajüte waren, räumte er Einigen, von denen er wohl sehen konnte, daß sie sich die Nacht über nicht besonders wohl im

Zwischendeck fühlen würden, auf meine einfache Bitte dafür willig die Damencajüte ein.

Ich sprach später mit einem deutschen Ingenieur auf einem andern der kleinen Dampfer, der zwischen Porto Alegre und Rio Pardo fuhr, und dieser versicherte mich ebenfalls, daß die brasilianischen Capitaine im Ganzen — wenigstens alle, die auf dieser Lagune fuhren und also immer mit deutschen Auswanderern zu thun hätten, sehr freundlich mit den Leuten wären und sie vortrefflich behandelten.

Der kleine Dampfer hieß, etwas räthselhafterweise, Continentista.

Am andern Nachmittag erreichten wir Porto Alegre, und wenn ich bis dahin vollkommen Ursache gehabt, mich in Allem, was brasilianische Scenerie betraf, als schlecht behandelt zu glauben, so wurde ich hier für Alles wieder reichlich entschädigt, denn Porto Alegre verdient seinen Namen wirklich mit Recht, und ist ein so reizender, sonniger Platz, wie man ihn sich auf der Welt nur wünschen kann.

Die Stadt liegt dicht am Ufer der Lagune an einem Hügel hinaufgebaut. Hier aber nimmt der Reisende von dem kahlen Gestade, das ihn bis jetzt begleitete, Abschied, denn überall füllen

Gärten und Gebüsche die Zwischenräume der Gebäude aus, und fruchtbeladene Orangenbäume, mit einzelnen hochstämmigen Palmen und Pinien gemischt, geben dem Ganzen ein gar so malerisches und reiches Ansehen.

Porto Alegre! Schon die Anfahrt, an einer kleinen, sehr pittoresk gelegenen Felseninsel vorüber, mit dem dunklen Wald voraus und der allerliebsten Stadt zur Rechten, verspricht viel, und mehr noch hält die Stadt, wenn man von ihrem Rücken aus die ganz wundervolle Scenerie der Lagune mit ihren bewachsenen Inseln, tiefen Buchten und den prächtigen Ufern überschaut.

Porto Alegre war außerdem der Mittel- oder Ausgangspunkt mehrerer sehr bedeutender deutscher Colonien San Leopoldo und Santa Cruz, und ich hatte schon im Voraus beschlossen, einige Zeit hier zu bleiben, und von hier aus mehrere Abstecher in die Nachbarschaft zu machen. Wie ich aber nun, vom Landungsplatze nach dem Hôtel hinauf, durch die erste Straße ging, sah ich an einem der Häuser einen befreundeten Namen R. Huch — brachte also meine Sachen so rasch wie möglich unter, und kehrte dorthin zurück.

Ich war vorher schon ein Wenig wandermüde geworden; die ewigen Entbehrungen und Be-

schwerden hält ein gesunder Körper wohl aus, ohne ihnen zu unterliegen, aber das ewige Herumtreiben zwischen fremden gleichgültigen Menschen, das rastlose Wechseln von Gehen und Kommen, wo eben Niemand trauert, wenn man geht, wo sich Niemand freut, wenn man kommt, drückt zuletzt auch den sonst wohl elastischen Geist nieder, und erschafft eine Leere im Herzen, die alle fröhlichen Gedanken hinaustreibt und es zuletzt mit recht bitteren und häßlichen Bildern füllt. — Wie wohl, wie unendlich wohl thut es dann, wenn man sich plötzlich und ganz ungeahnt wieder in einen Freundeskreis versetzt sieht, wieder den warmen, so lange entbehrten Händedruck fühlt, und zum ersten Mal wieder die Bestätigung erhält, daß man doch nicht, wie man fast zu glauben anfing, so ganz einsam und freundlos in der Welt steht.

Wo Alles das aber zusammenwirkt, liebe Freunde, ein sonniger Himmel, eine reizende Scenerie, da darf man es dem Reisenden auch nicht verdenken, wenn er ein günstiges Vorurtheil für eine Stadt faßt, und die freundlichste Erinnerung habe ich deßhalb dem lieben Orte bewahrt.

In Porto Alegre fand ich aber auch ein reges deutsches Leben — sogar in seinen Unar-

ten, mit einer Masse von Vereinen — aber auch wieder mit all' seinen Tugenden und Vorzügen. Dort mehr als irgend wo fand ich die Deutschen, besonders die deutschen Kaufleute, thätig, ihr vaterländisches Element zu wahren und zu kräftigen, und kein Ort wie dieser war auch so geeignet, ihnen ein weites Feld für ihre Wirksamkeit zu bieten.

Porto Alegre ist der eigentliche Schlüssel zu all' den dicht mit Deutschen bevölkerten Colonien der ganzen Provinz — die noch wenig bedeutende bei Pelotas gelegene vielleicht ausgenommen. Hier betreten alle nach diesen Colonien bestimmten Auswanderer das Land, und hier ist, vor allen anderen, der Platz, auf dem sie treuen Rath und, wenn nöthig, Hülfe haben müssen.

Daß dazu die Regierung des Landes selber nicht immer ausreicht, haben die dort wohnenden Deutschen denn auch bald gefühlt, und die angesehensten Kaufleute der Stadt sind deßhalb zu einem deutschen Hülfsverein zusammengetreten, dessen segensreiches Wirken vielen unserer armen Landsleute schon zu Nutz und Frommen gereicht.

Wir Deutschen daheim wissen eigentlich nie so recht, wie es einem armen Auswanderer, wenn er hülf- und mittellos an eine fremde Küste geworfen wird, zu Muthe ist. Wir sehen die Aus-

wanderer nur hier immer mit blumengeschmückten Hüten, mit Flinten auf dem Rücken und rothwangigen vergnügten Gesichtern, die Tasche voll Geld, das Herz voller Hoffnung, vorüberziehen, und beneiden sie nicht selten um das freie Leben, dem sie dort entgegengehen.

Du großer Gott, wir haben hier noch keine da drüben an dem fremden Strande, mit bleichen Wangen, krank und entmuthigt, mit zerstörten Hoffnungen, von lauter fremden, theilnahmlosen Menschen umgeben sitzen sehen, und wissen deßhalb gar nicht, wie segensreich und wohlthätig ein Verein von braven Männern wirken kann, der es sich zur Aufgabe stellt, den Nothleidenden mit der That und oft mit eben so werthvollem, weil treu gemeintem Rath zu helfen. Und keine Nation der Welt benöthigt Beides mehr, als gerade in ihren unteren Klassen die deutsche, weil keine daheim mehr bevormundet und geflissentlich abhängig und unpraktisch gehalten wird. Werden diese Leute aus ihren gewohnten Verhältnissen, aus der Tretmühle ihres gewöhnlichen Lebens herausgerissen, und haben sie nicht die Mittel, sich das mit Geld zu erkaufen, was sie daheim nie Gelegenheit gefunden zu sammeln: Erfahrung, so sind es die hülflosesten, verlassensten Wesen unter der Sonne,

und ohne helfende Hand dem Verderben preisgegeben.

Aber dabei blieben die Deutschen in Porto Alegre nicht stehen. Sie suchten auch noch aus eigenen Mitteln Etwas zu schaffen, was die übrigen Deutschen im Auslande, ohne Ausnahme, bis jetzt nur den Besitzern des Bodens, oder vielleicht der Speculation Einzelner überlassen hatten: ein eigenes unabhängiges Organ für ihre Interessen in deutscher Sprache.

Es bestand früher allerdings schon eine deutsche Zeitung in Porto Alegre: der Einwanderer, aber sie war von der Regierung abhängig, und konnte deßhalb nicht die wirklichen Interessen der Deutschen in Brasilien vertreten, konnte aber deßhalb auch nicht auf deren Unterstützung rechnen, und mußte endlich eingehen. Eine solche Stadt, wie Porto Alegre, halb deutsch in sich selbst und mit Tausenden von benachbarten Deutschen in steter und naher Beziehung, brauchte wirklich ein deutsches und unabhängiges Organ, und das ist jetzt, nicht ohne Opfer, gegründet worden, ja die Herren haben sich sogar, um die Sache auch praktisch anzugreifen, einen tüchtigen und wackern Schriftsteller von Deutschland hinüberkommen lassen, der

dort die Redaktion des Blattes übernehmen soll: Theodor Oelkers.

Außerdem hat sich in Porto Alegre auch das Comité eines Nationalvereins gebildet, zum Anschluß an den Hauptverein in Deutschland, und zum Beweis, daß die Deutschen unser Streben hier würdigen und selber ihre eigenen Streitigkeiten wollen fallen lassen. Und den Landsleuten da drüben wird man doch wahrlich nicht vorwerfen können, daß sie — wie es die Feinde jeder Einigkeit in Deutschland dem Nationalverein vorwerfen — Sonderinteressen verfolgten und Oesterreich und Preußen von einander trennen wollten. Jene Herren aber, die jede Vereinigung des Volkes mit scheelem Auge betrachten, brauchen den Schrei, man wolle Oesterreich ausstoßen, obgleich sie wissen, daß er Lüge ist, als letzte ihnen gebliebene Waffe, um sich noch an die alten Zustände anzuklammern. Wer es treu mit Deutschland meint, wird wahrlich nicht einen seiner kräftigsten Pfeiler abschlagen wollen, und mit Jubel jeden Fortschritt in Oesterreich begrüßen

„Das ganze Deutschland soll es sein!"

nur — was die Herren nicht wollen, mit einem Kopf und tüchtigen Fängen; keine zahnlose Hydra.

Porto Alegre ist auch in seiner ganzen Bauart ein sehr freundliches Städtchen, mit wohl geraden Straßen, die aber durch den Berg, an dem es steht, nicht eben geraden Boden haben. So viel malerischer macht sich aber die Stadt von außen, und so viel reinlicher kann sie im Innern gehalten werden. Da sie außerdem terrassenartig liegt, haben fast alle Häuser Theil an der wirklich reizenden, sie umgebenden Scenerie.

Das größte Gebäude der Stadt ist freilich das Gefängniß, aus grauem Granit massiv erbaut. Auch ein sehr hübsches Theater besitzt die Stadt, dessen Bühne jedoch unverhältnißmäßig kurz und beschränkt ist. Ich besuchte das Theater am Tage, um die innere Einrichtung einmal zu sehen, und bekam dadurch zufällig Gelegenheit, einer Generalprobe beizuwohnen, die aber allerdings an sich nichts Außergewöhnliches bot. Ich hätte dabei eben so gut in irgend einer Stadt Deutschlands sein können.

Wunderhübsch liegt die Kathedrale auf dem Gipfel des Hügels, mit einer Palme an der einen und einem Laternenpfahl an der andern Seite; überall aber beweisen neue Bauten, daß die Stadt noch immer im Aufblühen begriffen ist, und sich, trotz des dazu nicht eben günstigen Terrains, er-

weitern will. Selbst der Lagune gewinnt man, durch Dämme und Mauern, an verschiedenen Stellen neue Bauplätze und Werfte ab, und ich bin fest überzeugt, daß Porto Alegre, seiner eigenthümlichen und günstigen Lage wegen, noch eine große Zukunft hat.

Der Export ist schon jetzt nicht unbedeutend, denn fast alle Producte des nördlichen Theils der Provinz müssen durch seine Hände gehen, während es den Centralpunkt für alle die, den Colonien zugeführten Waaren bildet. Das Einzige, was ihm noch fehlt, ist ein besserer Hafen, als Rio Grande, und das allein wäre durch eine Eisenbahn nach dem Norden zu umgehen. Darauf aber komme ich noch später zu sprechen.

Achtzehn Monate
in
Süd-Amerika
und dessen
deutschen Colonien

von

Friedrich Gerstäcker.

Dritter Band.

(Zweiter Theil.)

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1863.

2.

Die deutschen Colonien von Rio Grande.

So wohl ich mich auch in Porto Alegre fühlte, so fast heimisch möchte ich sagen, in der lieben Familie, so durfte ich doch auch den Zweck, weßhalb ich eigentlich hierhergekommen, nicht außer Augen setzen, und mein nächstes Ziel lag deßhalb in einem Abstecher nach der alten Colonie St. Leopoldo, wo mir schon von Allen gesagt war, daß ich ächt deutsches Leben und Treiben finden würde.

Nun fahren allerdings kleine Dampfer zwischen Porto Alegre und der Colonie; ich zog es aber, da sich mir noch besonders einige Freunde zur Begleitung anschlossen, vor, zu Pferde zu reisen, denn an Bord eines Dampfers sieht man Nichts weiter, als die sich ewig gleich bleibende Küste, und im Sattel fühl' ich mich auch mehr daheim.

Außerdem wäre mir die Zeit, wenn ich mit dem Dampfboot ging, zu kurz in der Colonie abgemessen gewesen.

Es war ein prächtiger Ritt, und wenn auch eine nicht unbedeutende Strecke Sumpfboden zwischen Porto Alegre und St. Leopoldo liegt, so hatte die Regierung doch durch diese hin einen tüchtigen Damm mit einer festen steinernen Brücke bauen lassen, mit deren Hülfe wir die sonst in der Regenzeit bösen Stellen leicht und glücklich passirten.

Da wir indessen ziemlich spät — es war zwei Uhr Nachmittags, von Porto Alegre abgeritten waren, erreichten wir das eigentliche Städtchen St. Leopoldo erst etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, also in völliger Dunkelheit und kehrten dort in dem besten deutschen Wirthshaus ein. Daß hier übrigens deutsches Leben herrschte, konnte man auch recht gut bei Nacht erkennen, denn an drei oder vier verschiedenen Orten war Musik, und ein Trupp von deutschen Musikanten zog, von einer Schar lachender deutscher Kinder begleitet, durch die schlecht genug beleuchtete Straße.

Am nächsten Morgen behielt ich aber dafür desto mehr Zeit, mich ordentlich umzusehen, und wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich in Brasi-

lien wäre, an der Stadt selber hätte ich es wahrlich nicht gemerkt. Lauter deutsche Schilder, lauter blondköpfige, blauäugige Kinder, mit dicken, rothen und schmutzigen Gesichtern. Ueberall alte Frauen, die eben so gut hätten in einem deutschen Dorfe spazieren gehen können, junge Mädchen und Burschen, die, wenn auch hier geboren und erzogen, doch in dem Schnitt ihrer Kleider verriethen, wie sie ein deutscher Schneider ausstaffirt; deutsche Blechschmiede, Schuster, Uhrmacher, Riemer, Seiler 2c. 2c., deutsche Kaufläden und Wirthshäuser, deutsches Leben und Treiben in allen Ecken, deutsche Sprache, wohin das Ohr nur hörte.

An dem einen Hause, an dem ich vorbeiging, stand ein kleines, allerliebstes Mädchen von etwa vier Jahren, mit einem gar so herzigen Gesicht und so lieben blauen Augen. Ich kauerte mich vor ihm nieder, nahm seine Hand und frug es, wie es hieß. Das kleine Ding war aber zu verschämt, und wollte nicht antworten. „Aber so sage mir doch nur, wie Du heißt, Du kleiner Kerl," bat ich zum dritten oder vierten Male vergebens. Dicht daneben stand ein Negermädchen von etwa acht oder neun Jahren, das augenscheinlich die Kleine beaufsichtigte und gar wunderbar mit seiner

glänzend schwarzen Haut und den dunklen Augen gegen das Kind abstach. Es stieß die Kleine auch ein paar Mal an, daß sie mir doch antworten sollte, und als diese immer noch nicht wollte, das dicke Fingerchen verschämt zwischen die Lippen schob und sich halb von mir abdrehte, überraschte mich die Schwarze plötzlich mit der Auskunft — „Mine heeßt se.“

Alle Neger sprechen hier deutsch, wie ich später erfuhr, und selbst die brasilianischen Kinder können es nicht verhindern, die Sprache zu lernen, und werden auch, in nicht seltenen Fällen, von den Eltern dazu angehalten.

Die Stadt St. Leopoldo bildet solcher Art den Mittelpunkt sämmtlicher darum hergelegener deutscher Colonien, und während sie diese mit Waaren und den Arbeiten ihrer Handwerker versieht, verschifft sie die vom Lande hereingebrachten Producte nach Porto Alegre. Dicht an der Stadt beginnen aber schon die Colonien, und die Deutschen haben dort wahrlich bewiesen, daß sie Geschmack in der Anlage ihrer Wohnungen hatten, so freundlich und oft sogar recht malerisch liegen die kleinen, aber bequem und gut gebauten Holzhäuser zwischen einzelnen Palmen und Pinien,

so wie einem ganzen Wald von fruchtbedeckten Orangenbäumen.

Man braucht wahrlich nicht zu übertreiben, um mit einer nur etwas ausgeschmückten Beschreibung dieser kleinen Colonie einem armen Teufel, dem die Lust zur Auswanderung überdies schon in den Knochen steckt, den Mund recht ordentlich danach wässern zu machen, und in der Hand eines geschickten Agenten kann das zu einer gefährlichen Angel werden, eine unbestimmte Anzahl von Köpfen damit zu fischen. Sie sehen freilich dann nicht den Schweiß, den es gekostet hat, diese Wälder auszurotten, sie kennen nicht die lange schwere Zeit, die der Colonist in einem fremden Lande durchzumachen hatte, ehe er es dahin brachte, ein solches Besitzthum zu erschaffen.

Trotzdem läßt es sich nicht leugnen, daß es den Leuten dort fast Allen gut geht, und wo das bei dem Einzelnen nicht der Fall ist, hat die Sache auch gewöhnlich ein aber, und er ist meist immer, auf eine oder die andere Art, Schuld daran. Die Leute haben auf diesen Colonien schwer und sauer arbeiten müssen, und hatten besonders im Anfange mit vielen Uebelständen zu kämpfen (wobei die damals ausgebrochene Revolution nicht zu den geringsten gehörte). Jetzt scheint es aber doch,

als wenn sie das Alles überstanden hätten, und sie ernten nun, was sie früher gesäet — Etwas, was der deutsche Arbeiter daheim freilich nicht immer von sich sagen kann.

Ueberhaupt bringt die Auswanderung nicht immer dem Auswanderer selber den verdienten Lohn; er darf wenigstens nicht fest darauf rechnen, aber der junge Nachwuchs hat doch wenigstens die Nutznießung davon, und zahlreiche Kinder, die daheim dem Armen nur zu oft zu einer schweren und drückenden Kette werden, sind in allen Colonien ein Segen. Die Mutter braucht nicht mit Sorge auf dem Säugling zu blicken; sie weiß, daß er, so lang er klein ist, nie zu hungern braucht und, wenn herangewachsen, mit Leichtigkeit sein Brod verdienen kann. Diese Kinder sind auch die glücklichsten Colonisten, denn ihnen bringt das Leben, — wenn auch harte Arbeit, und arbeiten müssen wir Alle — doch keine trüben und wehen Erinnerungen an eine verlassene Heimath, an ein zerstörtes Glück, die so oft bei den Eltern Thränen mit Schweißtropfen mischte.

Brasilien ist aber in der That ein reiches und fruchtbares Land, und wer die Hände nicht in den Schooß legt, und sein eigenes Land bebauen

will, der darf schon darauf rechnen, seinen Fleiß belohnt zu bekommen. Eben so muß das Klima gesund sein, denn noch leben Viele von jenen ersten Colonisten, die doch schon vor 34 Jahren herüberkamen und hart gearbeitet haben, und befinden sich wohl und kräftig, und die Kinder haben dicke rothe Backen und von Gesundheit strotzende Gesichter.

Es sind nun schon einige dreißig Jahre her, daß die brasilianische Regierung den Entschluß faßte, jene ungeheueren Strecken ihres Reiches, die wild und werthlos brach lagen, durch deutsche Hände bebauen zu lassen und dadurch den Staat selber zu heben und seine Zeugungskraft zur Geltung zu bringen.

Wollen wir nicht absichtlich ungerecht sein, so müssen wir eingestehen, daß alle die Pläne, die von der Regierung selber zur Colonisation des Landes ausgingen, human und vernünftig waren, und nicht nur die Hebung des eigenen Landes, sondern auch die Wohlfahrt der angezogenen Einwanderer und Colonisten im Auge hatten.

Daß Fehlgriffe gemacht wurden, läßt sich nicht leugnen; aber es liegt nicht der geringste Grund vor, zu glauben oder zu behaupten, daß solche in böser Absicht ihren Ursprung hatten. Jedes neue

Unternehmen muß erst erprobt, es muß Erfahrung darin gesammelt werden; und die brasilianische Regierung hat nicht allein bis auf die neueste Zeit bewiesen, daß sie es wirklich ehrlich mit den deutschen Einwanderern meinte, sondern auch in der That große Opfer gebracht, ihr Ziel würdig durchzuführen.

Ein verfehlter Versuch war es z. B., das bei Rio de Janeiro gelegene Petropolis, eine eigene Besitzung des Kaisers, zu einer deutschen Colonie mit Landbau umzuschaffen. So gesund und vortrefflich das Klima ist, so eignet sich das bergige Terrain nicht im Geringsten zu wirklichen Colonien. Die dorthin geschafften Deutschen hatten sich aber über Nichts zu beklagen; man leistete ihnen jede nur mögliche Unterstützung, hielt ihnen jedes gegebene Versprechen, und unsere jetzt noch in Petropolis wohnenden Landsleute, so weit sie von der Regierung selber dorthin gerufen wurden, befinden sich nicht allein wohl und in guten Umständen, sondern wissen auch nicht genug des Lobes von dem humanen und liebenswürdigen Betragen des Kaisers selber zu erzählen, der gern unter ihnen lebt und jeden Sommer in Petropolis zubringt. Er scheint sich dort nicht allein wohl, sondern auch so sicher zu fühlen, daß er vor sei-

nem Palast nicht einmal eine einzige Schildwache duldet, und auf seinen Spaziergängen jedem Bittsteller, oder Jedem, der sich ihm sonst nähern will, auf das Freundlichste zugänglich ist — ein gewaltiger Unterschied mit dem republikanischen Präsidenten Castilla von Peru, der von seiner Sommerwohnung aus kein Seebad zu nehmen wagt, ohne eine halbe Compagnie Soldaten mit geladenen Gewehren zu seinem Schutz um sich zu haben, und selbst auf der Eisenbahn sein Coupé durch einen Waggon von Bewaffneten von dem übrigen Zuge getrennt hält.

Petropolis ist auch in der That, bis auf den heutigen Tag, keine Colonie geworden, wenn gleich die Einwanderer hier schon seit 1845 leben und in der Nachbarschaft kleine Gartengüter haben. Es ist mehr ein kleines Landstädtchen, eine Art Badeort, in den sich die reichere Bürgerschaft und der Adel von Rio de Janeiro in den heißen und ungesunden Monaten zurückzieht. — Milch- und Gartenwirthschaften entstanden deßhalb, und die Handwerker, Hôtelbesitzer und Hausvermiether befanden sich — wie überall unter gleichen Umständen — wohl.

Mit weit größerem Erfolg hatte man aber indessen schon im Süden des großen Reichs begonnen wirkliche Colonien anzulegen. Die ersten

von diesen scheinen die Colonien von Torres und Tres Forquillas im Norden der Provinz Rio Grande gewesen zu sein, denen sich dann unmittelbar die alte Colonie St. Leopoldo anschloß, und auch bewies, was deutsche Kräfte in diesem Lande leisten können.

Diese Colonie besonders, die etwa im Jahre 1827 zuerst in's Leben gerufen wurde, wuchs so rasch, daß die Regierung schon im Jahre 1849 die Einwanderung dorthin schloß, um nicht „ein kleines Deutschland im Herzen von Brasilien zu erschaffen."

Bis 1852 scheint es aber doch, daß, selbst auf Kosten der Regierung, neue Einwanderer der Colonie zugeführt wurden, und 1854, wo der letzte Census aufgenommen wurde, bestand die Seelenzahl der deutschen Colonisten St. Leopoldos aus über 11,000 Deutschen, und zwar aus 4778 Katholiken und 6568 Protestanten. Man hätte also auf den Glauben der Leute nicht die geringste Rücksicht genommen, und Alles herüberbefördert, was nur irgend arbeiten konnte und wollte.

Das dabei einem jeden Colonisten geschenkte Land war außerdem für den Beginn reichlich genug, und bestand für jede Colonie aus 160,000

Quadrat-Brazos *), die er nur mit der einzigen Bedingung erhielt, selber darauf zu wohnen und sie zu bebauen.

Wie rasch sich dabei der Bau der Feldfrüchte und der Export derselben hob, geht aus den statistischen Berichten jener Zeit hervor. So wurden im Jahre 1849 noch 6000 Säcke Bohnen exportirt, im Jahre 1853 aber schon betrug der eigene Verbrauch 7680 Säcke, und 27,000 wurden überdies ausgeführt.

Eben so betrug der Export des Mais 1849 nur 10,000 Säcke, während er im Jahre 1853 schon auf 30,000 stieg, mit 18,400 eigenem Consum.

So mehrte sich im Verhältniß fast Alles, und die Leute gelangten bald zu einem gewissen Wohlstand, zu einer recht behäbigen Lage, in der sie für sich und ihre Kinder sorgenfrei in die Zukunft schauen konnten. Und was für einen kräftigen Nachwuchs lieferte St. Leopoldo, einen Nachwuchs,

*) brazos heißt eigentlich Arme — oder ein Maß, das man eben mit ausgestreckten Armen spannen kann, also eine Klafter oder ein englischer Faden. Die brazos der spanischen Republiken entsprechen auch mehr unseren Klaftern und Faden, das brasilianische Maß ist aber weit größer, und eine brasilianische brazo hat etwa 7 Fuß 2 Zoll englisch. Die Hälfte davon ist eine vara, und die vara hat wieder acht palmas oder Spannen.

auf den der Deutsche mit Stolz, und doch auch eigentlich wieder mit Trauer blicken muß, wenn er dabei des eigenen Vaterlandes gedenkt, und sich nun nicht verhehlen kann, daß wir daheim einen eben so kräftigen, gesunden und lebensmuthigen Nachwuchs haben könnten, wie diese Deutschen in Brasilien, wenn — eben bei uns Alles so wäre, wie es sein sollte, und einst vielleicht auch hoffentlich noch einmal wird.

Das sind dieselben deutschen Väter und Mütter, die diese schlanken, kräftigen blauäugigen und so frei und keck in die Welt blickenden Gestalten erzeugten — kein Vergleich mit unseren tölpischen Bauerjungen und dummblöden Mädchen.*) Wir

*) Während ich dies schrieb, kam mir nachstehendes „Eingesandt" der Coburger Zeitung zu Gesicht. Kann es eine traurigere Bestätigung des eben Gesagten geben?

Eingesandtes.

Bemerkung bei Gelegenheit der Volkszählung.

Die in den letzten Tagen zur Ausführung gekommene Volkszählung hat merkwürdige Schlaglichter auf das leider sehr bildungsarme Terrain unseres socialen Lebens geworfen und uns einen sehr traurigen Einblick in die Volkszustände im Ganzen und Großen thun lassen. Es kann und darf nicht verschwiegen bleiben, daß die plötzliche Listenfluth überall Verwirrung, Mißverständniß und Verlegenheit hervorgerufen hat und daß ein großer Theil der Gemeindeangehörigen nicht das Geschick oder den Muth hatten, mit

haben daheim die nämliche gesunde Luft, und ziehen dieselben Nahrungsmittel, und weßhalb also dieser fabelhafte Unterschied! Jene Deutschen, die fortwährend Zeter über Brasilien schreien, möchten doch ein Wenig in Verlegenheit kommen, wenn sie den Vergleich anstellen sollten, und dann um eine Auskunft gefragt würden. Ich will ihnen

---

eigener Hand die Ausfüllung der Schemate zu bewerkstelligen. Das muß im höchsten Grade bedauert werden, indem dadurch Zeugniß von der großen Unselbstständigkeit und Abhängigkeit der einzelnen Familienhäupter in einer öffentlichen Angelegenheit gegeben ist. Wie sehr wir im Allgemeinen noch im Denken und Verstehen, in der Auslegung des gedruckten Wortes und in der Handhabung der Feder zurück sind, muß der Umstand beweisen, daß man nicht blos auf Dorfschaften, sondern selbst in Provinzial- und Residenzstädten seine Zuflucht zu Amtsdienern, Postboten, Schulzen u. s. w. nehmen mußte, um einige Zahlen und Namen zu registriren. Wir sind weit entfernt, die ausgegebenen Schemate in Schutz nehmen zu wollen, sie hätten einfacher, klarer, volksthümlicher sein können. Aber das muß heut zu Tage von jedem selbstständigen Manne erwartet werden, daß ihn eine so einfache Liste nicht düpirt und daß er keinen Unsinn in Rubriken schreibt, die eine verschiedene Deutung nicht zulassen.

Wie steht's mit den vielgerühmten Fortschritten im Volksleben? Wie steht's mit dem Einfluß der Schulen und Bildungsanstalten auf Entwickelung der Selbstständigkeit und politischen Befähigung? Es ist ein großer Jammer in Israel! Ein Volkslehrer.

aber sagen, woher der Unterschied kommt, wenn ihnen die Erklärung vielleicht auch nicht gefällt, gilt es doch nur, eine Wahrheit damit auszusprechen.

Die Ursache, weßhalb wir daheim eine verkümmerte elende Bevölkerung haben, die scheu und mißtrauisch durch's Leben kriecht und unpraktisch und hölzern Jedem, der Lust hat, sie auszubeuten, in die Hände fällt, sobald sie nur einmal aus dem gewöhnlichen Gleis geschüttelt werden, ist unser faules und überfaules Erziehungssystem daheim, das im alten indischen Kastengeist den Juden zwingt, Jude, den Bauer, Bauer, den Handwerker, Handwerker zu bleiben. Das ist vor allen Dingen der Zwang, den die Geistlichkeit auf den Unterricht der Kinder ausübt, indem sie die Lehrer zu ihren Untergebenen herabwürdigt, das ist der alte lächerliche Stolz der Junker, das ihnen unterworfene Volk in „Demuth und Gottesfurcht," das heißt in Kriecherei und Pfaffenfurcht heranzuziehen.

Werft diese schmählichen Schranken endlich einmal über den Haufen, und Ihr werdet einen eben so wackern und kräftigen Nachwuchs ziehen können, wie Brasilien. Euere Bauern und Diener werden Euch freilich nicht mehr viel mit „gnä-

diger Herr" und „Unterthänigster" die Ohren kitzeln, aber sie werden Männer werden, von denen das Vaterland einst auch etwas erwarten kann und darf. Mit einem solchen Nachwuchs wissen die Herren aber auch recht gut, daß sie den alten Schlendrian gefährden. Ein solcher Nachwuchs ließe sich nicht mehr das lächerliche Unding, den Bundestag, gefallen, der zum Spott des Auslandes geworden und jedes ehrliche deutsche Herz mit Grimm und Ekel erfüllt; aber dafür dürften wir auch mit solchen Bürgern hoffen, ein großes, starkes und mächtiges Reich zu werden.

Träume — schöne, luftige Träume! — Und sollen das Alles Träume bleiben! Nein, bei Gott nicht! Der deutsche Stamm ist noch nicht entartet, wie sie es uns daheim so gern möchten glauben machen. Der junge deutsche Nachwuchs in Brasilien beweist uns, daß wir noch Mark und Kraft in den Knochen haben, wenn man die alten morschen Stämme nur niederhaut, die jetzt den jungen Eichenwald mit ihrem Schatten erdrücken und ihm die Luft rauben. — Setzen wir nur mit frohem Muth unser Gut und Blut ein, so müßte es doch mit dem Bösen zugehen, wenn wir's nicht auch zu Ende führten.

Unseren zerrissenen, unnatürlichen Zuständen

daheim haben wir es aber auch zu danken, daß jene deutsche Nachkommenschaft nur zum Theil deutsch geblieben ist, und in der großen Mehrzahl mit Vergnügen behauptet, Brasilianer zu sein. Sie haben eben kein Vaterland, auf das sie stolz sein, mit dem sie Staat machen könnten; sie sehen sich im Auslande verlassen und der Willkür jedes fremden Volkes preisgegeben, ohne daß die deutschen Regierungen auch nur so thäten, als ob sie ihre Rechte mit mehr als Protesten und Redensarten vertreten wollten; und da finden sie es denn natürlich, sich dem Volke anzuschließen, das wenigstens eine Nation ist und eine Flagge hat. Kann das den draußen Geborenen Jemand verdenken, wo es selbst die in Deutschland Geborenen und Erzogenen in der Fremde thun?

Deutsch sprechen aber doch die Meisten noch, und verheirathen sich auch am Liebsten wieder mit Deutschen. Findet man auch Ausnahmen davon, so sind es gewiß eben nur Ausnahmen, und selbst die Enkel hängen noch mehr an der Muttersprache ihrer Eltern, als ich es in Nordamerika von den Kindern gefunden habe. Aber sie wissen außerordentlich wenig von Deutschland selber; denn was ihnen die Eltern davon erzählen konnten, war so wenig, und das Wenige selber so unbe-

stimmt und dunkel, daß sie dadurch nur einen sehr vagen Begriff von dem Lande bekommen konnten, aus dem sie ursprünglich stammten.

Den deutschen Charakter haben sie aber, im Guten wie im Bösen, beibehalten, den konnte der Stamm schon nicht gut verleugnen, wenn er auch gewollt. Sie sind brav, ehrlich, gutmüthig und fleißig, haben Alle den Trieb, sich ein kleines eigenes Besitzthum zu gründen, auf dem sie arbeiten, und das sie nach besten Kräften vorwärts bringen und cultiviren können, und leben — an Sonntagen sehr fidel, an Wochentagen sehr friedlich, in den Tag hinein.

Und was für ächte Deutsche sind es in ihrem politischen Leben geblieben. Sie bekümmern sich um gar Nichts und wollen sich um Nichts bekümmern; ja, als sie in St. Leopoldo Mitglieder in ihre Municipalität zu wählen hatten, wählten sie — nicht etwa ihre Landsleute, denn von denen mochten sie keinem zugestehen, daß er etwas Besseres sei, als sie — aber lauter Brasilianer, und beklagten sich nachher auch noch, daß sie von diesen stets hintangesetzt würden, und ihre eigenen Rechte nirgends vertreten fänden.

Auch die alte Uneinigkeit der Deutschen blüht und wuchert in diesen Colonien so üppig, wie

irgend ein Unkraut ihrer Felder — nur daß sich Niemand die Mühe giebt, es auszureißen.

Es ist zum Verzweifeln, wenn man das so mit ansieht, wenn man weiß, was für gute ehrliche Menschen die Einzelnen sind, so lange sie eben einzeln bleiben, und was für ein trauriger Geist des Widerspruches und Neides und Hasses über sie kommt, so wie der Nebenmann nur in ihren Dunstkreis tritt. Es ist das ja auch leider nicht nur im Auslande, sondern eben so daheim, und kommt man in Deutschland in eine fremde Stadt, wo Einem drei oder vier Freunde leben, so kann man sich auch darauf verlassen, daß man drei oder vier verschiedene Plätze besuchen muß, sie Alle zu sehen, denn es stellt sich als unmöglich heraus, sie — der unglaublichsten Unbilden wegen, die Einer vom Andern erfahren — auch in einem Local friedlich zusammenzubringen. — Es ist ein rechter Jammer, daß jedes erbärmliche kleine Städtchen solcher Art ein getreues Bild unseres erbärmlichen großen Vaterlandes liefert, und die Leute wollen mit ihren zahllosen kleinen Vereinen und Gesellschaften, die sich alle feindlich gegenüberstehen, nie einsehen, wie komisch das ist, daß sie das große Unglück ihrer Heimath so nachäffen — und doch auch wieder wie unendlich traurig.

Die deutschen Colonien aller Welttheile sind denn auch nicht frei davon geblieben, und in Brasilien keimt und gedeiht dieses, von Deutschland herübergebrachte Unkraut mit der brasilianischen Vegetation lustig um die Wette. Es artet aber dort weniger in offene Anfeindungen aus, wie daheim, und verhindert nur die Deutschen — freilich oft ein großes Unglück für sie selber — gemeinsam zu wirken und für einander einzustehen. Zu ihrer Ehre sei es aber gesagt, daß weder Religion, noch Abstammung den Grund dazu liefert; Preuße und Baier, Sachse und Hannoveraner bleibt sich gleich, es liegt nun einmal im Blut und läßt sich nicht ändern.

Wenn ich aber von dem kräftigen deutschen, in Brasilien aufgeblühten Geschlecht rede, so meine ich nur den südlichsten, also den kältesten und gesundesten Theil Brasiliens, wo sich eben deutsches Leben und deutsche Kraft so vortrefflich entwickeln konnte. Wäre ich doch auch der Letzte, der den heißen Norden jenes Landes, mit seinen faulen und nichtsnutzigen Kaffeepflanzern, dem deutschen Auswanderer empfehlen möchte — er müßte denn eine ganz besondere Lust verspüren, sich als Sclave behandelt und seine Kräfte durch nichtswürdige und hinterlistige Privatcontracte ausgesogen zu

sehen. Doch auf die Parvenuverträge und ihre uneigennützigen Empfehler, die Auswanderungsagenten, komme ich später noch zu sprechen.

Dieser südliche Theil Brasiliens, noch hoch über Porto Alegre und selbst bis zur Insel St. Catharina hin, gehört auch noch gar nicht zu den Tropen, wenn auch Palmen darin wachsen, die sich hier überhaupt aus zwei bis drei Grad Kälte gar Nichts zu machen scheinen. In diesen Colonien kommen auch die Producte der Tropen gar nicht, oder doch nur einige sehr mittelmäßig fort, und selbst mit dem Kaffee, der schon ein etwas rauheres Klima verträgt, sind nur wenige Versuche gemacht, die ein sehr unbefriedigendes Resultat geliefert haben. An geschützten Stellen kommen die Kaffeebäume allerdings fort, aber sie liefern sehr wenig Kaffee, und diesen noch dazu von einer geringen Sorte.

Eben so ist es mit dem Zuckerrohr, das hier über zwei Jahre zur Reife braucht, und außerdem noch bei kalten Wintern erfriert, und dann gelb und trocken dasteht. Es bleibt in dem Falle den Colonisten Nichts weiter übrig, als es abzuschneiden und wieder frisch austreiben zu lassen — die ganze Ernte ist aber für das Jahr jedenfalls verloren.'

Die Hauptproducte bleiben jedenfalls Bohnen und Mais, mit der Maniokpflanze, aus der das Mehl gewonnen wird. Bohnen, und zwar die kleine schwarze Bohne, mit Maniokmehl bilden überhaupt neben getrocknetem, etwas lederartigem Rindfleisch, die Haupt- und nicht selten einzigen Nahrungsmitttel des Brasilianers selber, der nichts weniger als ein gourmand ist, und sich vollkommen wohl dabei befindet. Bohnen und Maniokmehl sind übrigens, wie ich selber bestätigen kann, eine wirklich gute und besonders sehr nahrhafte Kost, mit der man wohl im Stande ist, es auszuhalten. Nach einem langen Ritt vorzüglich kenne ich gar nichts Besseres und Nahrhafteres. — Das getrocknete Fleisch, sogenanntes charque, schenke ich ihnen freilich mit Vergnügen.

Diese Bohnen werden in ungeheurer Masse in ganz Brasilien angebaut. Ueberhaupt gedeihen hier ziemlich alle europäischen Producte, die beiden Körnerfrüchte, die aber am Besten fortkommen, sind, neben dem Mais, sonderbarer Weise Reis und Hafer. Der Reis gehört doch jedenfalls einem warmen Klima an, während der Hafer bei uns bis hoch in den Norden hinauf wächst. Hier aber scheinen sich die Beiden ganz vortrefflich zu vertragen, und der Hafer ganz besonders liefert aus-

gezeichnete Ernten, selbst wenn er vorher zwei oder drei Mal zu Futter abgeschnitten wurde. Es wird hier übrigens nur der trockene Reis gebaut.

Gerste gedeiht, aber mittelmäßig — das in St. Leopoldo gebraute Bier läßt aber sehr viel zu wünschen übrig, und ich hatte schon genug, als ich hörte, es sei ein „ausgezeichnetes Bier für den Durst." Es ist das eine der verdächtigsten Empfehlungen, etwa wie „ein recht guter Tischwein" oder „eine prächtige Cigarre für die freie Luft."

Hopfen fangen die Leute an zu bauen, der meiste Hopfen wird aber noch aus den Vereinigten Staaten importirt.

Oelfrüchte, Erdnüsse, Flachs, Hanf, gedeiht Alles vortrefflich, und früher zog die Colonie auch einen ausgezeichneten Weizen, was jetzt aber, eigenthümlicher Weise, nicht mehr der Fall ist. Wenn der Boden auch nicht so fabelhaft war, wie der Herr Peter Kleudgen in seiner Auswanderungsbroschüre*) schreibt, so gab der Weizen doch recht

*) „Für Weizen ist der neu cultivirte Boden zu frisch und üppig; erst durch vier oder sechs Ernten geschwächt, wird die Pflanze gehörig gedeihen, dann aber hat sich in St. Leopoldo der Körnerertrag auf fast beispiellose Weise eingestellt." Diese verwünschten Aufschneidereien; es ist mir da-

gute Ernten, aber schon seit mehreren Jahren ließ das nach; jetzt, so haben mich mehrere Colonisten versichert, lohnt er die Aussaat nicht mehr, und bekommt Brand und alle mögliche andere Krankheiten. Es mag sein, daß man der Ursache dieser sonderbaren Erscheinung später auf die Spur kommt, zur Zeit wissen die Colonisten aber Nichts damit anzufangen, und haben vor der Hand den Weizenbau so gut als aufgegeben. Es wird jetzt Weizen nicht selten aus der ziemlich entfernten deutschen Colonie Tres Forquillas zu Maulthier nach St. Leopoldo geschafft.

Wein und Tabak wird ebenfalls angepflanzt, und auch — leider muß ich es eingestehen — Wein gekeltert. Mit seinem Wein und Tabak kann Brasilien aber keinen Staat machen, und wem diese Producte genügen, der kann sich zu den bescheidensten Menschen der Erde rechnen. Ich muß gestehen, daß ich nicht zu diesen gehöre.

Der Tabak ganz Süd-Amerikas ist überhaupt

bei, als ob ich meinen Freund Bahrens in Arkansas hörte, der uns erzählte, er könne auf seinem Lande Alles ziehen, nur keine Maisbohnen (die mit dem Mais zusammengelegten Bohnen), denn sein Mais wüchse so schnell, daß er die an ihm aufrankenden Bohnen mit der Wurzel aus dem Boden zöge.

nur sehr mittelmäßiger Qualität und — wenn dann und wann auch nicht ganz ohne Wohlgeschmack, doch so leicht und strohartig, daß er den wirklichen Raucher nie befriedigen wird. Embalema in Neu-Granada liefert jedenfalls die aromatischsten Cigarren, nach diesem District Esmeralda in Ecuador, und ziemlich gleich kommen diesen die Bahia-Cigarren Brasiliens, wenn sie auch kein so schönes Deckblatt haben wie die Esmeralda-Cigarren. Das übrige Zeug ist nur mit Aufopferung zu rauchen, und selbst der für Papier- und Stroh-Cigarren sehr fest gedrehte Tabak wird allerdings ziemlich stark, schmeckt aber nicht besonders. Ich habe mich wenigstens niemals damit befreunden können, und dasselbe Urtheil von allen Rauchern — das heißt von solchen, die nicht ihren Geschmack mit Papier und Stroh verderben — bestätigen hören. Der Tabak mag vielleicht — ich will es nicht leugnen — seine guten Eigenschaften haben, dann liegen dieselben aber noch versteckt, und die Leute verstehen eben nicht ihn zu behandeln. Wie die Cigarren wenigstens jetzt geliefert werden, sind sie eben zu weiter Nichts gut, als sie — wie vorerwähnt — in freier Luft zu rauchen, und die besten könnten höchstens als Pfälzer Regalias betrachtet werden.

Noch bei Weitem schlimmer steht es mit dem Wein. Einer schlechten Cigarre kann man manchmal ausweichen, einem angebotenen Glas Wein nicht, und ich glaube nicht, daß diesen Wein Deutsche im Stande sind auf die Länge der Zeit auszuhalten — „geborene Schlesier" vielleicht ausgenommen.

Der Wein hat allerdings den Nachtheil in Brasilien, daß die Trauben ungleich reifen, und daß es fast unmöglich ist, einen nur einigermaßen trinkbaren Wein zu keltern, ohne die einzelnen Beeren vorher sorgfältig auszulesen — eine böse, und mit diesem Wein stets höchst undankbare Arbeit; denn selbst St. Leopoldo-Auslese — (mir werden schon in der Erinnerung davon die Zähne stumpf) — bleibt immer nur ein höchst mittelmäßiges Getränk. Ich habe den brasilianischen Wein an verschiedenen Stellen gekostet, und er hat sonderbarer Weise stets einen schwachen Himbeergeschmack. Das erste Mal glaubte ich auch in der That nicht anders, als daß sich unser gastlicher Freund vergriffen und eine Flasche Himbeeressig statt den edlen Rebensaft erwischt habe. Es war aber Alles in Ordnung, und wir — tranken Himbeeressig ohne Wasser und Zucker, und bekamen stumpfe Zähne und Leibschneiden. Dazu

rauchten wir eine Bahia-Cigarre und tranken nachher eine Tasse dünnen brasilianischen Kaffee — der Genuß war also vollständig.

Es existiren auf diesen Colonien die verschiedenartigsten Reben; die aber, die von allen am meisten angepflanzt wird, ist ein alter Bekannter von mir aus Arkansas, die dort muscadine genannte Rebe, welche ihre Frucht nicht in Trauben, sondern in einzelnen großen Beeren treibt. Die Schale dieser Beeren, so schmackhaft das Innere auch sei, ist aber sehr dick und etwas säuerlich, und es läßt sich denken, daß sie kein besonderes Getränk liefern kann. Es mag sein daß man es erzwingen könnte, den Wein gleichzeitig zu reifen, wenn man ihn zu einer gewissen, erst auszuprobirenden Zeit beschnitte. Ich verstehe selber aber zu wenig davon, das zu bestimmen, und es bleibt jedenfalls noch den Versuchen der Weinbauer überlassen, vielleicht doch, trotz allen Schwierigkeiten, ein trinkbares Gewächs zu erzielen. Wie die Sachen jetzt stehen, müßte es eigentlich als eine persönliche Beleidigung betrachtet werden, einem Fremden ein Glas brasilianischen Weines vorzusetzen. Es bleibt, das Geringste gesagt, immer heimtückisch, und ich warne hiermit jeden Reisenden davor.

Höchst eigenthümlicher Weise existiren allerdings Leute, die ohne sichtbares persönliches Interesse oder Vorurtheil den brasilianischen Wein loben. Das sind aber jedenfalls Geschmacks-Abnormitäten, und man nehme sich vor ihnen in Acht.

Unser Wirth auf einer der Colonien, der uns sonst auf das Herzlichste und Gastlichste aufnahm, erklärte mir die Eigenschaften seines Weines, über den er noch die höchst unnöthige Bemerkung machte, daß er — durch das Alter nicht schlechter würde.

In früheren Zeiten wurden den Colonisten von der Regierung gewöhnlich 160,000 Quadrat-Brazos für eine Colonie gegeben, und dieselben so vermessen, daß die Ansiedler 200 Brazos Front und das Uebrige in der Tiefe, also etwa 800 Brazos Länge bekamen. Im Urwald, und je nachdem die Flüsse liefen, theilte man ihnen auch wohl nur 100 Brazos Front mit 1600 Tiefe zu. In neuerer Zeit ist aber dieses nicht unbedeutende Längenmaß beschränkt worden, und die Colonisten bekommen jetzt gewöhnlich nur 100,000 Quadrat-Brassen für eine Colonie — immer aber noch ein ganz anständiger Strich Landes, auf dem sich schon Etwas bauen läßt.

Es ist natürlich ganz unmöglich, zu bestimmen,

was der Colonist auf seinem Lande ziehen kann, denn wie bei uns hängt ja Alles von der Güte des Bodens und dessen Lage ab. Nichts lügt auch gewöhnlich mehr, als solche Zahlen und statistische Berichte, die den Fremden nur verwirren, statt ihm einen klaren Begriff von den Verhältnissen des Landes zu geben. Der Bau fast aller Feldfrüchte scheint aber zu lohnen, und man muß da mehr das Resultat berücksichtigen, als man den verschiedenen Berichten der Leute glauben kann, wenn man sie selbst an Ort und Stelle fragt.

So klagte mir ein Colonist in St. Leopoldo, daß der Boden so bald ausgenutzt sei, und sie eigentlich gar keine rechte Wechselwirthschaft treiben könnten. Ich frug ihn, warum er keinen Klee ansäete, und er sagte kopfschüttelnd: „Ja, wenn der Klee bei uns wachsen wollte, dann wäre es in Brasilien lange gut.“ Natürlich setzte mich diese Bemerkung sehr in Erstaunen, denn ich sah eigentlich keinen vernünftigen Grund, weßhalb der Klee hier nicht eben so gut wachsen sollte, wie in irgend einem andern Theile der Welt; der alte Colonist blieb aber bei seiner Behauptung, und ich vergaß seine Nachbarn darüber zu fragen.

In dem gar nicht sehr weit davon entfernten

Santa Cruz aber, eigentlich eine Nachbarcolonie von St. Leopoldo, wo ich einen der tüchtigsten deutschen Oekonomen, einen Hrn. v. Borroski, traf und diesen um seine Meinung über solche Eigenthümlichkeit des Bodens frug, lachte der alte Herr, und führte mich hinaus in seinen Garten, wo er nicht allein rothen und weißen Klee, sondern auch Esparsette in voller Ueppigkeit stehen hatte. Er versicherte mich, daß er den rothen Klee drei und vier Mal geschnitten habe, und daß er nicht todt zu machen sei; was aber St. Leopoldo beträfe, so hätte das ziemlich ähnlichen Boden, und wenn die Leute wollten, könnten sie dort so guten Klee bauen, wie hier.

Das nur zum Beweis, wie man oft an Ort und Stelle sein und doch ganz verkehrte Urtheile hören kann, wenn man eben nicht an die richtige Quelle kommt.

Ein merkwürdiger Umstand übrigens, der mir von den verschiedensten Seiten bestätigt wurde, hat mit der Bienenzucht stattgefunden. Vor zehn oder zwölf Jahren — ich weiß nicht mehr genau, wann — brachte ein deutscher Auswanderer auf Speculation eine Anzahl von Bienenstöcken nach Brasilien, und zwar in diese Colonien, mit denen er ein ganz außerordentliches Geschäft machte.

Die Stöcke vermehrten sich nämlich so außerordentlich, daß jeder im Jahre fünf, sechs und mehr Schwärme absetzte, und er verkaufte jeden Schwarm für eine Unze festen und bestimmten Preis.

So kam es, daß sich die Bienen bald über die sämmtlichen benachbarten Colonien verbreiteten, und außerordentlich reiche Honigernten gaben. Auf einmal hörte das auf; die Bienen fanden — Gott weiß, aus welcher Ursache — keine Nahrung mehr, und verzehrten nicht allein, was sie selber bauten, sondern gingen sogar stockweise ein, wenn sie nicht regelmäßig gefüttert wurden. Dieser Zustand dauert noch, und man weiß keinen rechten Grund dafür. Mag es sein, daß sich die Bienen, auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume, zu rasch vermehrten und dadurch nicht genug Nahrung fanden, oder hatten sie vielleicht bis dahin unbekannte giftige Blumen gefunden, deren Saft ihnen schädlich war, die Bienenzüchter mußten aber ihre Stöcke — viele auf den dritten und vierten Theil — reduciren, um diese nur durchzubringen, und Honig gehörte von da an zu den Seltenheiten.

Es giebt hier in Brasilien die nämlichen kleinen schwarzen und gelben wilden Bienenarten, die ich auch in Ecuador und Peru gefunden habe. Sie führen keinen Stachel, und kneipen sich, wenn

zu sehr gereizt, nur in die Haare des Angreifers ein. Sie haben ein dunkles Wachs, das erst ausgekocht werden muß, ehe es brennbar wird, und einen völlig flüssigen Honig, bauen auch nicht solche flache Waben, wie unsere Bienen, sondern mehr kleine Wachssäcke in der Form und Größe eines Hornissennestes, zu dem ein wächserner Canal den Eingang bildet. Der Honig ist nicht unschmackhaft, und findet man einmal einen solchen Baum mit wilden Bienen im Walde, so kann es auch geschehen, daß man zwei und drei solcher Nester voll Honig in einem hohlen Stamme antrifft.

Gartengemüse gedeihen auch recht gut in diesen Colonien, haben aber meist alle die Eigenthümlichkeit, daß sie keinen Samen bringen. Guter Samen muß also, etwas eigentlich sehr Umständliches, jedes Jahr frisch von Europa herübergeschafft werden. Uebrigens treiben sie rasch und sind schmackhaft.

Wir ritten an dem Morgen durch viele Colonien und hielten bei mehreren an. Wahrhaft wunderbar war der Reichthum an Orangen, den wir auf allen fanden. Ganze Wälder dieser herrlichen Bäume umgaben die Wohnungen, und der Boden, da es stark auf das Frühjahr zuging, wo

die Bäume schon wieder anfingen Blüthen zu treiben, war mit den goldenen, saftigen Früchten ordentlich bedeckt — ein gesundenes Fressen für die Schweine, die es sich außerordentlich wohl dabei sein ließen.

Die Pinie, von denen es weiter im Innern ganze Wälder giebt, wird ebenfalls gern in der unmittelbaren Nähe der Wohnungen als Zierbaum angepflanzt, und ich kenne wirklich keine reizendere Zusammenstellung von Bäumen, als einige hochstämmige Palmen mit ihren lichtgrünen wehenden Federkronen, durch das dunkle Grün der wunderlich geformten Pinien ganz besonders hervorgehoben, während ein Orangenwald wie ein golddurchwirkter Teppich darunter ausgebreitet liegt. — Es läßt sich nicht leugnen, das Colonistenleben hat auch seine Poesie, und wer da seine freundliche Heimath weiß und im Kreise seiner Familie leben kann, mag sich wohl auch recht wohl und glücklich fühlen — besonders wenn er zu jenen leichtherzigen Menschen gehört, die sich mit ihrem Wahlspruch — ubi bene ibi patria den Henker um die alte verlassene Heimath scheeren. — Ich kann das nicht — an dem langen Band, das mir die Polizei daheim an's Bein gebunden, und das sie meinen Paß nennt, flattere ich wohl

eine Weile in der Welt herum, aber wenn er abgelaufen ist — und vielleicht auch ein wenig später — kehre ich doch immer dorthin zurück und — soll ich aufrichtig sein — so zieht das Herz noch viel stärker als der Paß.

Einen Nachtheil hat die Colonie, und das sind die grundlosen Wege im Winter, auf denen es nur mit den größten Mühen möglich ist, die nächsten Picaden zu erreichen. Die Regierung thut etwas, aber sehr wenig für die Wege, die Colonisten thun wenig, oder nicht einmal etwas dafür, und so bleibt es von Jahr zu Jahr. Pferde und Lastthiere bleiben stecken, Wagen schlagen um, Menschen quälen sich und ruiniren Geschirr und Lastthiere, und die Producte der entfernter gelegenen Districte sinken im Werthe zu Null herab, denn es ist nicht möglich, an irgend einem Hafenplatz auch nur die Kosten der Fracht dafür herauszubringen. Aber was thut's? — Die Deutschen haben noch gerade genug Bauer mit von Deutschland herübergebracht, Nichts anzurühren, wo nur ein Verdacht darauf haftet, daß die Regierung etwa dazu verpflichtet sein könne. Daß sie nur selber darunter leiden, kommt gar nicht in Betracht, und wenn Einer seinen Wagen zerbricht — ob er ihn auch selber muß wieder machen

lassen — denkt er doch sicher: das geschieht der Regierung ganz recht.

Uebrigens befolgt die brasilianische Regierung, meiner Meinung nach, kein richtiges Princip mit Anlegung ihrer Colonien, indem sie, in dem weiten Land zerstreut, überall kleine Stellen in Angriff nimmt. Geht man der Sache auf den Grund, so könnte man die Ursache wahrscheinlich in der alten, aber sehr ungegründeten Furcht finden, zu viele Deutsche auf e i n e n Punkt zusammenzubringen. Du lieber Gott, die Leute haben viel zu viel angeborenen Respekt vor der Polizei, sich irgend einem Beamten zu widersetzen, und wenn sie zu so vielen Tausenden zusammen wären, wie sie jetzt zu Hunderten sind. Durch dieses System leidet aber der Verkehr ungemein, denn wo eine neue Colonie nur drei oder vier Leguas abseits in den Urwald gelegt wird, sind die Wege dorthin nach drei Monaten grundlos, und können nicht einmal mehr mit Packthieren begangen werden. Junge Colonisten aber (selbst wenn sie so willig dafür wären, als sie es n i c h t sind) können einen solchen Wegbau aus eigenen Kräften nicht übernehmen, die Regierung thut es nicht, weil sie kein Interesse mehr dabei hat, jenen Landstrich zu sehr zu bevölkern, und der traurige Zustand solcher,

mitten im Wald angelegten, neuen Colonien ist die unausbleibliche Folge davon.

St. Leopoldo selber ist jedoch schon lange von der Regierung als Colonie aufgegeben; das heißt, es werden keine neuen Colonisten mehr dorthin geschafft, und man bewilligt dem Ort, oder der Gegend keine weiteren Vortheile. Sie ist, mit einem Wort, mündig gesprochen, und muß nun zusehen, wie sie sich ihr eigenes Fortkommen in der Welt selber in anständiger Weise gründet. Natürlich hat sie auch keinen Direktor, den eigentlichen Vormund der jungen Colonien, mehr, und nur einen brasilianischen Magistrat, wie in allen übrigen Städten.

Auf dem Dampfer von Rio Grande bis Porto Alegre war ich, wie früher erwähnt, mit einer deutschen Familie zusammengefahren, die eben von Deutschland kam und nach St. Leopoldo wollte. Es war ein alter Mann mit seiner Frau und Tochter und Enkeln. Einige von seinen Kindern lebten schon lange, lange Jahre in Brasilien, und er war auch schon früher hier gewesen, seine Frau aber, die etwa 56 Jahr alt sein konnte, war zum ersten Male hier und wollte die seit 25 Jahren nicht gesehene Mutter besuchen, der sie die Enkel brachte. Der armen jungen Frau aber, die ein

gar so gutes und selbst edles Gesicht hatte, stand eine schwere Stunde beim Empfang bevor. Sie hatte kürzlich daheim ihren Mann verloren, dessen Familie ebenfalls hier wohnte, und deren Begegnen mußte ja alle die alten, kaum verharrschten Wunden wieder aufreißen.

In Porto Alegre verließ ich die Leute; da sie aber vier Tage auf den Dampfer nach St. Leopoldo warten mußten und ich hinaus geritten war, traf ich sie dort wieder, als der Dampfer ankam, und war Zeuge dieser ersten Begrüßung. — Ich habe kaum je etwas Ergreifenderes gesehen. Die alte Frau, hoch in den Achtzigen, war zu Fuß nach der Stadt hereingekommen, ihre Urenkel zu begrüßen, und Mutter und Tochter, von ihren Enkeln und Urenkeln umdrängt, hatten sich fest, fest umfaßt und sprachen lange kein Wort. Was kümmerte es sie, daß sie gerade auf der Planke des Dampfers standen, und rastlose, ungeduldige Menschenkinder, bei vollkommen versperrter Passage, weder aus noch ein konnten. Die Leute, welche die Verhältnisse nicht genauer kannten, sahen auch nichts Außergewöhnliches darin, daß sich ein paar alte Frauen umarmten, und wollten sie nur von der Planke weghaben, und lachten und schrieen. Die beiden Frauen hörten aber nicht,

was um sie her vorging, sie hatten die ganze Welt in dem einen Gefühl vergessen, sich einander wiederzuhaben.

Die junge Frau war die Besonnenste von Allen; ihre Augen sahen freilich auch roth aus, und ein paar verrätherische Tropfen glänzten noch daran, aber sie dachte für Alle, und ihre Großmutter leise umfassend, zog sie dieselbe von der Planke auf festen Boden. Der Menschenstrom konnte jetzt aus- und einrauschen, und seitwärts bildete sich daneben eine der eigenthümlichen Erkennungsscenen, die sich auf der Welt nur denken läßt.

Beide alte Frauen zeigten einander ihre Sprößlinge und gegenseitigen Enkel und Urenkel, lauter nahe Verwandte, von denen die eine Hälfte in Deutschland, die andere in Brasilien geboren war. — Da — das da ist der Marie ihr Junge — der älteste — und wie verschämt der dicke Bengel dabei stand und sich mit dem Aermel die Nase wischte — „und das da," sagte die alte Großmutter, die sich kaum Zeit nahm, den Urenkel an sich heranzuziehen — „das ist dem Gottlieb sein Mädchen — und da noch eines — und der ist dem Hannes" — und so ging das herüber und hinüber; keine konnte vor Thränen ordentlich aus den

Augen sehen, und die vielen Namen schwammen ihnen wie eben so viele Sternschnuppen in einem Chaos von Leuchtkugeln umher, so daß keine einzige, nach der Vorstellung, im Stande gewesen wäre, ein einziges von den Kindern beim rechten Namen zu nennen. Aber das schadet Nichts — das Alles fand sich später, und jetzt fühlten sie und begriffen sie nur das Glück, einander wieder anzugehören, ob ihr Fuß in Deutschland oder in Brasilien stand.

Es ist eine gar wunderliche Sache um so ein Wiedersehen, und wo ich Zeuge davon bin, und wenn es auch selbst bei ganz stockfremden Menschen wäre, packt es mich immer auf eine eigene Art — es mag sein, weil ich mich so recht in ihre Lage hineindenken kann. Ich war auch nicht so leicht im Stande, mich von den verschiedenen Gruppen zu trennen, wenn ich mich auch natürlich fern von ihnen hielt. So lange ich ihnen mit den Augen folgen konnte, that ich es, und sah noch eine ganze Weile, wie sie einander herzten und drückten und vor lauter Fragen gar nicht zum Reden kommen konnten. Jetzt stellte sich nämlich schon heraus, daß die erste Vorführung dieses Kinderschwarms in der That tauben Ohren gepredigt gewesen, denn — „ja, wo ist denn nun

eigentlich dem Hannes sein Mädchen," und „welches ist der Marie ihr Junge — und die Marie — was für ein hübsch Mädchen die Marie geworden ist!" rief die Alte laut und erstaunt aus.

Hübsches Mädchen! — arme Marie — sie dachte wohl an den Mann daheim, der jetzt in seinem stillen, kalten Grabe lag, und lehnte ihr Haupt an die Schulter der Großmutter.

Die Straße herunter kam lustige Musik — deutsche Musikanten unverkennbar, mit den wunderlich geformten mysteriösen Mützen (ich habe noch nie zwei Deutsche gesehen, die genau ein und dieselbe Mützenart getragen hätten — ist das vielleicht die Ursache, daß wir es auch nicht dahin bringen, unter einen Hut zu kommen?) und ihren schief getretenen Hacken und phantastisch kattunenen Beinkleidern. Selbst die große Trommel schlug ein Deutscher — das erste Mal in Süd-Amerika, wo sich ein Neger hatte die Gelegenheit entgehen lassen, dies Instrument zu bearbeiten — und alle Melodieen, die sie spielten, waren natürlich deutsch, nicht wahr? — Gott bewahre, eine Arie aus irgend einer Verdi'schen Dudelei hackten sie herunter, und die Straßenjungen tanzten den Tact dazu. Die Melodie klang übrigens ungemein lustig, und es war jeden-

falls die Arie, wo die im dritten Act wahnsinnig gewordene Primadonna im fünften Act sich endlich erstochen hat, und nun dem ersten Tenor im Sterben noch einmal weitläufig auseinander setzt, wie sie ihn geliebt habe und mit wie großem Vergnügen sie für ihn sterbe.

St. Leopoldo liegt wirklich reizend, und die Wahl dieser Colonie macht der Regierung alle Ehre. Dicht am Ufer eines kleinen Flusses, der allerdings nicht sehr weit hinauf schiffbar ist, aber den Verkehr mit dieser Colonie doch bedeutend erleichtert, an die Hügel geschmiegt, die von da aus ihre fruchtbaren Thäler und Hänge weit in das Land hineindehnen, ist, mitten in Brasilien, eine ächt deutsche Stadt — mit allen ihren Tugenden und Fehlern, emporgewachsen, und deutscher Fleiß hat das weite Land wirklich in einen Garten verwandelt.

Es giebt in der That wenig Nationen, die sich so vortrefflich zur Colonisirung eines fremden Landes eignen, wie die deutsche, und doch hat eben diese von allen anderen keine eigene Colonie, und wird nur dazu benutzt, anderen Völkern ihre Ländereien werthvoll zu machen. Armer deutscher Michel, wirst Du denn nie einmal anfangen auf Deine alten Tage zu denken und für Dich selber zu arbeiten, denn Dein Vormund, der deutsche

Bund, sorgt, weiß es Gott, nicht für Dich, wenn Du erst nicht mehr für Dich selber die Hände rühren kannst.

Als die ersten Colonisten hierhergekommen, erhielten sie, wie gesagt, von der brasilianischen Regierung ihre 160,000 Quadrat=Brassen und hatten da eine nicht unbedeutende Colonie zu bearbeiten. Aber ihre Familien vermehrten sich stark (es ist ganz erstaunlich, was für eine Anzahl von flachsköpfigen, dickbackigen Kindern in diesen Colonien herumläuft, und ich habe einzelne Häuser gesehen, die wie eine Schule aussahen), eine Menge von Söhnen wuchs heran und verheirathete sich, und das Land, das bis jetzt groß genug gewesen, und einem Brasilianer, ohne Sclavenarbeit, für zwanzig Familien ausgereicht hätte, wurde für die Deutschen bald zu klein.

Der deutsche Bauer, der sich indessen schon einen recht hübschen Thaler Geld verdient, und seinen guten Viehstand, wie seine wohlbestellten Felder und seine bequeme Wohnung hatte, blieb nicht etwa darin sitzen und kaufte seinen Kindern neues Land in der Nachbarschaft, Gott bewahre — er theilte unter sie die eigene Colonie und zog dann selber wieder auf frisches Land, die alte Arbeit von vorn zu beginnen. Das verstanden

doch die Jungen nicht so gut wie er, und waren auch hier „in dem Brasilien“ lange nicht an so harte Arbeit gewöhnt worden, wie die Alten es gar nicht anders von Deutschland her kannten. Mir sagte selber einmal ein alter Colonist: „Unsere Jungen mögen das jetzt nicht einmal mehr auf dem Pferde führen, was wir sonst auf dem Rücken getragen haben,“ und der Mann hatte vollkommen recht. Es ist das aber auch kein gar so böses Zeichen, und spricht für die Colonien, wenn die Söhne jetzt mit weniger Arbeit auskommen, als die Väter brauchten, um sich festzusetzen. Die jungen Burschen sind aber trotzdem fleißig, und es geht ihnen fast Allen gut.

In der frühern Revolution Brasiliens, in der Garibaldi eine so bedeutende Rolle gespielt, und wo die „Männer der Freiheit“ die Regierung stürzen und Brasilien zu einer Republik machen wollten, war St. Leopoldo leider auch der Schauplatz vieler Gewaltthätigkeiten, da sich ein Theil der Colonisten verleiten ließ, an der Bewegung Theil zu nehmen. Die Regierung hatte sehr vernünftiger Weise den fremden Colonisten vollkommene Neutralität gelassen, sobald aber ein Theil zu den „Rebellen“ überging, nahm der andere für die Regierung Partei, und Deutsche kämpf-

ten da — wie das von jeher gewesen, gegen Deutsche.

Zehn Jahre dauerte dieser traurige Zustand, bis endlich die Führer der Freiheitsmänner einsahen, daß sie die eigentlichen Brasilianer wohl zu einer Revolution aufstacheln, aber keineswegs für die Sache der Freiheit begeistern konnten, und sich zurückzogen. Damit hatte die Regierung gesiegt und Brasilien blieb die einzige Monarchie in Süd-Amerika.

Was mich betrifft, so halte ich dies für das größte Glück, das Brasilien widerfahren konnte; ja, ich gehe sogar noch weiter und bin der festen Ueberzeugung, daß es sich selbst ohne Constitution wohler befinden würde, als mit den jetzigen, aus Sclavenhaltern und Pfaffen zusammengesetzten Kammern. Die Regierung ist wirklich liberal und will — nach Allem, was ich davon sehen konnte und darüber hörte, das Beste des Landes, die Kammern aber arbeiten ihr nur zu oft entgegen.

Es war genau so wieder mit dem erst kürzlich durchgegangenen, vollkommen unbrauchbaren Ehegesetz, bei dem die Regierung die besten Absichten hatte, und Alles that, um den Protestanten, denen sie „Duldung ihrer Religion“ versprochen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Geistlichkeit

aber warf sich mit ihren Phrasen und Dogmen dagegen, die Eifersucht gegen die Fremden that bei dem Andern das Uebrige, und es herrscht mit den protestantischen Ehen vor der Hand ein Zustand in Brasilien, der es für jeden Protestanten gefährlich macht, dorthin auszuwandern.

Trotzdem befindet sich Brasilien als Monarchie noch unendlich wohler, als seine Nachbarn, die übrigen Republiken, denn es herrscht im Lande doch wenigstens ein gesicherter Zustand; diese ewigen Revolutionen und Regierungswechsel, sammt dem Raubsystem der verschiedenen Parteien von Stellenjägern können hier nicht vorfallen. Wer einmal im Amte ist, bleibt darin und hat Zeit, sein Schäfchen in's Trockene zu bringen, braucht sich also nicht zu überstürzen und das Land völlig aussaugen zu helfen, nur um in vier oder sechs Jahren gerade das Nämliche zu erreichen.

Die zweit bedeutendeste Colonie in Rio Grande ist Santa Cruz, und nach Porto Alegre zurückgekehrt, beschloß ich auch diese zu besuchen.

Die Fahrt dorthin, da man gleich von Porto Alegre aus mit dem Dampfer den Rio Pardo bis zu der kleinen Stadt gleiches Namens hinauffährt, ist sehr angenehm und bequem zu machen. Von der Stadt Rio Pardo aus nimmt man dann ein

Pferd und reitet in die etwa sechs Legoas entfernte Colonie auf einem ziemlich guten Wege.

Eine traurige Sammlung von kleinen lebensgefährlichen Dampfern hält Brasilien auf diesen Lagunen, und so sicher ich mich sonst auf dem Wasser fühle, konnte ich doch nicht umhin, diese wackelig ausgearbeiteten Maschinen immer etwas mißtrauisch zu betrachten. Es ist eine Art Lotteriespiel, dort an Bord zu gehen, und das Beste, was man dafür sagen könnte, wäre etwa: es *kann* gut ablaufen. Sie sind überdies sehr theuer, und die Kost ist keineswegs besonders, auf *allen* aber habe ich sehr anständige und freundliche Capitaine getroffen, mit denen es sich vortrefflich verkehren ließ.

Auf *diesem* Dampfer hatten wir übrigens einen sehr wunderlichen Passagier, aus dem ich nicht recht klug werden konnte. Es war ein kleiner Mann mit dunkelgebräunter Haut — aber jedenfalls von weißer Abstammung, mit schwarzen Haaren und lebhaften Augen, der sich in einem fortwährenden Zustande der Aufregung befand. Schon wie ich an Bord kam, hatte er einen ganzen Kreis von Zuhörern um sich versammelt, und sah so bös aus, und gesticulirte dabei so heftig mit den Händen, daß es gerade so aussah, als ob er eben

von irgend Jemandem persönlich beleidigt worden sei, und sich nun gegen die Anderen darüber beklage. Dieser Zustand der Aufregung dauerte aber fort; er stritt und wüthete über Alles, was vorkam, und hatte dabei ein Mundwerk, daß ich ihn für einen Geistlichen gehalten hätte, wenn dem nicht seine Tracht widersprochen.

Er trug einen großen dunkelblauen Tuchponcho, wie sie besonders in der weit kältern argentinischen Republik Mode sind, diesen Poncho aber im Schlitz mit einer breiten goldenen Tresse uniformartig besetzt, und außerdem einen Pallasch.

Jetzt aber nahm er seinen Hut ab, und ich entdeckte auf seinem Kopfe den geschorenen kleinen Mond, das ganz sichere Zeichen des geistlichen Standes. Natürlich wurde ich aus dieser Zusammenstellung nicht klug und wandte mich an den Capitain, um etwas Näheres über diesen modernen Malthefer Ritter — halb Priester, halb Soldat, zu erfahren. Der Capitain schüttelte aber den Kopf und sagte: „Mit dem Herrn ist es Nichts — oder eigentlich zu viel, vorerst ist er einmal Cura, dann Colonel in der militia, außerdem hat er einen Branntweinschank und — eine Frau mit vier Kindern — mehr kann man nicht verlangen.“

In Rio Pardo, der kleinen Stadt, kamen wir Morgens mit Tagesanbruch an. Rio Pardo war früher, so wie mir gesagt wurde, die Hauptstadt dieses Districts, kam aber durch die Revolution total herunter, und hob sich erst wieder, als die deutschen Colonien von Santa Cruz an zu blühen fingen, so daß es jetzt ein nicht unbedeutender Platz geworden ist.

Von Rio Pardo aus hatte ich, durch die Freundlichkeit eines Landsmanns, ein Pferd geliehen bekommen, und es freut mich überhaupt herzlich, meinen Landsleuten in Amerika gegenüber anerkennen zu müssen, daß sie mich überall auf das Freundlichste und Liebevollste aufgenommen haben. Meine ganze Reise aber, alle die Beschwerden und Mühseligkeiten, die ich diesmal ertragen, galten ja auch nur den Deutschen, und ich darf ehrlich gestehen, daß ich diese ganze Reise weit mehr für andere Leute, als für mich gemacht habe — wenigstens mehr zum Nutzen für Andere. Das kann aber der Einzelne nicht wissen, und weiß es nicht, und um so dankenswerther ist es dann, um so wohlthuender, wenn man sich wenigstens freundlich aufgenommen sieht. Die Schriftstellerei ist in Deutschland nur in seltenen Fällen ein dankbares Brod, aber tausendfach muß sich auch der Schrift-

steller selber belohnt fühlen, wenn er, wohin er kommt, ein freundliches Erkennen und einen warmen Händedruck findet. Das macht Vieles, Vieles gut.

Der Ritt von Rio Pardo nach der Colonie Santa Cruz war ein sehr angenehmer, und die Straße viel besser, als man es eigentlich in dieser Jahreszeit erwarten konnte. Die Kunst hatte allerdings außerordentlich wenig dafür gethan, die Natur Alles, aber sie war eben gut, und wenn man auf einem muntern Pferde, an einem sonnigen Tage und durch eine ziemlich freundliche Scenerie dahintrabt, wird Einem das Herz noch einmal so froh und leicht.

Unterwegs traf ich verschiedene deutsche Colonien und hielt dort an. Die Leute wohnten hier alle schon eine sehr lange Zeit — stets zwischen 25 und 34 Jahr im Lande, aber sie schienen alle zufrieden, und selbst die Frauen — was nicht immer der Fall ist — versicherten mich, das Land sei gut und das Klima gesund. Die Frau hängt sonst immer am zähsten und längsten an der alten Heimath und gesteht der neuen nur unfreiwillig Etwas zu.

Auf dem Wege lagen diese deutschen Colonien aber doch immer nur sehr vereinzelt, bis ich am

Nachmittag die wirkliche deutsche Ansiedelung erreichte. Bis dahin hatte der Weg fast nur über campo oder Pampas oder Prairien — wie man das ziemlich baumlose, wellenförmige Land nun nennen will, geführt. Hier kam ich zuerst wieder in den Wald, und zugleich in grundlosen Boden, wo ich eine Partie deutscher Wagen feststecken fand. Der eine von diesen, der eine Anzahl Fässer mit Branntwein geladen, stak mit den rechten Rädern bis unter die Achsen im Schlamme, und die verschiedenen Fuhrleute versuchten ihre vereinten Kräfte, den Wagen, ohne ihn umzuwerfen, wieder herauszuarbeiten. Wie er stand, schien mir das unmöglich, ich hütete mich aber wohl, ein Wort hinein zu reden, denn man kann bei solchen Gelegenheiten mit noch so gut gemeinten Rathschlägen nie Etwas bezwecken, und höchstens Grobheiten bekommen. Ich ritt vorbei, erfuhr aber noch an demselben Abend, daß jenes erste Geschirr wirklich umgeworfen habe, was die Leute jetzt zwang, die Ladung doch herabzunehmen, um den Wagen wieder aufzurichten.

Dieser Weg führt aus den belebtesten deutschen Colonien nach der Hafenstadt, und die schlechte Strecke davon ist verhältnißmäßig sehr kurz. Leider hat die Regierung selber noch einige Striche Wald-

land daran liegen und benutzt die Straße auch zu Zeiten als einen Verbindungsweg mit Cruz alta; natürlich liegt es ihr deßhalb ob, den ganzen Weg zu bauen, und die Deutschen ruiniren sich lieber Geschirr und Pferde, ehe sie eine Hand anlegen.

Ich will nicht etwa die brasilianische Regierung, was den Wegbau betrifft, in Schutz nehmen, wenn das Reich auch wirklich so ungeheuer groß ist, irgend eine Regierung schon zu entschuldigen, nicht eben alle Wege im Stande zu halten. Die brasilianische Regierung geht aber nicht praktisch genug zu Werke und fällt dabei in den Fehler vieler anderer neuer Staaten, wenn sie glaubt, sie hat damit genug gethan, daß sie eine genügende Summe Geldes für einen beabsichtigten Wegbau bewilligt. Die Hauptsache dabei ist, die Arbeiten nicht allein zu überwachen (denn alle die unteren Beamten der südamerikanischen Staaten betrachten irgend eine von der Regierung flüssig gemachte Summe wie eine Kuh, die gemolken werden muß, so lange sie noch Milch giebt, und was irgend an der Quelle ist, sucht einen Theil des Stroms in seine eigene Tasche zu lenken), sondern auch Anordnungen zu treffen, daß der Weg erhalten wird. Gewöhnlich baut man den Weg mit unverhält-

nißmäßig hohen Kosten, und übergiebt ihn dann dem Verkehr, unbekümmert, was weiter daraus wird. In einigen Jahren ist er dann so zerfahren und ruinirt, daß es wieder Tausende und aber Tausende kostet, ihn nur einigermaßen herzustellen.

Hätte ich in den Colonien Etwas zu sagen, so würde ich mit den Colonisten als Regierung so reden: „Ich baue Euch den Weg und übergebe ihn fertig dem Verkehr, ich bewillige auch jährlich eine (kleine mäßige) Summe, um ihn im Stand zu erhalten; das Uebrige aber thut Ihr daran, die Ihr ihn hauptsächlich benutzt, und Euch mache ich dafür verantwortlich, wenn Klagen darüber einlaufen.“ Ich glaube, daß einem großen Uebel Brasiliens damit abgeholfen würde.

Die Colonie Santa Cruz liegt etwa 5—6 Legoas von der Stadt Rio Pardo entfernt, aber der Fluß Rio Pardo „durchschneidet nicht zum Theil die Grundstücke und bildet bis zur Stadt Rio Pardo eine Wasserstraße, die von dort auf dem Jacuhy nach Porto Alegre und den Seehafen Rio Grande weiter führt“ — wie Herr Peter Kleudgen, der frühere Auswanderungsagent für Santa Cruz, in seiner Broschüre behauptet. Der kleine Rio Pardingo durchschneidet allerdings die Colonien, und die Regierung wollte ihn früher

einmal auch schiffbar machen, fiel aber einem Betrüger in die Hände, und der Fluß ist jetzt, so gut wie immer, für den Handel und Verkehr vollkommen nutzlos: Alles, was die Colonie deßhalb erzieht, muß erst per Achse nach Rio Pardo und von da nach Porto Alegre verschifft werden.

Ein kleines Städtchen, das fachinal genannt, bildet auch in dieser Colonie, wenn nicht den Mittelpunkt, doch den Central-Ausgangspunkt der Colonie, und liegt recht freundlich auf einer von bewaldeten Hängen umschlossenen Höhe.

In einem weiten Halbkreis darum her liegen die Colonien, und was ich darüber an Ort und Stelle hörte, mit welchen Leuten ich auch darüber sprach, alle die Berichte lauteten sehr günstig, und die Colonisten selber schienen sich außerordentlich wohl zu befinden. Der Boden selber ist allerdings nicht überall gleich gut, an den meisten Stellen aber recht fruchtbar, und an einigen sogar vorzüglich, so daß es den dort wohnenden Colonisten im Durchschnitt ganz vortrefflich geht. Das Einzige, worüber sie klagten, waren die wirklich erbärmlichen Wege, die in die weiter gelegenen Colonien führten; wir selber blieben fast mit den Pferden stecken und rissen uns, wo wir den

tiefsten Schlammlöchern ausweichen mußten, Kleider und Hüte in Stücken.

Herr Kleudgen übertreibt in seiner Broschüre die Fruchtbarkeit natürlich über die Maßen, ein sehr verdammliches System, weil es die Leute in ein fremdes Land lockt, wo sie, das Einzige, was sie darüber zu wissen glauben, gleich von vorn herein nicht bestätigt finden. Auch die Preiscourante, die er giebt, mögen einmal zu Anfang wahr gewesen sein, aber es ist gefährlich, in ein für Auswanderer geschriebenes Buch mit voller Bestimmtheit Preise von Producten und Vieh einzurücken, die nicht einmal mehr wahr sind, ehe der Brief nur nach Deutschland kommen kann.

Im Ganzen wird sich aber kein in diese Colonie kommender Auswanderer, wenn er nur mit mäßigen Ansprüchen eintrifft, getäuscht sehen und — mit harter Arbeit zwar, aber doch auch mit vieler Sicherheit sein Brod finden.

Die Colonie besteht, glaub' ich, seit Ende 1849 oder Anfang 1850, und es ist wirklich erstaunlich, was für enorme Strecken Wald unsere fleißigen Landsleute schon in der Zeit gelichtet, und wie viel Grund und Boden sie urbar und ertragfähig gemacht haben. Das Klima ist dabei ebenfalls gesund; nicht zu heiß im Sommer, und im Winter

doch kalt genug, die Nerven nach der erschlaffenden Sommerzeit wieder zu kräftigen und zu stärken.

Es ist deßhalb auch ebenfalls nicht wahr, daß das Zuckerrohr so vortrefflich in Santa Cruz gedeiht, wie seine Broschüre sagt. Es erfriert im Gegentheil sehr häufig, und als ich durch die Colonien ritt, sahen die Zuckerrohrfelder alle so gelb aus, wie ein Feld mit reifem Weizen, so hatte sie der Frost bis auf den Stamm hinunter getödtet.

Auf den Bau des Zuckerrohrs sind die Colonisten aber freilich auch gar nicht angewiesen, denn diese Provinz gehört, wie vorher gesagt, gar nicht der tropischen oder heißen Zone an. Die Hauptproducte sind vielmehr, wie in St. Leopoldo: Mais, Bohnen, Maniok — was allerdings ebenfalls ein ziemlich gemäßigtes Klima verlangt — Kartoffeln — die gewöhnliche, wie die süße — Hafer besonders gut — Gerste mittelmäßig, wie auch alle Gartenfrüchte, besonders solche, die zum Rübengeschlecht gehören.

Mit dem Weizen ging es, wie schon gesagt, die ersten Jahre gut, nachher aber wollte er nicht mehr gedeihen, und die Colonisten haben den Bau desselben fast ganz aufgegeben. Man findet auch

in ihren Häusern selten oder nie Weizen- oder Roggen-, sondern immer Maisbrod, dafür aber gute Milch und Butter und ganz ausgezeichnete Hand- oder Stückkäse, die der Brasilianer natürlich verabscheut und für „deutsches Futter" erklärt.

Flachs und Oelfrüchte sind ebenfalls mit Erfolg angebaut, eben so der Tabak, der aber eine noch geringere Sorte als jene in Norden von Brasilien in Bahia gezogene giebt.

Als Futterkraut scheint aber eine andere Pflanze einen ganz erstaunlichen Erfolg zu haben, und genauere Nachricht darüber verdanke ich einem der ältesten Colonisten dort, Herrn von Borroski, der sich überhaupt außerordentlich um die Colonie verdient und die verschiedenartigsten Versuche gemacht hat, alle Arten von Feldfrüchten und Futterkräutern auf verschiedenem Boden anzubauen und ihren Erfolg mit Dünger zu versuchen.

Klee gedeiht ebenfalls vortrefflich in der Colonie, und bei Herrn von Borroski war es, daß ich rothen, weißen Klee und Espärsettte angebaut sah. Ein noch viel einträglicheres Futterkraut soll aber der sogenannte Sorgo (auch algierisch Zuckerrohr) geben, der nicht so delicat gegen den Frost ist, wie das wirkliche. Herr v. B. hat

den im September gelegten Sorgo zwischen 1859 und 60 vier und fünf Mal geschnitten und vortrefflichen Ertrag gehabt, ja später, als er den Boden düngte, noch viel reichere Ernten erzielt.

Die Colonisten von Santa Cruz hatten allerdings auch über Mancherlei zu klagen — denn wo klagen Deutsche nicht! Und wenn sie im Himmel wären, würden sie ein „Beschwerdebuch" verlangen, denn der Deutsche ist einmal von vornherein nicht daran gewöhnt und dazu erzogen, sich selbst zu helfen. Im Ganzen gestanden sie aber Alle ein, daß es ihnen gut gehe, daß das Land fruchtbar sei und sie sich wohl befänden.

Allerdings war die protestantische Kirche und Schule nicht besonders bedacht, denn es fehlte an tüchtigen Leuten, beide Posten von Pfarrern und Lehrern auszufüllen. Die Regierung hatte da, auch in anderen Colonien, Leute in der Noth angestellt, mit denen die Colonisten nicht zufrieden sein konnten, und Ursachen zu Beschwerden blieben nicht aus.

Es ist die alte Geschichte — die Leute wollen in die Kirche gehen, aber Nichts dafür bezahlen, und von der Luft kann der Prediger nun doch einmal nicht leben. Eben so giebt es nur sehr wenig wirklich tüchtige Leute für eine Schule in

einem Lande, wo ein gesunder Mann sein Brod auch noch in anderer und bequemerer Weise verdienen kann — und Holzhauen selber ist wahrlich leichter und bequemer als Schule halten. Deßhalb finden sich nur dann und wann junge Leute, die diese Meinung nicht theilen, und sonst in der Welt nicht wissen, was sie anfangen sollen, die sich für kurze Zeit durch Schulehalten ein Unterkommen suchen. So wie sie aber etwas Besseres finden, hängen sie den Bakel wieder an die Schiefertafel, und ziehen in die weite Welt. Natürlich kann dieser stete Wechsel auf den Unterricht und die Erziehung der Kinder eben keinen wohlthätigen Einfluß ausüben, und dies den Eltern derselben eben so wenig entgehen. Wie dem abzuhelfen sei, ist freilich eine schwer zu lösende Frage, denn in Brasilien existiren, so viel ich weiß, nicht einmal Schullehrer-Seminare für Brasilianer, daß man von diesen welche zu Lehrern der Kinder heranziehen könnte.

Auch mit den Geistlichen ist es eine böse Sache: in St. Leopoldo klagten sie ganz besonders, daß sich Leute sehr oft für Geistliche ausgäben und angestellt würden, die früher irgend ein ehrliches Handwerk getrieben, oder dem Staat dadurch gedient hätten, daß sie eine Muskete durch's Leben

trugen. Jedenfalls sind in den verschiedenen Colonien einige recht ärgerliche Scenen vorgefallen; da dies aber nur bei Protestanten geschah, werden sich die „rechtgläubigen Christen“ eben nicht besonders darüber gegrämt haben.

Von der brasilianischen Regierung sind übrigens in sehr vielen Fällen protestantische Geistliche und Schullehrer, mit einem Gehalt, der ihnen ein vollkommen gutes Auskommen sicherte, angestellt worden, und noch jetzt geschieht das häufig, sobald die Gemeinden darum einkommen; eigentlich ein ganz wunderliches Verhältniß, wo die Regierung eines Landes Geistliche einsetzt und besoldet, und die Gesetze des nämlichen Landes ihre Functionen gar nicht anerkennen. So herrscht ein ewiger Kampf, nicht zwischen der Religion, sondern nur zwischen den Frommen, und doch, wie unendlich einfach ist die ganze Sache?! Nur ein klein wenig mehr Religion, nur ein klein bißchen Form weniger, und wie glücklich könnten wir Alle sein, wie friedlich nebeneinander leben!

Besonders unzufrieden waren die Colonisten übrigens darüber, daß sie, trotzdem ihnen das vielfach versprochen worden, noch immer keine Besitztitel über ihr Land bekommen hatten. Außerdem war eine Ungeschicklichkeit von der Regierung

begangen worden, die in dem fachinal einen Erlaß ankleben ließ, nach dem alle Einwanderer oder Colonisten in einer gewissen Zeit ihr Land, das ihnen doch von der Regierung geschenkt worden, bezahlen sollten.

Die Aufregung darüber in dem ganzen District läßt sich denken; ehe aber nur einmal ordentlich Reclamationen dagegen einlaufen konnten, wurde der Zettel schon wieder abgerissen und ein anderer angeklebt, nach dem man die Colonisten aufforderte, ihre Subsidiengelder zurückzuzahlen.

Vielen von diesen nun, und besonders allen Denen, welche damals durch den Agenten Peter Kleudgen nach Santa Cruz befördert wurden, ist in Deutschland versprochen worden, daß die Subsidiengelder wirkliche Subsidien sein sollten, und nicht wieder brauchten zurückgezahlt zu werden. „Macht Euch deßhalb keine Sorge," hatte man ihnen gesagt, „das Geld fordert Euch Niemand wieder ab." Hier in Brasilien angekommen, war aber einem jeden der Colonisten, der auf eine Regierungscolonie befördert wurde, natürlich auch ein Papier vorgelegt worden, in dem sie bescheinigen mußten, daß sie Alles erfüllen wollten, was sie versprochen. In dem Papier stand dann auch unter Anderem, daß sie alle ihnen vorgestreckten Subsi-

dien wieder zurückzahlen wollten. Der deutsche Bauer unterschreibt nämlich nie Etwas, von dem er den Sinn versteht, weil er, entsetzlich mißtrauisch, auch dem Einfachsten einen verfänglichen Sinn unterlegt; was er aber nicht versteht, da kritzelt er mit Vergnügen seinen Namen darunter, und da jenes Schriftstück in portugiesischer Sprache war, hatte er nicht das Geringste dagegen einzuwenden.

Durch diese Aufforderung nun — für Alle — die Subsidiengelder zurückzuzahlen, fühlte sich Jeder an die Geldtasche gepackt, und mit der Erinnerung an das Versprochene einerseits, und das unterschriebene portugiesische Papier andererseits, wußte eigentlich Niemand recht, woran er war, und ob er, oder ob er nicht in seinem Rechte wäre.

Alle übrigens, mit denen ich über die Sache sprach, meinten: „Ih nu ja, wenn's sein muß, können wir unsere Subsidiengelder recht gut zurückzahlen; das wäre weiter kein Kunststück, — aber — wir möchten nur erst recht genau wissen — ob wir auch müssen."

Das sind die Folgen des in Deutschland eingeträufelten Giftes goldener Versprechungen, die natürlich alle mündlich und gesprächsweise abgemacht werden. Kommen die armen Teufel dann

an Ort und Stelle, finden nicht Alles so, wie es ihnen geschildert ist, und berufen sich auf das ihnen fest Versprochene, so — werden sie höchstens ausgelacht.

Diese Angelegenheit mit den Subsidien macht übrigens ganz unnöthiger Weise sehr viel Unruhe und böses Blut, denn die Leute ärgern sich weit weniger über das Geld, das sie zahlen sollen — während sie die rechtmäßige Forderung recht gut einsehen, als über die Ungewißheit, in der sie fortwährend darüber gehalten werden. Es ist allerdings keine geringe Arbeit, die verschiedenen Colonisten alle zu classificiren, und genau zu bestimmen, Du hast so viel, und Du so viel zu zahlen; einmal aber muß das doch geschehen, und je länger es hinausgeschoben wird, desto mehr Verwirrung muß es nothwendiger Weise geben. Trotz alledem sind aber die unteren Beamten in Brasilien nie zu einer festen und geregelten Arbeit zu bringen; denn ihre Idee von einer Anstellung ist eben die, daß damit jede Art von Arbeit vollständig aufhört. Kommt ihnen nachher eine solche bös verwickelte Geschichte in die Quere, die *sie* lösen sollen, so sind sie, leicht erklärlich, wüthend darüber, betrachten sich als ungerecht, ja undankbar behandelt, und — schieben das Al-

les so lange hinaus und hinaus, bis ihnen die obere Behörde einmal ein richtiges Wetter über den Hals schickt.

In der Nähe von Santa Cruz hat die Regierung schon wieder eine neue Colonie angelegt; ich glaube, sie heißt St. Angelo. Das System dieser vereinzelten Colonien hat aber, wie schon vorerwähnt, unendlich viel Nachtheiliges; denn die Leute können aus eigenen Mitteln die Wege dorthin noch nicht im Stande halten, und die Regierung thut es nicht, oder kann es vielmehr eben so wenig, wo schon in altbesiedelten Districten fortwährend nach Wegbau geschrieen wird. Die Folge davon ist, daß die Colonisten, wie bei dieser neuen Colonie, in die größte Noth gerathen, weil sie nicht im Stande sind, auch nur das Geringste ihrer Producte zu Markte zu bringen. Wachsen die Colonien, von einem gestellten Mittelpunkte, selber nach allen Seiten hin aus, so wachsen die Straßen natürlich mit, denn sie sind so nothwendig, wie die Cultur der Felder; wird aber eine neue Colonie sechs, acht Leguas in den Wald hineingelegt, so ist sie durch diesen Wald eben von der übrigen Welt auch vollkommen abgeschnitten, und sie wird gerade die doppelte Zeit brauchen, sich aus dem ersten Anfang herauszubringen,

wie eine Colonie, die mit günstigen Verkehrswegen begonnen wurde.

Diese neuen Colonisten sollen sich denn auch in ziemlich unbehaglichen Umständen befinden, und wenn sie gleichwohl noch immer bedeutend besser daran sind, als jene Colonisten in Peru, die sich als wirklich aus der Welt draußen betrachten können, so müssen sie doch natürlich unzufrieden sein, da sie Andere, dicht daneben, sehen, denen es weit besser als ihnen geht, und mit denen sie, ohne Verkehrswege, natürlich nicht concurriren können.

In Santa Cruz, wie in St. Leopoldo, haben die Deutschen wohnliche und bequeme Häuser mit weiten Räumlichkeiten erbaut, und hier in Brasilien, wie in allen anderen südamerikanischen Provinzen, kann man ziemlich sicher schon von außen erkennen, wo ein Deutscher wohnt. Vor allen Dingen ist der Hof reinlich, mit soliden Umzäunungen, das Haus hat Fenster und festschließende Thüren, und mit wenigen Ausnahmen findet sich bei allen ein kleiner Gemüse- und Obstgarten, in dem auch Blumen nicht fehlen.

Für Blumen hat der Süd-Amerikaner nun nicht den geringsten Sinn, und wo sie ihm nicht von selber wachsen, wird er nie daran denken, sie

zu unterhalten, viel weniger sie anzupflanzen und zu pflegen, und wie freundlich können doch nur ein paar Blumen die ärmlichste Hütte machen! Wo aber der Sinn dafür dem Menschen abgeht, ist schwer predigen, denn er fühlt nicht das Bedürfniß dafür, sieht vielleicht nicht einmal die Schönheit der Blumen, und begreift dann freilich auch nicht, wie man sich mit ihrer Pflege irgend welche Mühe geben kann, die nicht einmal zu Gemüse dient.

Der Nord-Amerikaner ist eben so. Er würde Jeden auslachen, der ihm anrathen wollte, Blumen bei seinem Hause zu pflanzen — ausgenommen, er müßte denn ganz in der Nähe einen vortheilhaften Markt dafür haben, wohin er sie schicken und verkaufen könnte.

Ganz anders sind Deutsche, Engländer, Holländer und selbst Franzosen, obgleich die Letzteren im Zimmer *Vasen* mit Blumen vorziehen, als die lieben Dinger selber im Garten aufwachsen und keimen zu sehen. Dem Franzosen ist die Blume eine Zierde, dem Deutschen und Engländer ist sie ein Freund der Heimath — und Deutsche wie Engländer sind ja auch die einzigen Nationen, die überhaupt ein Wort für heim und Heimath haben.

Die Häuser der Brasilianer, die Bewohner großer Städte natürlich ausgenommen, sind meistens klein und beschränkt; ja selbst bei den reicheren Pflanzern findet man wohl eine Menge von Räumlichkeiten, aber nie eine wirkliche Gemüthlichkeit in den Wohnzimmern selber. Ich weiß nicht, aber es kann mich in einem solchen Hause nie anheimeln; es überkommt mich nie ein Gefühl: hier möchtest Du bleiben, und ich bin immer froh gewesen, wenn ich wieder hinaus war. Auf dem Lande besonders fällt es dem eigentlichen brasilianischen Pflanzer selten ein, eine Diele in seine Stube zu legen; er läuft da drinnen wie draußen auf dem bloßen Boden mit bloßen Füßen oder Holzpantoffeln herum. Fenster kennt er nur in ihrem Urzustande, als in die Wand geschnittene viereckige Löcher, Gardinen nicht einmal dem Namen nach, und jeder Luxusgegenstand ist von vornherein verbannt.

Auf das Leben der Brasilianer, da wir es hier nur mit den Colonien zu thun haben, komme ich aber später zurück, und es fiel mir auch hier nur, im Gegensatz zu dem deutschen Leben und Treiben, in welchem Theile der Welt man es auch finden mag, ein.

Santa Cruz scheint für die Obstzucht günstig

gelegen. Für Orangen soll es etwas zu kalt sein, wenigstens sah ich eine Menge von Bäumen, die stark durch den Frost gelitten hatten; Pfirsiche gerathen aber dafür desto besser und sollen einen ganz fabelhaften Ertrag liefern. Aepfel, Birnen, Aprikosen, Pflaumen 2c. sind auch hier und da angepflanzt, und es scheint, daß sie recht gut fortkommen; doch sind noch nicht genügende Versuche mit allen diesen Früchten gemacht worden. Die Feige gedeiht vortrefflich, und Stachelbeeren, Johannisbeeren wie Erdbeeren kommen so gut fort, wie in Europa.

Ganz in der Nähe von Rio Grande, oder vielmehr von Pelotas, einem kleinen Städtchen an der Lagune, liegt ebenfalls noch eine deutsche Colonie, die ich aber leider nicht besucht habe, weil ich sie etwas aus dem Wege fand. So weit mir möglich, zog ich Erkundigungen darüber in Pelotas und Rio Grande ein, und was ich über die Colonie hörte, lautete ziemlich günstig.

Sie gehört einem Privatmann, einem Deutschen Namens Rheingang, und soll vortrefflichen fruchtbaren Boden haben. Die Nähe von Pelotas, wo alle Producte einen raschen Markt finden, trägt ebenfalls dazu bei, die Verhältnisse der jungen Colonie günstig zu gestalten. Im Interesse des

Eigenthümers liegt es überdies, seine Colonisten zufrieden zu stellen, um eben seinem Lande von vornherein einen guten Namen zu machen, und der genannte Herr scheint auch darin sein Möglichstes zu thun. Ich weiß aber doch nicht, ob ich, als Colonist in einem fremden Welttheile, nicht lieber mich einer Regierungs- als einer Privat-Colonie zuwenden würde, denn der Privatmann muß zu sehr sein eigenes Interesse berücksichtigen, während eine gute Regierung dem Einzelnen gern größere Vortheile gewährt, sobald das Interesse des ganzen Landes dadurch gefördert wird.

Jedenfalls müssen die Auswanderer, die auf das Land eines Privatmanns gehen, sehr vorsichtig mit Abschließung ihrer Contrakte sein, denn diese sind einzig und allein Privatsache, und auf Klagen darüber, wenn sie nicht auffälliger Natur sind, wird sich die Regierung selber nie einlassen oder ihnen ihr Ohr leihen.

Die Colonie des oben erwähnten Herrn liegt vollkommen außer dem Bereich tropischer Producte, zieht aber dafür einen ausgezeichneten Weizen, der sehr gut bezahlt wird, und überhaupt alle Feld- und Gartenfrüchte, die in den südlichen Theilen Deutschlands gewonnen werden können. Das Klima soll ebenfalls außerordentlich gesund

und im Sommer wohl etwas heiß sein, im Winter wird es aber auch wieder kalt genug, etwaige nachtheilige Folgen der Wärme vollkommen aufzuheben. Ich wenigstens habe dort in den Ebenen ganz anständiges Eis gefunden, und hätte Morgens mit Vergnügen und großem Vortheil meinen Jagdmuff und einen Pelz getragen, wenn ich mit solchen versehen gewesen wäre.

Dicht um Pelotas ist allerdings Nichts, als weite, wellenförmige Pampas, die Colonie des Herrn Rheingang liegt aber nicht in dieser Ebene, sondern in gutem, fruchtbarem Waldboden, so daß es den Colonisten dort also auch nicht an Holz fehlt.

3.

Von Porto Alegre nach Santa Catharina.

Von Santa Cruz kehrte ich auf's Neue nach Porto Alegre zurück, um indeß jetzt meine Reise nach den nördlich gelegenen Colonien fortzusetzen. Es gab da noch viel zu thun, und ich durfte natürlich die Hände nicht lange in den Schooß legen, wenn ich meine Heimfahrt nicht über die Maßen verzögern wollte. Heimfahrt! — wie mir das Herz schlug, wenn ich nur an die fröhliche Heimreise dachte.

Und vorher wieder ein Abschied — ein Abschied von lieben, lieben Freunden — aber nicht auf Nimmer-Wiedersehen, denn den Deutschen liegt, wohin sie das Schicksal auch verschlägt, doch immer die Heimath noch im Herzen, und das ist das Ziel, dem sie entgegenarbeiten, für das sie streben und sorgen. Das war das Ziel,

dem ich entgegenarbeitete — für das ich strebte und sorgte, und ich ließ mir das Gras nicht unter den Füßen wachsen.

Vor allen Dingen war es hier nöthig, ein gutes Pferd zu kaufen, auf dem ich einen Ritt von etwa zehn Tagen zurücklegen konnte. Das hatte auch eben keine sehr großen Schwierigkeiten, denn Pferde sind in Porto Alegre nicht eben allzu theuer. Ich bekam ein recht gutes, starkes und kräftiges Thier für 40 milreis*), und meiner Reise stand jetzt weiter Nichts im Wege.

Schwierig war es allerdings, einen Führer zu bekommen, um den besten Weg zu finden, denn wenn ich auch die Richtung nicht verfehlen konnte, so waren doch jetzt, in der Regenzeit, viele Stellen durch Sümpfe unwegsam und gefährlich gemacht, und hätten mir viel Mühe und Aufenthalt verursachen können.

---

*) Die brasilianische Rechnung ist ausschließlich nach reis, eine sehr kleine gedachte Münze, denn in Wirklichkeit existirt sie gar nicht einzeln. Tausend solche reis: „milreis" sind etwa ein halber Dollar oder ein Oesterr. Gulden, die kleinste, existirende Kupfermünze sind 20 reis; etwa ein Cent, da 2000 einen Dollar machen. Man hat in Kupfer 20- und 40-reis-Stücke, in Silber dagegen ist die kleinste Münze 200 reis. Ein Conto de reis, eine in großen Rechnungen oft genannte Summe, ist 1 Million reis oder 500 Dollar.

Sehr freundlich zeigte sich darin die Regierung, der ich überhaupt nur nachrühmen kann, daß sie mir, als sie erfuhr, ich sei nach Brasilien gekommen, um die Colonien zu besuchen, auf das Zuvorkommendste entgegenkam. Jede Auskunft, die ich erbat, wurde mir sowohl durch Herrn Philipo Neri, unter dessen Leitung das Colonialwesen der Provinz Rio Grande steht, wie durch den Präsidenten der Provinz selber, auf das Willigste gegeben, und hätte ich für mich selber irgend eine Vergünstigung erbeten, so bin ich überzeugt, daß sie mir augenblicklich bewilligt worden wäre.

Der Präsident hörte, daß ich um einen Führer verlegen sei, und bot mir in sehr freundlicher Weise einen Polizeisoldaten an, der mit der Gegend vollkommen bekannt war, und mich bis an die Grenze der Provinz, also bis Torres, begleiten sollte. Natürlich nahm ich das mit Dank an, und am nächsten Tage schon stellte sich mein guia, ein brauner Brasilianer, der die halb indianische Abkunft nicht verleugnen konnte, auf einem allerdings etwas marode aussehenden Maulthier, ein, und wir trabten, bei schönstem Sonnenschein, lustig in die wundervolle Welt hinein.

Die „wundervolle Welt" änderte sich übrigens sehr bald, so wie wir nur erst einmal die unmittel-

bare Nähe von Porto Alegre verließen, denn wir geriethen hier in einen etwas sandigen District, der aber doch, seiner Vegetation wegen, viel des Interessanten bot.

Besonders war er mit einzeln stehenden Palmen ziemlich dicht überstreut, und mit fast gar keinem Unterholz, sah es wunderlich genug aus, die von nicht sehr hohen, aber starken Stämmen getragenen Blattkronen so vereinzelt über den sonst ziemlich nackten, oder doch nur mit dürftigem Gras bewachsenen Boden zu finden.

Ganz sonderbare Bildungen nahmen hier ebenfalls verschiedene Cactus-Arten an, die sich als Schmarotzerpflanzen nicht allein gestürzten, sondern hier und da noch gesunden, aufrecht stehenden Bäumen angehängt hatten, und ihre phantastischen Aeste nach allen möglichen Richtungen hin austrieben. Wo aber ein Baum durch Sturm oder Alter zu Boden geworfen war, da kauerte ihm auch gewiß ein schwammiger Cactus auf der nackten Brust, und sog die noch gebliebenen Kräfte des Gestürzten gierig ein.

Welch ein Bild unseres eigenen bewußten Lebens, und wie finden wir nicht Alles in dem Treiben einer uns doch nur erst theilweise er-

schlossenen Welt um uns her wiederholt — wenn wir nur eben Augen dafür haben!

Ein Baum besonders fiel mir auf, und ich zügelte unwillkürlich mein Pferd ein, ihn mit Muße betrachten zu können.

Es war einer jener immergrünen lorbeerartigen Laubholzbäume, der in seiner Rinde einige Aehnlichkeit mit unserer Buche hatte. Die Wurzel unten war ziemlich breit und mußte in früherer Zeit zwei Schößlinge getragen haben, von denen der eine mit den Jahren unten, vielleicht durch einen Sturm, abgebrochen, oder durch einen Wurm angefressen — auch hierin geht es ja den Bäumen wie den Menschen — herausgefault war. Der Zwillingsbruder war fort, aber sein Platz blieb bei dem Ueberlebenden — der jetzt alt und runzelig geworden, und vielleicht 15 bis 18 Zoll im Durchmesser halten mochte, so lange unausgefüllt, bis sich dieser, an der Stelle des Hingeschiedenen, einen Adoptivbruder nahm. Eine der benachbarten Palmen hatte wahrscheinlich einen Samenkern in den weichen und angefaulten Ausbruch der Wurzel geworfen, und jetzt war anstatt des frühern Laubholzstammes eine stattliche Palme aus der weit über dem Boden vorragenden, und gewissermaßen ein Piedestal bil-

20*

den Wurzel des alten Baumes emporgeschossen, und stieg schlank und gerade neben dem andern Stamm, der sie wie im Schooße hielt, empor.

Es war ein gar eigener, wunderlicher Anblick, und ich konnte mich lange nicht davon losreißen, wenn auch mein Polizeisoldat kopfschüttelnd voraustrabte, was ich wohl an dem „alten Holz" so Merkwürdiges zu sehen fände. Sein Maulthier machte ihm freilich mehr zu schaffen, denn es stellte sich bald heraus, daß es zum Tod ermüdet, kaum noch von der Stelle konnte. Allerdings hatte er ein Schreiben der Polizeibehörde in Porto Alegre mit, wonach er auf irgend einer Polizeistation sein ermüdetes Pferd gegen ein frisches eintauschen durfte. Auf der Station aber, die wir an dem Abend erreichten, waren gar keine Pferde zu haben, und ein anderer verlorener Tag lag vor uns, an dem wir mit dem müden Thiere, bis zur völligen Dunkelheit, nur fünf Legoas*) zurücklegen konnten.

Diese Polizeistationen sind ganz eigener Art, und bestehen aus ziemlich geräumigen Gebäuden,

*) Die brasilianischen Legoas sind übrigens bedeutend länger als die Leguas der spanischen Provinzen. Sie haben allerdings dieselbe Anzahl brazos, aber die brazos sind so viel größer.

gewöhnlich mit einem großen Weidegrund, um einer bestimmten kleinen Abtheilung von Polizei zum Standquartier zu dienen. Diese Leute durchstreifen dann beritten und gut bewaffnet (auch mein Begleiter trug einen Cavalleriesäbel und im Gurt eine Pistole) das Land, wo es nöthig sein sollte, Hülfe zu leisten, oder den dortigen Amtsgewalten zur Verfügung zu stehen. Was ich übrigens von diesen Polizeisoldaten hörte, und was ich selber davon sah, stimmt mit dem allgemeinen Gerücht überein, daß man, wie man einen ächten Wilderer zum angestellten Jäger macht, auch die größten Spitzbuben in Brasilien zu Polizeisoldaten genommen habe.

In der Polizeistation, in der wir die erste Nacht campirten, denn ich kann es kaum anders nennen, schien irgend ein würdiger Sergeant als „the last rose of summer“ übrig geblieben zu sein, der in seiner blauen Uniform mit rothem Kragen, als ich den Ort betrat, gerad' hinter seinem Ladentisch, in dem kleinen Kramladen stand, und einem ruppigen Jungen für einen Bruchtheil brasilianischer Münze Zucker abwog.

Zu essen war wenig genug da, aber er hielt doch ein gutes Glas Lisboa-Wein, und das mußte mich für das Uebrige entschädigen. Das einzige

Bett, welches wir bekamen, war natürlich eine Holzbritsche.

Den dritten Abend erst kamen wir nach St. Antonio, einem kleinen Neste, mitten in den Bergen, wo eine deutsche „venda“ alle möglichen Materialwaaren zu möglichst theueren Preisen verkaufte. Der Besitzer war eigentlich kein Deutscher, sondern ein Franzose, hatte aber eine deutsche Frau, und ich bekam dort wenigstens eine gute Mahlzeit, um mich in Etwas wieder zu erholen.

Hier kam ich aber auch auf die Spuren eines deutschen Malers, dessen Fährten ich später noch öfters kreuzte, und der mit vier Farbentöpfen, blau, gelb, roth und weiß, die ganze Nachbarschaft unsicher gemacht und die weiß getünchten Wände derselben mit ganz unglaublichen Gemälden versehen hatte.

In dem Zimmer, in dem ich meine Mahlzeit hielt, waren wundervolle Wandgemälde. Ueber das Ganze zog sich eine Draperie von blaugemaltem Zeug mit großen gelben Quasten hin, an der es aussah, als ob an der ganzen Verzierung einige Ellen gefehlt hätten, weßhalb der Faltenwurf sehr straf gezogen werden mußte. Darunter war auf der einen Wand König David abgemalt, mit einer Harfe im Arm, die rechte Hand vor-

streckend, genau als ob er sagen wollte: „Na, was krieg' ich, wenn ich spiele." Die andere Wand sollte wahrscheinlich eine Allegorie des Frühlings darstellen. Der Frühling, mit dem üblich verkehrten Füllhorn, wurde von zwei sehr nackten Jungen getragen, und vor ihm her ging ein anderer Engel mit umgekehrter Fackel, hinter ihm her kam Cupido, aber nach einer neueren Auffassung. Er war nicht völlig blind, sondern schielte nur.

Die dritte Wand war die hübscheste, und zeigte eine junge, sehr elegant und nach der neuesten Mode gekleidete Dame, nur mit einem etwas sehr kurzen Rock, die sich scherzhaft damit beschäftigte, in einem Sumpf, in dem ihr der Schlamm bis an die Knöchel ging, einen vor ihr herflatternden Schmetterling zu fangen.

Der Künstler war, wie ich erfuhr, ein Berliner gewesen.

Von hier ab hatten wir einen bitterbösen Weg durch Sumpf und Wasser; da mein Begleiter aber jetzt ein frisches Pferd bekommen, so rückten wir doch wenigstens etwas rascher vorwärts. Nur blieben die Thiere oft in dem Sumpfe mit den Hufen in den zähen Wassergewächsen hängen, die deren Boden bedeckten, und wir mußten sie scharf im Zügel halten, daß sie nicht stürzten.

Von hier ab rückten wir aber auch dem Meere näher, von dem wir nur noch durch einen schmalen Küstenstreifen getrennt waren, und der Boden wurde, als wir erst den wirklichen Sumpf verlassen, reiner Sand.

Ein kleines Städtchen, Arrozo de Concepciao, erreichten wir noch, wo ich gar viele Deutsche, aber Alle hier im Lande geboren, traf. Es waren meist Abkömmlinge der Colonie St. Leopoldo, auch zum Theil wieder unter einander verheirathet, und ein prächtiger, kräftiger und gesunder Menschenschlag. Die Meisten trieben ein Handwerk, und der Eine, ein Schuhmacher, bekleidete zugleich den Posten eines Lieutenants bei der brasilianischen Nationalgarde.

Von hier aus fand ich bessern Weg, meist harten Sand, und zwar am Ufer einer Lagune hin, die sich von diesem Orte bis hinauf nach Torres, zwischen dem Meere und den Gebirgen hinzieht.

Dicht vor Torres, und erst nach Sonnenuntergang, erreichten wir den Strand des Atlantischen Meeres selber, das seine Brandungswellen wild gegen die flache, glatt geschlagene Küste schleudert.

Es ist ein ganz eigenthümliches Gefühl, bei

Nacht so dicht an der weißschäumenden, donnernden Brandung hinzureiten, und da Einem die See, wenn man darauf hinaussieht, vorkommt, als ob sie viel höher läge, als man sich selbst befindet, so schwebt man in einer fortwährenden Täuschung, als ob die Wogen jetzt mit jedem Moment über den Reiter hereinbrechen müßten.

Und wie das Meer leuchtet und wühlt und glüht und zischt, zurückweicht und wieder vorspringt, und seine züngelnden Arme den schreckenden Thieren oft bis unter die Hufen wirft.

Mein Pferd mußte noch nie so dicht am Meere gewesen sein, denn es scheute fortwährend vor den heranrollenden Wellen, und erreichte uns ja einmal eine mit ihrer äußersten Spitze — eine ganz gefahrlose Spielerei des Wassers, so warf es sich aufbäumend auf den Hinterbeinen herum, und sprang ohne Weiteres links hinein in den weißen, lockern Sand.

Torres, ein kleines, elendes Städtchen, von dem man eigentlich gar nicht begreift, zu welchem Zweck es hier in diese Einöde gebaut sei, erreichten wir in der Nacht. Ich hatte aber einen Brief für einen deutschen Händler mit, der mich auch auf das Freundlichste aufnahm, und wo wir uns Beide durch Speise und Trank stärken konnten.

Hier nahm am nächsten Morgen mein Polizeisoldat von mir Abschied, und als ich ihm ein gutes Trinkgeld gegeben hatte, stahl er mir noch aus polizeilicher Dankbarkeit meinen Lasso. Glücklicherweise bemerkte ich es aber noch bei Zeiten, und schickte ihm, auf frischem Pferde, einen Boten nach, der ihm denselben wieder abjagte.

Der Bursche hatte ebenfalls unterwegs schon von einem weidenden Pferde einen Halfter gestohlen und ich ihn außerdem in vollkommen gegründeten Verdacht, mir auch meinen guten Genickfänger ausgeführt zu haben. Brasilianische Polizei!

In der Nähe von Torres mußte ich aber jedenfalls kurze Zeit aushalten (wenn auch meinem Pferde eine kurze Rastzeit nicht so nöthig gewesen wäre), um etwas Näheres von der benachbarten deutschen Colonie zu sehen, über die ich die verschiedenartigsten Urtheile schon gehört.

Ich ritt in die Colonie hinüber, fand aber das leider bestätigt, was ich schon früher Ungünstiges darüber gehört, und daß sie namentlich die ärmste aller brasilianischen Colonien sei.

Die Ursache liegt aber keineswegs in etwa schlechtem Lande, der Boden ist so ertragsfähig und gut, wie er nur irgend zu sein braucht, sondern einzig und allein in dem gänzlichen Mangel

irgend welcher Verbindungswege, durch den die Colonie fast einzig und allein auf sich selbst beschränkt bleibt. Solche Producte deßhalb, die überall einen Markt haben und den besten Gewinn abwerfen, aber freilich keinen kostspieligen Transport vertragen, wie z. B. Mais und Bohnen, können die Colonisten allein für den eigenen Bedarf und vielleicht für das kleine unbedeutende und nur drei Legoas entfernte Städtchen Torres selber ziehen, an einen weiteren Absatz ist gar nicht zu denken, denn überall lassen sich diese Artikel billiger herstellen, als sie dieselben, mit theueren Transportmitteln, liefern könnten.

Um aber doch Etwas zu haben, was sie verkaufen können, und dafür wenigstens die nöthigen Kleider und Schuhe anzuschaffen, hat sich die ganze Colonie auf den Bau des hier gut gedeihenden Zuckerrohrs gelegt, und jedes einzelne Haus fast eine rohe Branntweinbrennerei etablirt. Der Branntwein verträgt den Transport noch am Besten, aber auch dessen Verkauf wirft nur einen sehr geringen Gewinn ab, denn die Fässer müssen, besonders im Winter, auf entsetzlichen Wegen, alle per Achse nach Porto Alegre geschafft werden, während die Regierung von Rio Grande gerade auf das Branntweinbrennen eine nicht unbedeu-

tende Steuer gelegt hat, die diese arme Colonie am allerschwersten trifft.

Ich wäre der Letzte, der eine solche Steuer tadelte, denn gerade der Branntwein verträgt sie im Allgemeinen am Besten, da er recht gut als Luxusartikel betrachtet werden kann. Das ist er freilich nicht für diese armen Leute, denn sie brennen ihn eben nur ihres dringenden Lebensunterhaltes wegen.

Die ganze Colonie hat auf mich einen recht wehmüthigen Eindruck gemacht, und überdies kam ich zu einer Zeit dorthin — für die Colonisten vielleicht zur rechten — wo sie gerade durch ein paar lumpige brasilianische Unterbeamte in Angst und Schrecken versetzt wurden.

Wie eben erwähnt, hatte die Regierung von Rio Grande eine Steuer auf die Branntweinbrennerei gelegt, die in einer Abgabe von 12½ milreis jährlich für die Brennerei selbst, und dann noch in anderen Abgaben für jede Pipe bestand. Jetzt gerade war nun von der camera municipale ein Steuercollector nach Torrres gesandt, diese Steuern einzutreiben, und da alle dies Gesindel den Staat und ihre Mitmenschen so oft betrügt, wie es nur irgend Gelegenheit dazu findet, so hatte auch dieser Patron ein ganz eigenes System

eingeschlagen, indem er die auferlegten Taxen nach eigenem Gutdünken um gerade hundert Procent erhöhte, und doch nur für die eigentlich rechtlich zu erhebende Summe Quittung geben wollte.

Er erhob solcher Art anstatt 12½ milreis 25, und stellte trotzdem nur für 12½ Quittung aus. Wo sich aber die Leute weigerten, ihm diese doppelte Zahlung zu machen, trieb er Pferde oder Kühe, oder was er gerade fand, mit fort.

Dieser Bursche, einer jener grünen, vorreifen Jungen, aus denen fast das ganze untere brasilianische Beamtenthum besteht, hieß Jose Ignazio da Silva Netto. Die Leute geben Etwas auf einen hübschen langen Namen, und können denselben auch höchst eigenthümlicher Weise so oft verändern, wie es ihnen beliebt. — Wenn mir z. B. der Name Netto gefiele, was aber nicht der Fall ist, so brauchte ich es nur, als Brasilianer, in einer der Zeitungen bekannt zu machen, daß ich von heute an den Namen angenommen oder dem meinigen zugefügt hätte, und die Sache wäre damit vollständig erledigt. Jose Ignazio da Silva Netto wußte aber recht gut, daß er allein keinen Eindruck auf die Colonisten machen könne; er hatte deßhalb seinen Fiscal, einen Mulatten, und noch drei ausgehobene Nationalgardisten

bei sich. Diese letzteren trugen ihre gewöhnlichen Waffen, der Steuercollector aber und sein Mulatte waren mit einem Säbel behangen und trugen den Gürtel mit Dolchen und Pistolen gespickt. Die ganze Gesellschaft glich auf's Haar einer im Lande umherziehenden Räuberbande, und war auch, bei Lichte betrachtet, eigentlich nicht viel weniger.

Die friedlichen Colonisten aber, durch das freche Benehmen der Brasilianer eingeschüchtert, zahlten meist, oder flüchteten auch aus der Colonie, ihnen gar nicht zu begegnen; nur Einzelne weigerten sich, der unverschämten Forderung Genüge zu leisten, und einem armen Deutschen, der schon seit zehn Jahren an einem entsetzlichen Beingeschwür leidet, wurde sogar sein letztes Pferd ohne Weiteres fortgetrieben.

Diesem Zug, von dem ich schon Viel erzählen gehört, begegnete ich gerade, als ich durch die Colonie ritt, in einem schmalen Pfade. Mein Pferd einzügelnd, stellte ich es quer über den Weg, und zwang dadurch die über solche Frechheit wohl etwas erstaunte Cavalcade zu halten.

Ich frug jetzt den jungen Bengel, wer ihm das Recht gegeben habe, den doppelten Betrag der Steuern einzucassiren und für den einfachen

zu quittiren — und wer ihn ferner autorisirt habe, ohne Richterspruch das Gesetz selber in die Hand zu nehmen, und den Leuten ihre letzte Kuh, ihr letztes Pferd wegzutreiben? So verdutzt war er dabei über die eben nicht höflich gehaltene Frage, daß er mir ganz artig darauf antwortete: die camera municipale. Ich versicherte ihm aber, daß die camera municipale zu solchen Handlungen nie ihre Einwilligung geben würde, oder, wenn sie dieselbe geben würde, kein Recht dazu habe. Jedenfalls würde ich mich aber direkt an den Präsidenten der Provinz wenden, und ihn von diesem gesetzlosen Treiben in der Provinz in Kenntniß setzen.

Damit lenkte ich mein Pferd herum und ritt ruhig zwischen dem mich unschlüssig anschauenden Trupp hindurch, der nächsten kleinen Colonie zu, die dicht am Wege lag. Dort blieb ich vor dem Fenster halten, einen Augenblick mit den Leuten zu plaudern. Es konnte mir dabei nicht entgehen, daß die fünf Bewaffneten sich angelegentlich mit einander unterhielten, auf einmal Kehrt machten, und mir nachgesprengt kamen. Der Steuercollector hatte sich, wie es sich herausstellte, vor den Anderen geschämt, sich von einem Fremden einschüchtern zu lassen, und kam mir jetzt nach, um mich

wahrscheinlich einzuschüchtern und zu fragen, wer mir das Recht gegeben habe, ihn, einen kaiserlichen Beamten, auf offener Straße anzuhalten und zur Rede zu stellen. Die eine große Sattelpistole, die er vorher an der Seite stecken gehabt, stak jetzt ganz vorn im Gürtel, und er sah mich mit einem Blick an, als ob er mir mit Vergnügen eine Kugel durch den Kopf jagen würde. Ich ließ mich aber auf keine weitere Unterhandlung, die auch zu Nichts führen konnte, ein, sagte ihm nur: ich wisse jetzt Alles, was ich wolle, und er würde sich nächstens darüber zu rechtfertigen haben, wie er hier sein übertragenes Amt verwaltet, und ritt wieder ruhig zwischen den Herren durch, meinem Nachtquartier zu. Am nächsten Abend schon schrieb ich aber meinen Bericht an den preußischen Consul in Porto Alegre, mit der Bitte, meinen Brief dem Präsidenten zu übersetzen, und entwarf ebenfalls eine Eingabe der Colonisten für den Präsidenten, worin sie diesen von dem ungesetzlichen Verfahren des Collectors in Kenntniß setzten, und um Abhülfe und Untersuchung baten. Die Colonisten hatte ich vorher aufgefordert, sich auf das Entschiedenste zu weigern, etwas Anderes zu zahlen, als wofür sie Quittung bekommen, und

sich ruhig von dem Collector pfänden zu lassen, bis das Gericht entschieden habe.

Hätte ich es mit Anderen als mit Deutschen zu thun gehabt, so würde ich ihnen den Rath gegeben haben, Gewalt mit Gewalt zu begegnen; jedenfalls hätte ich das selber gethan. Meine Landsleute sind aber, wie bekannt, dazu viel zu gute Unterthanen, und haben noch keinen rechten Begriff von dem, was es heißt, „sich selbst zu schützen.“ In wilden Ländern besonders hat der immer Recht, der sich selber Recht zu verschaffen weiß, und wird der immer getreten, der sich eben treten läßt.

Nach allem Vorhergesagten scheint sich also herauszustellen, daß diese Colonie in einer sehr traurigen Lage sei, und eine höchst dunkle Zukunft habe. Das Erste ist zum Theil der Fall, das Zweite dagegen nicht. Es fehlt, wie schon gesagt, den Colonisten keineswegs an gutem und brauchbarem Land, sondern nur einzig und allein an Verbindungswegen, um das, was sie ziehen, auch zu verwerthen. Die sind aber zu beschaffen, und werden auch in der That im Laufe der Zeit für Torres und seine Colonie beschafft werden.

Man geht nämlich damit um, aus Torres eine Hafenstadt zu machen, da die Barre von Rio

Grande, oder jene Sandbank, die sich vor den Hafen von Rio Grande legt, mit jedem Jahre unsicherer wird, und mehr und mehr Schiffe kostet. In der That ist es nicht selten mit Lebensgefahr für die Passagiere verknüpft, an Bord eines Dampfers auf der Barre zu kommen, und schon deßhalb wäre es wünschenswerth, einen neuen und besser gelegenen Hafen in der Provinz zu haben, der jene gefährliche Ein- und Ausfahrt umgehen könnte. Dann würde auch natürlich eine Eisenbahn zwischen Torres und Porto Alegre nöthig werden, und eine Unmasse der herrlichsten Ländereien, die jetzt vollkommen nutzlos in der Wildniß liegen, könnten auf eine reiche Zukunft rechnen.

Dieser Hafen wird nun, meiner Meinung nach, allerdings nie in Torres gebaut werden, obgleich die Regierung ihn neulich hat durch Kriegsdampfer untersuchen lassen, und obgleich er von diesen für tauglich dazu befunden ist, aber dafür wird desto sicherer eine Eisenbahn zwischen Porto Alegre und dem vortrefflichen Hafen von Santa Catharina in's Leben gerufen werden, und dem Lande nicht die Hälfte des Geldes kosten, wie die Anlegung eines Hafens in Torres, sondern den beiden Provinzen am Rio Grande und Santa Catharina noch ungleich mehr Segen bringen.

Es existirt dabei kein Terrain in der Welt, das glänzender für eine Eisenbahn wäre, als gerade diese Strecke, und mit Ausnahme einiger Flüsse, die überbrückt werden müssen, giebt es fast gar keine Schwierigkeiten, während jene ganze, der Bahn folgende Hügelkette die schönsten und fruchtbarsten Districte brach liegen hat, die nie bearbeitet werden können, wenn ihnen nicht eine solche Abzugsquelle verschafft wird.

In Torres ließe sich allerdings ein Hafen schaffen, ja, aber nur mit ganz enormen Kosten, über welche die Regierung nicht einmal eine ordentliche Controle führen könnte, da Tausende von Steinlasten eben nur in das Meer geworfen werden müssen, um einen Damm herzustellen, welcher der ganzen Wucht des Atlantischen Oceans trotzen könnte. Wer solche Arbeiten schon an einer Küste gesehen hat, die dem Damm nicht den geringsten Schutz selber bietet und ihre Brandung auf Hunderte von Meilen ungehindert gegen den Strand schleudert, der weiß, was das zu bedeuten hat, und wie es wahrlich nicht mit kleinen Mitteln auszuführen ist. Wäre es freilich unumgänglich nöthig und bliebe kein anderer Ausweg, gut, dann frisch an's Werk, und auch das Schwierigste mit frischem Muthe begonnen. Wo aber Brasilien, nur

etwas weiter im Norden, schon einen so vortrefflichen Hafen, wie den von Santa Catharina, hat, und einige zwanzig Legoas Eisenbahn das nicht allein umgehen, sondern noch dazu eine um so größere Strecke Land dem Verkehr eröffnen können, da wäre es eine große Thorheit, die sehr unsichere Arbeit dieses Hafens vorzunehmen, und ich hoffe, im Interesse Brasiliens, daß sich die Regierung auch in diesem Sinne entscheiden wird.

Oeffentliche Arbeiten in Brasilien, wie überhaupt in Süd-Amerika, kosten stets sehr große Summen, denn erstlich ist der Arbeitslohn sehr hoch, und dann wollen zu viele Leute (Angestellte und Beamte) jede solche Gelegenheit benutzen, um ihre gewisse Anzahl von Contos de Reis bei Seite zu bringen. Auch eine Eisenbahn von Santa Catharina nach Porto Alegre würde viel Geld kosten, deren Auslagen wären jedoch möglich zu überwachen, und sie würde sich dafür auch ganz vortrefflich, und zwar mit jedem Jahre besser, rentiren. Allein das Steigen der benachbarten Regierungsländereien müßte fast den vollen Betrag decken.

Die Stadt Rio Grande verlöre allerdings dadurch einen großen Theil ihres Handels, ein großer Theil der Kaufleute zöge sich aber jeden-

falls nach Porto Alegre hinüber, während Anderen doch noch immer der enorme Export der Saladeros in getrocknetem Fleisch, Häuten, Hörnern und Knochen gesichert bliebe.

Brasilien ist ein reiches Land, ihm fehlen jedoch überhaupt gute Verbindungswege; die aber erst einmal eröffnet, so muß es die natürliche Kornkammer für alle seine Nachbarn castilianischer Abstammung werden. Mit ihren ewigen Revolutionen kommen diese nie dazu, das friedliche und Frieden brauchende Gewerbe des Ackerbaues zu treiben, und, mit selber fruchtbarem Boden, müssen sie Jahr für Jahr ihr Geld außer Land schicken, um Lebensmittel aufzukaufen.

Der Ritt nach Torres und zurück war außerdem — ganz abgesehen davon, daß ich manche Erfahrung im Colonialwesen sammelte — gar nicht so uninteressant, denn ich konnte besonders sehr deutlich die Bodenbeschaffenheit des hiesigen Küstenstriches beobachten, die sich fast an dem ganzen Ufer vollkommen gleich bleibt.

Reitet man von dem Strand ab, in das innere Land hinein, so überschreitet man zuerst den noch flachen Uferstreifen, der an sei nem äußersten Rande von der Fluth bewaschen wird, und nur weiter zurück anfängt höhere Haufen lockeren weißge-

bleichten Sandes zu zeigen. Je weiter man sich vom Meere entfernt, desto größer werden diese Haufen, die schon beginnen zu Hügeln anzuschwellen, und hier und da einen kleinen, mit hartgrünem Laub bedeckten Busch auf ihren Gipfeln tragen — das erste dürftige Zeichen beginnender Vegetation. Noch weiter hin sind diese Hügel, die jedenfalls durch, aus dem Meere herausgewaschenen und durch den Wind aufgewehten Sand gebildet wurden, mehr bewachsen, und in den dazwischenliegenden Niederungen oder flachen Stellen haben sich Pflanzenfasern angeworfen, und bildet sich ein noch sehr spärlicher Graswuchs, der aber an Kraft zunimmt, je häufiger die benachbarten Büsche werden.

Noch weiter hin liegt eine lange Reihe noch immer nicht sehr hoher, aber an dem Westhange schon dicht bewachsener Hügel, deren Grund zwar vollkommen aus weißem Sande besteht, aber jetzt schon an ein tragfähiges, mit der üppigsten Vegetation gefülltes Thal anstößt, und hat man auch dieses gekreuzt, dann findet man, daß sich der Boden anfängt zu gelbem oder rothem Lehm zu bilden, bis noch weiter hin das eigentliche Urgestein, Granit und Porphyr, zu Tage tritt. Kalkgestein findet sich in diesen Strichen fast gar nicht,

und die Bewohner sind genöthigt Muschelkalk zu brennen.

Es kann dabei keinem Zweifel unterworfen sein, daß das Meer in früheren Jahrtausenden bis an die Serra oder den hohen Rücken des eigentlichen Gebirgsstockes stieß und nur durch sein eigenes Wüthen und Toben sein Ufer mehr und mehr auffüllte und sich selber dadurch auch natürlich mehr und mehr beschränkte. Noch am heutigen Tage können wir ja ganz das Nämliche dicht am Strande beobachten, wie dort die Hügel durch den angewehten Sand langsam wachsen, und haben sich diese nur erst einmal so viel Zwischenraum erobert, daß eine aufkeimende Vegetation nicht mehr von neuen Sandschichten bedeckt und zerstört werden kann, so bildet sich eben ein neuer, mit Grün bewachsener Hügelstreifen.

Wo der Boden rein sandig war, und ich habe das von Porto Alegre bis hierher bestätigt gefunden, wuchs fast ausschließlich eine kleine Art wilder Dattelpalme, die im Herbst auch eine der Dattel nicht unähnliche, nur geringere und runde Frucht tragen soll. Die Brasilianer nennen sie die Putia-Palme.

Weiter in den Hügeln drinnen steht aber eine wundervolle Vegetation von allen Arten von Pal-

men durchstreut, denn hier endlich hatte ich doch ein etwas milderes Klima erreicht, und fand wenigstens Morgens kein Eis mehr. Mit dieser Vegetation machte ich aber viel nähere Bekanntschaft, als mir eigentlich lieb war, denn mein Führer, jener Deutsche aus Torres, beschrieb mir die verschiedenen Baumarten, und zeigte mir, unter anderen, auch einen Stamm, den er mata olio nannte (Augentödter) und der eine sehr ätzende Milch haben sollte. „Die Milch" sagte er, „schmecke bitter und unangemehm."

Ich ritt an den Baum hinan, mitten zwischen die Dornen und Schlinggewächse hinein, hieb mit meinem Jagdmesser in den Stamm, und als eine flüssige Milch heraustropfte, netzte ich den Finger damit und kostete die Masse. — Ich sollte es schwer büßen. —

Zuerst brannte es mich wie Feuer in der Kehle, — ich blieb auch in der That drei oder vier Tage heiser danach — und während wir weiter ritten und mir der Deutsche sagte, daß ein Tropfen der Milch, in das Auge eines Menschen gespritzt, die Sehkraft tödte, wurde mir so übel und schwindlich zu Muthe, daß ich an einen, nicht weit vom Wege stehenden Orangenbaum hinritt und eine Frucht pflückte und aussog. Es war eine „sauere" Orange,

und wenn mir die auch für einen Moment Linderung schaffte, gewann das genossene Gift bald wieder die Oberhand. Ich war übrigens vollkommen unbesorgt, denn meine gesunde Natur hilft mir bei allen solchen Gelegenheiten, und ließ mich denn auch diesmal nicht im Stiche. Das Schwerste warf mein Magen wieder über Bord, und nachträglich half der Körper wacker nach, aber ich war an dem Abend so matt, daß ich kaum auf den Füßen stehen konnte, und mußte in der That die Kraft dieses Baumsaftes bewundern, von dem ich nicht einmal einen halben Tropfen verschluckt haben konnte.

Ordentlich fabelhaft ist die Orangenmasse, die überall, wo nur eine Hütte steht, die menschlichen Wohnungen mit einem wahren Fruchtwald umgiebt, und überall bedecken sie den Boden und werden von Schweinen und Kühen, ja selbst von Pferden und Hunden gefressen.

Das Blatt einer Fächerpalme (tucung) liefert außerdem noch, in großem Ueberfluß wachsend, eine ganz vortrefflich hanfähnliche Pflanzenfaser, die fast gar nicht zu zerreißen ist, wird aber, außer in sehr geringen Quantitäten zum eigenen Bedarf Einzelner, gar nicht benutzt und verwerthet.

Von Torres aus, wo ich mir noch ein Pferd kaufte, um das bisher gerittene, das sich jedoch

vortrefflich gehalten hatte, mehr zu schonen, bekam ich durch die Freundlichkeit eines Brasilianers einen Führer bis zu einem faciendero, der, nicht weit vom Meeresufer entfernt, eine sehr große und blühende Besitzung haben sollte.

Ich erreichte dessen Wohnung am 22. August Abends — Gott hat es recht gut mit dem Menschen gemeint, daß er ihm nur den engen, ihn umgebenden Gesichtskreis zu überschauen gestattet — und fand den Eigengenthümer selber nicht zu Haus. Er wurde aber auf den Abend erwartet, und der major domo des Platzes lud mich freundlich ein, näher zu treten.

Ich glaubte, er machte erst Scherz, denn der Ort, in den er mich hineinnöthigte, war eine große Maniokmühle, in der auf der einen Seite ein Ochse im Kreis um einen aufrechtstehenden Schaft spazieren ging und dabei die Wurzeln auspreßte, während auf der andern Seite etwa zwölf oder vierzehn Neger und Negerinnen, mit auch ein paar jungen weißen Mädchen saßen, und die auf einem Haufen liegenden Wurzeln abschabten und dadurch zum Auspressen zurichteten. Er war aber in vollem Ernst; das schien in der That das Empfangszimmer der Familie, und ich mußte lachen, als mir ein paar

Negermädchen einen Tisch und einen Stuhl brachten und Beides dicht neben den Ochsen hinsetzten.

Gleich darauf brachten sie mir aber auch, als erste Erfrischung, ehe das Abendbrod fertig war, Kaffee und Gebackenes, und eine alte würdige Dame, die Mutter des Eigenthümers, begrüßte mich jetzt, ließ sich eine Tasse bringen und setzte sich zu mir, um mir, wie sie freundlich sagte, Gesellschaft zu leisten.

Als wir getrunken hatten und sie wieder aufstand, hätte ich recht gut ein Unglück haben können, denn ich trat zur Seite, um ihr Raum zu geben, und nicht an den verwünschten Ochsen denkend, der dicht neben uns, mit verbundenen Augen sein Lebensziel verfolgte, gerieth ich in den Zauberkreis und fühlte mich auf einmal zwischen den Hörnern der Bestie. Die alte Dame schrie laut auf, ich sprang aber mit einem Satz aus dem Bereich des Thieres, sehr zur Freude der darumhersitzenden Schwarzen, mitten in einen Korb geschabter Wurzeln hinein, und kam diesmal mit dem Schreck davon.

Um acht Uhr wurde das Abendbrod, ebenfalls in der Maniokmühle, die auch zum Speisesaal zu dienen schien, hereingebracht, und drei junge Damen

mit zwei Verwandten oder Männern kamen jetzt ebenfalls herbei, um daran Theil zu nehmen.

Die vorhandenen Wurzeln waren indessen alle geschabt und gepreßt worden, der Ochse wurde ausgespannt und hinausgelassen, und ich glaubte gegründete Hoffnung zu haben, mein Bett bald suchen zu können, denn ich war von dem scharfen Tagesritt etwas müde geworden. Da knarrten und ächzten draußen die Räder eines der schweren unbehülflichen Wagen, der große Thorweg flog auf, und herein in den Speisesaal kam: ein paar Ochsen mit einem Wagen voll frischer Wurzeln hinter sich. Die Ochsen wurden ausgespannt und wieder hinausgeführt, den Wagen kippten die Neger auf, daß die Last von selber herausfiel, und dann begann die ganze Arbeit von Neuem. Frischer Vorrath wurde geschabt, der Drehochse kam wieder herein — man wurde ganz schwindlich, wenn man ihm nur zusah — und es dauerte wohl bis zehn Uhr, ehe der neue Vorrath erschöpft und beseitigt war.

Und ich saß dabei, den Kopf auf meinen hinter mir liegenden Sattel gestützt, und hielt jetzt, einsam und allein, in dem halben Licht der Hütte, eine lange, recht trübe Dämmerstunde — und da-

heim? — Gott hat es recht gut mit dem Menschen gemeint, daß er ihm nur den engen, ihn umgebenden Gesichtskreis zu überschauen gestattet.

Endlich schlug die Zeit, wo wir schlafen gehen konnten, und es ist eine ganz vortreffliche brasilianische Sitte, daß dem Reisenden, wo er auch sei, vor dem Niederlegen ein warmes Fußbad gebracht wird. Die Negerin lieferte ebenfalls ein paar Pantoffeln und dann noch eine Tasse Kaffee, und ich schlief die Nacht vortrefflich.

Am nächsten Morgen kam der Eigenthümer der Facienda früh zurück, begrüßte mich sehr freundlich und versprach mir, direkt nach dem Frühstück einen Führer für mich bereit zu haben, der mich wenigstens auf die nächste Facienda bringen könnte, um dort einen andern bis zur Lagune zu bekommen.

Mit dem herrlichsten Sonnenschein ritt ich, etwa acht Uhr Morgens, aus, und blieb die Nacht in einer sogenannten venda (ein kleiner Kramladen), dicht am Strande des Meeres. Am nächsten Tage sollten wir aber die „Stadt der Lagune" erreichen, und es war vorher eine sehr häßliche Passage durchzumachen, die Pferde nämlich durch den breiten Arm einer sehr großen La-

gune schwimmen zu lassen, die ihre Wasser hier in den Atlantischen Ocean mündete.

Das sind die Freuden und Leiden eines Reisenden; denn mit erschöpften Thieren eine so weite Wasserpartie zu machen, ist immer keine Kleinigkeit, und man riskirt, das Wenigste dabei, die Pferde. An dem Nachmittag erhob sich außerdem, wo wir bis jetzt fast Windstille gehabt, ein scharfer Südwind, und mein Führer, ein junger Mulatte, schüttelte sehr bedenklich mit dem Kopfe und meinte: wir würden wohl heute nicht hinüberkommen.

An dem Nachmittag traf ich, an einer kleinen Binnenlagune, .einen Alligator, den ersten, den ich bis dahin in Brasilien gesehen hatte. Ich stieg ab, schoß ihn durch den Kopf, und schnitt ihm dann, sehr zum Erstaunen meines Führers, den Schwanz ab, um ihn mir heute Abend, als langentbehrten Leckerbissen, braten zu lassen.

Nachmittags um drei Uhr etwa erreichten wir die Lagune, und was ich befürchtet, sah ich bestätigt, das Wasser derselben nämlich von dem heftigen Winde so wild aufgeregt, daß sich die kleinen kurzen Wellen mit ihren weißen Kämmen überstürzten.

Am Ufer wohnte der Fährmann, der Reisende

in einem Canoe übersetzt, und als wir ihn vor sein Haus riefen, meinte er kopfschüttelnd: „Heute ginge es nicht, ausgenommen, ich wollte die Pferde riskiren."

„Und was wird morgen für Wetter?"

„Noch mehr Südwind; der Himmel sieht gerade danach aus."

„Also hinüber!" Ich konnte dort nicht zwei Tage liegen bleiben, denn auf mir unerklärliche Weise hatte mich in diesen Tagen eine ganz eigene Unruhe erfaßt, die mich nur immer weiter und weiter trieb. Ich glaubte aber nicht lange nach einem Grunde suchen zu müssen, denn das Heimweh ist ein scharfer Sporn, und wen es einmal gefaßt hat, dem gönnt es keine Ruhe mehr.

Der Fährmann ließ sich auch endlich bereit finden. Wir ritten nach dem Landungsplatz hinunter, legten unser Gepäck in's Canoe und nahmen die Pferde dann an die Halfter, um sie an denen durchschwimmen zu lassen. Der Platz gefiel mir aber nicht im Mindesten, denn die Passage war sehr breit und die See ging sehr hoch, was die Thiere natürlich um so viel rascher ermüdet. Es blieb aber keine Wahl: entweder zwei, drei Tage hier liegen bleiben, oder durch, und durch! war die Losung.

Im Anfang ging die Sache gut; mein Brauner (mein Führer hatte sein Pferd zurückgelassen) schwamm vortrefflich, und wenn ihm auch einmal eine Welle über den Kopf schlug, schüttelte er sich das Salzwasser aus den Ohren und arbeitete weiter. Der in Torres gekaufte Graue aber, der mir in der letzten Zeit auch nicht ordentlich gefressen hatte, fing schon an, wie wir kaum ein Drittheil des Weges hinter uns hatten, langsamer zu schwimmen und wurde augenscheinlich marode. Der Fährmann und ich ruderten indessen, während der Mulatte die Pferde hielt, wacker zu, und kamen glücklich bis zu etwa zwei Drittheilen des Weges, als der Graue plötzlich ausgab und anfing sich auf die Seite zu legen. Er sank dabei unter und schluckte Wasser, kam wieder herauf und schlug mit den Vorderbeinen so wild um sich, daß ich fürchtete, er könne das Canoe treffen. Glücklicherweise hatte er, bei seinem Umherwerfen, dem Braunen eins versetzt. Dieser, um ihm aus dem Wege zu kommen, warf sich zwar Anfangs quer vor das Canoe, als ich ihm aber mit dem andern Ende des Lassos eins an den Kopf gab, schwamm er nach vorn zu, und ich sah, daß er tüchtig dem Lande zuarbeitete.

„Bindet den Lasso fest!“ schrie mir der Fährmann zu. Das war schon, während er sprach, geschehen, und indeß der Braune jetzt das Canoe und den Grauen durch's Wasser zog, erwischte ich diesen beim linken Ohr und hielt ihm wenigstens den Kopf in die Höhe. — Näher und näher kamen wir dem Lande, unruhiger und höher ging aber auch auf dieser Seite die See, und der Hintertheil des Grauen sank schon — er konnte nicht mehr schwimmen, und hätte ich ihn losgelassen, wäre er rettungslos gesunken. Ich ließ aber nicht los, und nach etwa zehn Minuten, die ich sobald nicht wieder durchleben möchte, näherten wir uns endlich der hohen sandigen Uferbank der andern Seite.

Der Graue fühlte plötzlich mit den herunterhängenden Hinterbeinen festen Grund und richtete sich, neu belebt, empor. Der Braune hatte schon das Ufer erreicht und zog uns am Lasso hinan, und wenige Minuten später standen wir Alle sicher, die beiden Thiere aber am ganzen Leibe zitternd, auf festem Boden.

Dort ließ ich sie auch etwa eine halbe Stunde ausruhen, um sich nur in Etwas zu erholen, gab dem Fährmann ein sehr gutes Fährgeld, wie er es wohl seit langer Zeit nicht gehabt, und ritt

dann langsam der „Stadt der Lagune" zu, die ich etwa eine Stunde vor Dunkelwerden erreichte.

Die „Stadt der Lagune" liegt wirklich reizend, an einem weiten Binnensee, durch den sie auch eine ziemlich rege Verbindung mit dem Innern erhält. Außerdem hat sie einen recht guten und sichern Hafen für kleine Seeschiffe, aber eine eben so schlechte Einfahrt, wenn auch nicht solche Barre, wie Rio Grande. Der Canal eignet sich aber, wie es scheint, nur für die Binnenschifffahrt, also für kleine Schooner, und könnte blos dann sich verwerthen, wenn sich das Fahrwasser eben vertiefen und sichern ließe. Ob darüber schon Untersuchungen angestellt sind, weiß ich nicht; der Platz wird aber jedenfalls weit größere Bedeutung erlangen, wenn erst einmal eine ordentliche Verbindung zwischen den Provinzen von Rio Grande und Santa Catharina hergestellt ist.

Jetzt scheint es nur ein trauriges Nest zu sein, in dem ich nicht einmal Landsleute fand, und mich mit meinem Portugiesisch auf sehr bösartige Weise abquälen mußte. Und dennoch hatte ich hier einen ganzen Tag bleiben wollen, um meinen Thieren nach der gestrigen Wasserpartie Ruhe zu gönnen, als ich zufällig von einem deutschen Ingenieur

hörte, der sich einige Zeit hier in der Nähe aufgehalten habe, um verschiedene Ländereien zu vermessen, heute aber gerade im Begriff stehe, nach Santa Catharina aufzubrechen, wo er seinen Wohnsitz habe.

Da ich selber in der Lagunenstadt gar keinen Führer bekommen konnte, wäre mir Nichts erwünschter gewesen, als in seiner Begleitung meine Reise fortzusetzen. Es blieb nur die einzige Schwierigkeit, ihn, wenn er noch da war, aufzufinden, da er sein Logis schon verlassen hatte. Doch auch das gelang mir. Es war ein junger Deutscher aus guter Familie, ein Herr von Brause, der mich als Reisegefährten eben so freudig begrüßte, wie ich ihn, und wir brachen noch an dem nämlichen Nachmittag auf, um von hier ab, bei ziemlich gutem Wege, unsere Thiere für heute auf einem kleinen Tagesmarsch nicht zu sehr anzustrengen.

Unser Ritt bis Santa Catharina, zu dem wir aber noch immer fast drei Tage gebrauchten, bot nichts besonders Merkwürdiges, nur daß sich die Scenerie hier sehr zu ihrem Vortheil veränderte, und wir besonders den letzten Tag einen ganz wundervollen Ritt durch ein dicht besiedeltes, mit den reizendsten chagras bedecktes Land hatten. Wenn auch noch nicht innerhalb der Wendekreise,

denn selbst die Insel Santa Catharina liegt noch 27 Grad Süder Breite, fand ich doch hier schon eine ausschließlich tropische Vegetation, und jede Ansiedelung hatte ihr kleines Zuckerfeld, ihr Kaffeewäldchen, ziemlich stämmige Bananen und einen wahren Garten von blühenden und fruchttragenden Orangen. An den Häusern wuchsen außerdem eine Masse wunderhübscher Blumen, unter ihnen besonders eine alte Bekannte, die rosa sinensis oder die Schuhblume der Malayen, welche die Stiefeln der Europäer damit wichsen.

So wohlthuend diese Umgebung für mich war, so unterrichtend zeigte sich zu gleicher Zeit mein Reisegefährte, der schon seit längeren Jahren als Landvermesser der Regierung in dieser Provinz lebte und, mit keinem eigenen Interesse, da er sich nirgends selber angesiedelt hatte, mir die genaueste Auskunft über das geben konnte, was mir gerade am Meisten am Herzen lag: der Zustand der deutschen Colonien der Provinz.

Er kannte besonders Blumenau, Donna Francisca und Brusque genau, wie er denn vorzüglich am Itachahy vermessen hatte, und sagte mir außerdem, daß ich noch in Santa Catharina Andere finden würde, die im Stande wären, aus

eigener Anschauung jede gewünschte Aufklärung zu geben. Zudem wollte ich ja die Colonien selber besuchen, und konnte mir deßhalb bessere Vorarbeiten nicht wünschen.

Ueberall hier im Lande fanden wir zerstreute Deutsche wohnen; größtentheils Leute, die auf Regierungskosten herübergekommen waren, und die Colonien dann verlassen hatten, um sich auf eigene Hand anzusiedeln.

Es wird immer, und, wie ich glaube, mit vollem Recht, ein nicht unbedeutendes Geschrei erhoben, wenn den Auswanderern von den Regierungen irgend ein Punkt in ihren abgeschlossenen Contracten nicht gehalten werden sollte. Eben so verdient aber auch die andere Seite eine Erwähnung und Rüge, und das ist die, daß sich die deutschen Auswanderer auch verwünscht wenig an den Wortlaut ihrer Contracte halten, wenn ihnen eine passende Gelegenheit erscheint, sich zu verbessern.

Ich habe das nicht allein in Peru, Chile und den La Plata-Staaten, ja selbst in Ecuador bestätigt gefunden, und Brasilien lieferte nur wieder den nämlichen Beweis, und zwar in Masse.

Eine Menge von Auswanderern, die auf Staatskosten herübergeschafft waren, und daheim mit gro-

ßer Freude und Dankbarkeit das Erbieten annahmen, hier im Lande auf eine bestimmte Colonie zu ziehen und die ihnen vorgestreckten Gelder nach und nach wieder abzuzahlen, brachen diese eingegangenen Contracte ohne die geringsten Gewissensbisse, sobald sie nur das fremde Land kostenfrei erreicht hatten und eine Aussicht für sich eröffnet sahen, mit ihrem Handwerk Geld zu verdienen.

Daß bei einem solchen Contract ihr eigenes Rechtlichkeitsgefühl und ihre Ehre auch mit betheiligt sein könnte, fiel ihnen nicht im Traum ein, und noch von Deutschland her gewohnt — wie das leider nur zu oft der Fall ist — die Regierung selber als eine Art von unnahbarem Feind zu betrachten, mit dem man ewig auf Kriegsfuß steht, tragen sie diese gute Meinung auch auf die fremde Regierung über, die ihnen doch bis dahin nur Gutes erwiesen und sie zur Dankbarkeit verpflichtet hat.

Ich übertreibe darin gar nicht, denn ich habe den Beweis dafür in Deutschland nur zu oft bis auf Kleinigkeiten herab gesehen. Ein deutscher Häusler oder Bauer wird sich z. B. nicht die geringsten Gewissensbisse machen — wo es ihm auf Pri-

vatland nie einfallen würde — aus einem herrschaftlichen Walde Holz zu stehlen. Er gehört ja „blos der Regierung, und die kann's missen.“ Daß die Sache selber, auch auf Regierungsland, ein gemeiner Diebstahl ist, fällt ihm nicht ein, oder er würde sich sonst doch vor seiner eigenen Familie, vor seinen Kindern scheuen, ihn zu begehen.

So rechnet er denn auch nicht die eingegangene Verpflichtung, durch seiner eigenen Hände Arbeit — und zwar nur durch Arbeit für sich selber — das ganze Land mit helfen werthvoll zu machen, was doch fremde Regierungen bei dem kostenfreien Ueberfahren von Colonisten allein im Auge haben, und sobald die Wagschale seines eigenen Nutzens nach einer andern Seite überwiegt, läuft er wie Quecksilber davon ab, und der neuen Richtung zu.

Daß es die Regierung wirklich gut auch mit ihm meinen könnte, will ihm nicht in den Kopf, denn er hat darin eben zu wenig Erfahrung.

Santa Catharina gegenüber liegt ebenfalls eine kleine deutsche Colonie, die einen regen Verkehr mit dieser Insel sowohl wie mit dem Festland unterhält. Ueberhaupt scheint von hier an, nach Nord und Nord-West hinein, der Deutsche überall vertreten und überall vortrefflich zu gedeihen, denn

wo ich ein deutsches Haus betrat, war ein gewisser Wohlstand nicht zu verkennen; jedenfalls lebten die Leute sorgenfrei, und wohin ich auch hörte, fand ich das selbst Gesehene bestätigt.

4.

Die Insel Santa Catharina und die benachbarten deutschen Colonien.

Die Insel Santa Catharina liegt wahrhaft wundervoll, und schon auf dem Ritt dahin, wenn wir einmal wieder das Meeresufer erreichten, oder von einer Höhe aus einen freien Blick gewannen, boten selbst nach See zu die vielen kleinen zerstreuten Inseln, über denen Santa Catharina mit seinen bewaldeten und mit dem üppigsten Grün bedeckten Gebirgen lag, einen gar so freundlichen und lieblichen Anblick.

Santa Catharina war dabei, sonderbarer Weise, seit meiner frühesten Jugendzeit das eigentliche Hauptziel meiner Fahrten gewesen, ohne daß ich es bis jetzt je erreichen konnte. Ich hatte nämlich einmal, in einem alten Buche — von wem? weiß ich jetzt selber nicht mehr — eine glühende Be-

schreibung dieses Eilandes gelesen, nach der es mit Cocospalmen bedeckt sein sollte — und die Cocospalme war früher ein Hauptmagnet für mich, weil sie Alles in sich begriff, was ich mir unter tropischer Scenerie dachte.

In späteren Jahren, und nachdem ich schon etwas in der Welt herumgekommen, überlegte ich mir die Sache freilich etwas genauer, daß nämlich Santa Catharina noch ein ganzes Stück außer den Tropen draußen liege, und ein solches Klima, wenn es auch gewiß warm da wäre, doch nicht eigentlich die Heimath der Cocospalme sein könne. Das schadete aber Nichts, Santa Cathanina lag mir schon zu lange im Herzen, um mit einer solchen Thatsache den ganzen Reiz hinausphilosophiren zu können, und als ich sie endlich, nach langem, mühsamem Ritt, in duftiger Ferne vor mir liegen sah, war es ordentlich, als ob irgend ein altes Märchen meiner Jugend Gestalt und Leben gewonnen hätte.

Die Insel übrigens, die sich viele Leguas lang an der Küste hinabzieht, und früher, aller Wahrscheinlichkeit nach, mit dem festen Lande zusammengehangen hat, ist selbst jetzt nur noch durch einen ganz schmalen, aber ziemlich tiefen Seearm von ihr getrennt, so schmal in der That, daß

gute Pferde hinüberschwimmen können, und auch ziemlich oft diese Reise machen müssen. Meinen ermüdeten Thieren wollte ich das aber nicht zumuthen, und ließ sie vor der Hand auf dem festen Lande, um sie später auf einer sogenannten balsa (zwei mit Bretern überlegte Canoes) hinüberschaffen zu lassen und dort zu verkaufen, denn wenn ich auch die Reise von hier aus noch hätte zu Lande verfolgen wollen, mußte ich dazu doch jedenfalls frische Thiere haben, oder diese wenigstens ein paar Wochen rasten lassen.

Nach Santa Catharina brachte uns jetzt eines der reizend und ganz vortrefflich gearbeiteten brasilianischen Canoes, die ich wirklich nirgends in der ganzen Welt zierlicher und auch praktischer gearbeitet gefunden habe. Eine frische Brise jagte uns dem freundlichen Land entgegen, und vor uns ausgebreitet lag indessen die kleine Stadt, dicht in eine Bucht hineingeschmiegt und von ziemlich hohen bewaldeten Bergen überragt.

Die Insel hat übrigens eine ganz vortreffliche geographische Lage, und in der Straße, die sie zwischen sich und dem Continent bildet, auch einen recht guten Hafen, und zwar von hier bis zur Südgrenze des ganzen Reiches hinunter den einzig brauchbaren. Alle Fahrzeuge können dabei mit

jedem Winde ein- und auslaufen, indem sie entweder nach Süden oder nach Norden segeln, und die kleine Stadt bildet schon jetzt den Hauptausgangspunkt für die sämmtlichen, in der Provinz Santa Catharina liegenden, sehr bedeutenden Colonien. Eben so legen die von Rio Grande wie Rio de Janeiro kommenden Dampfer hier an, und würde oder wird erst einmal eine Eisenbahn vom Festland aus nach dem Süden hinuntergebaut, dann kann dies einer der bedeutendsten Handelsplätze Brasiliens werden.

Auch hier fand ich eine Anzahl von Deutschen, die überall geachtet und gern gesehen waren, und zwar Aerzte, Kaufleute und die verschiedensten Handwerker.

Die Letzteren waren meistens von den verschiedenen benachbarten Colonien herübergekommen, und Manchen gefiel es und sie gedachten hier zu bleiben; Andere kehrten zu den Colonien zurück.

Auch ein deutscher Maler lebte hier, ein junger Mann, der sein Atelier in Dresden verlassen hatte, um in Brasilien Naturstudien zu machen, und einen bessern Fleck dafür fände er wohl auf der Welt nicht.

Meine Erkundigungen, die ich aber einzog,

auf welche Art und Weise nämlich ich am Besten die von hier nicht mehr so weit entfernten Colonien Blumenau und Donna Francisca besuchen könne, brachten mir nicht den gewünschten Erfolg. Es besteht allerdings zwischen Santa Catharina und St. Francisca — die der Colonie Donna Francisca gegenüberliegende Insel, eine Dampfschiff-Verbindung, die, dem Namen nach, regelmäßig war. Der Himmel bewahre aber einen Jeden vor der brasilianischen Dampfschifffahrt, die ihre Fahrzeuge dazu verpflichtet zu haben scheint, eine ordentliche regelmäßige Verbindung unter keinen Umständen einzuhalten.

G e g e n den Wind können diese schwachen Boote kaum von der Stelle rücken, und m i t dem Winde, wenn er sehr stark ist, riskiren sie eben so wenig auszulaufen So sind sie stets wochenlang hinter ihrer Zeit, und obgleich monatlich in Santa Catharina sechs Dampfer von Norden und Süden eintreffen sollen, versicherten mich doch die Bewohner der Insel, daß schon Zeiten gewesen wären, in denen in 28 Tagen kein einziges eingetroffen sei. Erwartete ich also wirklich eines der Boote, das eben so gut noch vierzehn Tage wie vier Wochen ausbleiben konnte, so war ich dann gerade so unsicher, ob mich das nächste

innerhalb eines Monats wieder abholen würde, und ich hätte jedenfalls den Besuch dieser Colonie auf mindestens zwei Monate Zeit anschlagen müssen.

Allerdings fuhren auch zu Zeiten Segelschiffe dorthin ab, diese aber boten womöglich noch größere Unsicherheit, da die Brasilianer traurige Seeleute sind, und gegen den Wind schon gar nicht aufkreuzen. Haben sie nicht ganz günstigen und dabei nicht zu starken Wind, so laufen sie irgendwo hinter ein Vorgebirge und gehen da ruhig vor Anker. Was Zeitverlust ist, wissen alle Süd-Amerikaner nicht.

Zwei Monate länger von daheim; ich war nicht im Stande, mich zu dem Gedanken zu zwingen, und nur noch ein Ausweg war mir geblieben, die Reise eben zu Lande zu machen, wo ich die ganze Tour hätte in etwa drei Wochen erzwingen können, aber dazu — gehörte Geld, und meine Reisekasse war durch die übermäßigen Anstrengungen schon gefährlich erschöpft.

Eine eigene Unruhe überkam mich dabei, ich wußte selber nicht weßhalb; ich war schon über fünf Viertel-Jahr wieder von daheim, und die letzten Briefe datirten von gar so langer Zeit zurück. In Rio de Janeiro lagen neuere; ich sah mit Sehnsucht meiner Ankunft in Rio de Janeiro

entgegen. Lauteten die Briefe dann günstig, so mußte ich gerade das dort zurück nach St. Francisco gehende Boot treffen, und vielleicht ließ es sich dann doch noch möglich machen.

Das nächste Boot nach Rio de Janeiro wurde in etwa acht oder zehn Tagen erwartet, legte aber nirgends unterwegs an, und die Zeit benutzte ich denn nach besten Kräften, in Santa Catharina so viel als irgend möglich von deutschem Leben in Brasilien zu hören und zu sehen.

Einen bessern Platz dafür hätte ich mir auch nirgends aussuchen können, denn es gab fast keine Colonie in ganz Brasilien, die nicht hier ihre Vertreter hatte, und über die mir nicht fünf, sechs verschiedene Menschen hätten Auskunft geben können.

Außerdem bestand hier, in einer Art Castell, in See hinausgebaut, und mit der Insel durch eine Brücke verbunden, das Haupt-Auswanderungs- — oder vielmehr Einwanderungshaus, in dem alle die von Rio de Janeiro für die Provinz geschickten Colonisten untergebracht wurden, bis sie nach dem Orte ihrer Bestimmung mit einem oder dem andern Segelschiff oder Dampfer befördert werden konnten.

Das „Auswanderungshaus," wie es gewöhnlich genannt wird, war gerade in dieser Zeit von Deutschen angefüllt, da lange kein ordentlicher

Süd-Wind geweht hatte, sie einzuschiffen, und eben so wenig in den verschiedenen Colonien gleich Land genug vermessen schien, sie ohne weitere Schwierigkeiten unterzubringen.

Die drei Hauptcolonien in der Nachbarschaft waren, wie schon vorher erwähnt, Blumenau Donna Francisca und Brusque — die Letztere nach einem frühern Präsidenten so genannt.

Merkwürdig übereinstimmend lauteten dabei alle Berichte über diese Colonien, und zwar sprachen sich fast alle sehr günstig über Blumenau aus, wohin auch von den in Santa Catharina angesiedelten Deutschen sämmtliche Colonisten gewiesen wurden, die eine selbstständige Wahl hatten und noch unentschieden waren.

Ein Blick auf eine etwas ausführliche Karte zeigt die Lage Blumenaus. Es liegt an dem Fluß Itachahy, so daß die Colonisten ihre Producte mit Leichtigkeit den Strom hinabschiffen können. Kleine Fahrzeuge sind sogar im Stande, den Strom hinaufzulaufen, um dort an Ort und Stelle gleich zu laden, und mit gutem, fruchtbarem Boden haben also die Colonisten Producte und — Absatz dafür.

Die Colonie gehörte früher dem Doctor Blumenau, nach dem sie auch benannt ist, privatim. Er hat sie aber, seit nicht langer Zeit, an die

Regierung abgetreten, und ist jetzt nur von dieser eingesetzter und besoldeter Direktor darauf. Auf der Colonie soll aber eine recht gute Ordnung herrschen, und die Colonisten schienen etwas Ordentliches vorwärts gebracht zu haben. Arbeiten müssen sie freilich dort so gut, wie an jedem andern Orte, wo aber der Lohn mit der Arbeit im Verhältniß steht, kann man sich das schon gefallen lassen.

Blumenau schienen auch die wenigsten wirklichen Colonisten wieder verlassen zu haben, und Alle, die sich nach Santa Catharina gewandt, waren nur, wie das gewöhnlich der Fall ist, Handwerker, die in Deutschland in einer großen Stadt gelebt hatten, und sich nun nicht auf dem Lande und unter lauter Landsleuten, denen sie keine brasilianischen Preise abverlangen konnten, wohl fühlten.

Lange nicht so viel Gutes hörte ich über die, von Hamburger Agenten stets mit so glühenden Farben herausgestrichene Colonie Donna Francisca. Die Verbindungen mit dem innern Lande wie mit der See sind dort allerdings noch leichter als in Blumenau, aber das Land selber ist dürftig, und lohnt nur zu häufig die Arbeit nicht. Diese Colonie wurde vom Prinzen Joinville gegründet, und von der Regierung außerordentlich protegirt, denn man soll viele Tausende darauf verwandt haben. Die Lage

dieser Colonie ist außerordentlich günstig, und bei der Wahl des Platzes wurde darauf jedenfalls besonders Rücksicht genommen. Gute Communicationswege sind auch allerdings einer Colonie unumgänglich nöthig, aber — sie dürfen nicht den alleinigen Maßstab abgeben, denn wenn auch der beste Boden einer Colonie Nichts ohne Absatzwege hilft, so helfen auch ihrerseits die Absatzwege Nichts, wenn die Colonie eben Nichts, oder nur Wenig produciren kann.

Am Besten charakterisirt die Thatsache beide Colonien, daß Blumenau Producte und Lebensmittel ausführt, daß aber in Donna Francisca Bohnen sowohl wie farinha (Maniokmehl) noch jedes Jahr müssen eingeführt werden.

Die Uebersiedelung nach der Colonie Donna Francisca ist sehr leicht und am wenigsten kostspielig, dennoch wurde, während ich in Santa Catharina war, allen Einwanderern von den dort lebenden Deutschen angerathen, lieber die Colonie Blumenau zu ihrem nächsten Ziele zu wählen, und nur Einige gingen nach Donna Francisca ab, die schon zu Haus dahin bindende Contracte gemacht hatten.

Uebrigens sollen die Deutschen, nach allen Berichten, die ich darüber gehört, auf beiden Colo-

nien sehr flott und gemüthlich leben, und mit Liebhabertheatern und geselligen Zusammenkünften dem Colonisten-Dasein auch andere, als rein praktische Seiten abzugewinnen suchen. Ob das Urtheil, was ich darüber vernahm, ein gegründetes ist, weiß ich nicht, die Leute behaupten aber, in Donna Francisca sei es mehr ein „glänzendes Elend" und viele der dort lebenden Colonisten, die meist den gebildeten Ständen angehörten, stäken in tiefen Schulden! Hoffentlich ist das nicht der Fall, und ich erwähne es hier nur, weil ich es von Männern mitgetheilt bekam, die eigentlich die Verhältnisse dort sehr genau kennen müßten.

Höher als Blumenau, ebenfalls am Itachahy, liegt die neuere Colonie Brusque, mit ebenfalls recht gutem Boden und im Stande, ihre Producte zu verwerthen. Die Colonien sind dort aber auf höchst ungeschickte Weise in regelmäßige Quadrate, und ohne die geringste Rücksicht auf Höhen und Bäche zu nehmen, vermessen, so daß ein Colonist in den Fall kommen kann, seine Colonie mitten auf einem Hügelrücken zu finden, ohne einen Tropfen-Wasser, während ein Anderer die seine von zwei, drei Bächen zugleich durchschnitten und zerstückelt sieht. Man ist jetzt übrigens von diesem System der Vermessung zurückgekommen, da

man das vollkommen Unpraktische und Verderbliche derselben eingesehen.

Außerdem liefen Klagen über Klagen gegen den dortigen Direktor, einen deutschen Baron, ein, der sich, wenn nur die Hälfte von dem Erzählten wahr sein mochte, sehr große Parteilichkeiten und Unregelmäßigkeiten hatte zu Schulden kommen lassen. Die Klagen sind übrigens schon der Regierung übergeben, und werden jedenfalls genau untersucht werden, so daß die Colonie nicht weiter davon zu leiden hat.

Ueberdies wird in Brasilien zu viel regiert, und ich habe es schon an vielen Orten gefunden, daß gerade die Deutschen, sobald sie eine gewisse Gewalt in die Hand bekommen, am allermeisten tyrannisiren und am Kleinlichsten dabei verfahren. Allerdings mag das zu ihrer Rechtfertigung dienen, daß sie dafür zu Haus in einer guten Schule waren, aber es bleibt doch immer traurig, daß dem so ist.

Daß der Präsident von Santa Catharina — sonst ein anerkannt braver Mann — zur Zeit sehr leidend war, und seine Frau an seiner Statt dominirte, gerade wie ich dort war, zur Entrüstung aller Bessergesinnten, einen anerkannten Lumpen mit bedeutendem Gehalt anstellte, und einen rechtlichen Mann, der ihr eben nicht schmeichelte, aus seinem Amte zu bringen suchte, ist gar nichts Au-

hergewöhnliches, und kommt an allen anderen Orten ebenfalls vor.

In Brusque kam aber noch außerdem dazu, daß von dem Direktorium eine gewisse Zahl Soldaten, angeblich zum Schutz der Colonie gegen Indianer, verlangt war. Wunderbarer Weise lagerten aber diese brasilianischen Krieger — zu denen die größten Halunken des ganzen Landes verwandt werden — nicht etwa an der Grenze der Colonie, wie man das natürlich finden würde, sondern am Flusse, in der Nähe des Direktionsgebäudes. Die Indianer hätten also erst durch die ganze Colonie gemußt, um zu ihnen zu gelangen, und man benutzte sie auch nur gegen die Colonisten selber, mit denen sie einige recht häßliche Scenen hatten.

Der Direktor hat nämlich auch zugleich Paldonygewalt, indem ihn die Regierung mit zum Delegado oder Subdelegado ernennt, und welche nachtheilige Folgen das auf eine Colonie haben kann, hat sich an vielen Stellen in Brasilien gezeigt.

So viel muß man aber freilich auch bestätigen, daß der Posten eines solchen Colonie-Direktors, wenn der Mann wirklich seine Schuldigkeit thun will, keine Kleinigkeit ist. Aerger und Arbeit hat er dabei

genug, und macht sich gewöhnlich noch viel mehr, als nöthig ist.

Ich selber sehe dazu nicht einmal die Nothwendigkeit eines Direktors für solche eine Colonie ein — wobei ich jedoch eingestehen muß, daß darin sämmtliche Direktoren anderer Meinung sind. Die peruanische deutsche Colonie hat keinen Direktor, sondern einen selbstgewählten Bürgermeister, und die Leute lebten in Frieden mit einander — mehr als sich vielleicht von irgend einer der dirigirten brasilianischen Colonien sagen läßt. Jedenfalls kommt es einmal auf einen Versuch an, es ohne Direktor mit einer neuen Colonie zu probiren, und wenn sich das dann unter halbwege günstigen Aussichten bewährt, so könnte die Regierung selber viel Geld und viel Aerger ersparen, und hätte — so viel Beamten weniger.

Ich will aber auch nicht leugnen, daß in manchen Colonien gerade die Direktoren sehr viel Gutes gestiftet haben, wenn eben „der rechte Mann an die rechte Stelle" kam. Solche Beispiele sind aber doch immer zu zählen, und man darf sie nicht für maßgebend halten.

Von den weiter nördlich gelegenen Colonien weiß ich Wenig oder gar Nichts. Die Meinung Solcher aber, die mit jenen Stellen bekannt sind,

geht dahin, daß selbst bis in die Breite von Rio de Janeiro hinauf, also bis zur Grenze der heißen Zone, in den Hochebenen Deutsche recht gut und bei voller Gesundheit aushalten können. Donna Isabel z. B. in der Provinz St. Paulo heißt bei vielen Deutschen die „Mustercolonie," weil sich der dortige Direktor ebenfalls sehr viel Mühe mit der Colonie gegeben, und ein tüchtiger Mann sein soll. Das Klima ist dort vollkommen gesund, und man darf es sich keineswegs übermäßig heiß denken. Selbst in Rio de Janeiro steigt der Thermometer nie über 28 Grad, das aber wäre allein keineswegs ein Beispiel für ein gemäßigtes Klima, denn 28 Grad das ganze Jahr hielt bei harter Arbeit der gesündeste und stärkste Körper nicht aus, und müßte solcher anhaltenden Hitze erliegen. In den Hochebenen Brasiliens hat man sich aber über zu unmäßige Hitze wahrlich nicht zu beklagen, denn als ich später Morgens von dem über Rio de Janeiro liegenden Petropolis wegfuhr, fror mich ganz anständig, und ich war froh, als wir das niedere und dadurch weit wärmere Land wieder erreichten.

Man muß immer denken, daß man, selbst in Rio de Janeiro, noch an der unmittelbaren Grenze der gemäßigten Zone liegt, und nur mit drei,

vier tausend Fuß Höhe schon in eine so gemäßigte Temperatur hinaufkommt, daß Einem an kalten Wintermorgen die Zähne klappern.

Trotzdem würde ich aber keinem Auswanderer rathen, in Brasilien sich nördlich von Rio de Janeiro hinaufzuwagen. Dort ist kein Aufenthalt mehr für den Colonisten; er kann da nicht mehr mit der Sclavenarbeit concurriren. Er ist von dem eingebildeten Brasilianer, der Arbeit für eine Schande und das Geschäft der schwarzen Race hält, nicht mehr geachtet, und fällt er jenen Facenderos gar in die Hände, so muß er das mit langen Jahren recht schweren und sauren Schweißes büßen.

Nicht genug kann man es deßhalb unseren deutschen Landsleuten zurufen: geht keine Contracte in Deutschland ein, deren Tragweite Ihr daheim nicht verstehen könnt, mögen sie noch so lockend und ehrlich klingen. Alles hängt dann immer davon ab, ob Ihr es mit einem ehrlichen Contrahenten zu thun habt, was, wie ich nicht leugnen will, möglich sein kann, aber immer unwahrscheinlich — jedenfalls eine Seltenheit bleibt. Will er Euch aber betrügen, so giebt ihm der unverfänglichste Paragraph dazu Gelegenheit, und der arme, der Sprache nicht einmal ordentlich

mächtige Deutsche ist in dem fremden Lande im wahren Sinne des Worts verrathen und verkauft, und nie im Stande, die Gesetze zu seinem Schutz anzurufen.

Die Auswanderungs-Agenten daheim arbeiten dazu nur zu gern jenen Facenderos in die Hände, denn Beide haben ja nur ein Interesse, und der „dumme Bauer" wird mit einer wahren Grausamkeit von dem Einen erst gepflückt und dann dem Andern zugeworfen.

Der „dumme Bauer" ist eigentlich eine sehr unpassende Benennung, denn unser Bauer ist im Ganzen gar nicht so dumm, und hat sogar einen gewissen Grad von Schlauheit, der ihn mit einem ziemlich richtigen Instinct dorthin leitet, wohin sein eigener Vortheil liegt. Nur was die Auswanderung betrifft, so scheint er manchmal wie ordentlich vor den Kopf geschlagen, und das ihm überhaupt eigenthümliche Mißtrauen gegen Jeden, der einen anständigen Rock trägt, liefert ihn selber in die Hände der Agenten, und giebt diesen die für ihn gefährlichste Waffe in die Hand.

Geh' dort oder dort nicht hin, rufen ihm Alle zu, die es ehrlich mit ihm meinen, „warum nicht?" — frägt er den Agenten, der die Sache verstehen muß, denn er hat ja ein großes Schiff vor der

Thür, und spricht über Amerika, als ob er dort geboren und nur einmal auf Besuch nach Europa gekommen wäre. — „Warum?“ sagt dieser, „weil sie Euch hier behalten wollen, weil sie Euern Schweiß und Euere Taxen brauchen und Euch Euer Glück da drüben in Amerika nicht gönnen. Darum — die Regierungen lassen das selber in die Zeitungen setzen, damit Ihr so dumm sein sollt und das glauben, und nachher haben sie Euch fest.“

So unwahrscheinlich das auch klingen mag, dem Bauern leuchtet das vollkommen ein. Die Regierungen haben ein Interesse, daß er dableibt, die wollen ihn hier behalten; der Agent hat ganz recht, wenn er sagt, „was hätte ich denn dabei, wenn ich Euch sagen wollte, da drüben ist's gut, wenn es nicht wäre, ich verliere oder gewinne doch Nichts, ob Ihr da oder dort hin geht“ — das ist also ein ehrlicher Mensch, denn der hat kein Interesse, und wohin der ihn schickt, da geht er jetzt ruhig hin, und wenn es in einen Parcerievertrag nach Brasilien wäre. Wir Anderen dürfen uns die Finger wund schreiben, und wenn es auch eine Art Trost ist, sich sagen zu können — nicht etwa: „Du hast Deine Schuldigkeit gethan, sondern vielmehr: was dumm ist, muß geprügelt

werden," so thut es Einem doch leid, so viele Landsleute in überall gestellte Schlingen fallen und den Unschuldigen so oft mit dem Schuldigen leiden zu sehen, denn was haben die armen Frauen gethan, die solcher Art nur zu oft mit in eine wahre und offene Sclaverei geschleppt werden?

In Santa Catharina sprach ich auch eine Anzahl armer Deutscher, die aus ihren Parcerieverträgen — Vielen durch das energische Auftreten H. v. Mäusebach's dazu verholfen — erlöst waren und jetzt auf Regierungskosten nach solchen Colonien, die sie selber bestimmten, hinübergeschafft wurden. Die Schilderung, die sie mir von ihrer fast zehnjährigen Gefangenschaft gaben — denn ich kann es kaum anders nennen, war recht traurig, und der beste Beweis für das Erzählte das dürftige und elende Aussehen der Unglücklichen.

In Santa Cruz hatte ich auch Colonisten getroffen, die kaum oder eben zehn Jahre im Lande waren, und härter hatten diese auch nicht gearbeitet, als ihre armen, in solche Verträge gelockten Landsleute, und wie gut und behaglich befanden sich jene auf ihren eigenen Colonien, in bequemen Häusern, mit weiten Strecken Land urbar gemacht, mit Vieh und Pferden und außerdem einer gesunden Familie, und welche Jammerbilder waren

dies, hohlwangig, krank, abgemagert und abgerissen, und nicht einmal Geld genug in den langen Jahren erspart, ihre eigene Passage nach einem andern Wohnplatze zahlen zu können, ja selbst ohne alle Mittel, auch nur Brod für die Ihrigen zu kaufen.

Es war das die sprechendste Illustration zu allen Parcerieverträgen, die ich je in der Welt hätte finden können, und nie werde ich die Resignation vergessen, mit der die arme Frau mir sagte. „Nun, wir haben doch wenigstens die langen Jahre in Brasilien etwas gelernt, und werden uns jetzt doch wohl so viel verdienen, daß wir leben können.“

Diese Leute wurden ebenfalls von den dort wohnenden Deutschen nach Blumenau gewiesen, wohin sie mit dem nächsten Schiffe abgehen sollten. Die Regierung giebt ihnen dort Land, und es wird ihnen hoffentlich da besser gehen, als in den so romantisch geschilderten Kaffeewäldern, in denen sie fast zehn Jahre ihres Lebens als halbe Sclaven ihr Leben hinschleppen mußten.

Santa Catharina hat selber besonders Kaffeebau, und der von dieser Insel gewonnene, ziemlich großbohnige Kaffee wird als der beste aller benachbarten Distrikte gehalten.

Früher fand ebenfalls ein großer Export von Hölzern aus diesem Hafen statt. Wunderbarer Weise hat aber die Regierung, die oft ganz fabelhafte Finanzexperimente macht, einen solchen Ausfuhrzoll darauf gelegt, daß sie gar nicht mehr ausgeführt werden können, und mir mehrere Kaufleute genannt wurden, die verschiffbares Holz in ihren Lagern hätten und es dort ruhig verfaulen ließen, denn sie hätten bei einem Export nur Geld zugesetzt.

Die natürliche Folge davon ist, daß die ganze Insel jetzt gar keine Einnahmen hat, und gerade bei meiner Anwesenheit stand der Kassenbestand der Regierung so, daß nicht einmal die Beamten bezahlt werden konnten.

Santa Catharina ist aber auch in Brasilien einer eigenen Art von Industrie wegen berühmt, und zwar der der künstlichen Blumen, die hier mit fabelhafter Geschicklichkeit, und zwar aus dem verschiedenartigsten Material fabricirt werden.

Die eigenthümlichsten sind die aus Fischschuppen gefertigten; dann die aus Federn, womit jedoch auch Rio de Janeiro und Bahia concurriren, und dann sogar aus Hobelspänen, und die Leute haben es zu einer Fertigkeit gebracht, die wirklich erstaunlich ist. Auch die Preise, um welche man

diese Sachen kauft, sind äußerst mäßig, weil der Arbeitslohn, besonders für Frauen, ein so geringer ist. Ueberhaupt lebt man in Santa Catharina, bei einem wundervollen Klima, am Billigsten in ganz Brasilien, und Kranken, die einer Luftveränderung wegen bis jetzt Madeira besucht haben, und nicht gesonnen sind, die Madeira-Prellereien über sich ergehen zu lassen, würden meiner Meinung nach in dieser Insel einen vollen und reichen Ersatz für jene finden.

Nur auf Cocospalmen dürfen sie sich keine Hoffnung machen, wenn mir auch jene alte Reisebeschreibung derartige Bilder vorgespiegelt hatte. Es steht auf der ganzen Insel keine einzige wirkliche Cocospalme, und nur die Palme real ist in der Stadt angepflanzt, und wächst auch, mit anderen Blumen desselben Geschlechts, zahlreich genug in den Bergen.

Wundervoll ist die landschaftliche Schönheit Santa Catharinas, und ich weiß mir die Zeit nicht zu erinnern, wo ich einen größern Genuß gehabt hätte, als dort bei einem Sonnenuntergang, mit dem stillen Meeresarm im Vordergrund, die wirklich malerischen Hügel der Insel selber, mit der allerliebsten Stadt um mich her, und die großartige Formation der Gebirge auf dem gegenüber-

liegenden Continent, mit fünf scharf abgeschiedenen Schichten in ihren verschiedenfarbigen Tinten.

Oh, die Welt ist so schön! so wunderbar reich hat Gottes Güte seine herrliche Erde ausgestattet, und nur des Menschen Leidenschaften stören, nicht die Harmonie des Ganzen — aber doch sein eigenes Glück, das er so leicht und mit so wenig Mitteln finden könnte.

5.

Rio de Janeiro.

Mein Aufenthalt in Santa Catharina, der mir durch viele dort gefundene Freunde ein recht angenehmer wurde, nahte sich seinem Ende, denn das lange und sehnlich erwartete Dampfboot kam zuletzt doch vom Rio Grande herauf, und setzte seine Reise noch an dem nämlichen Abend wieder fort.

Der Aufenthalt an Bord bot nichts Besonderes und war so unangenehm wie möglich, denn in Santa Catharina, wo ich meine Pferde wieder verkaufen mußte, bekam ich für die ermüdeten Thiere einen sehr geringen Preis, und überhaupt knapp an Geld, hatte ich, um nicht neue Schulden zu machen, Zwischendecks- oder vielmehr Deck-Passage genommen, denn ein Zwischendeck gab es gar nicht an Bord.

Drei Nächte blieben wir unterwegs; drei Nächte

mußte ich auf dem offenen, nicht einmal durch eine Leinwand geschützten Vorder-Deck schlafen, und drei Nächte regnete es natürlich, was vom Himmel herunterwollte. Meine gute Natur half mir aber auch hier durch, unter meinen Satteldecken schlief ich vortrefflich, und das Fatalste bei der ganzen Sache war, daß ich die dritte Nacht hätte recht bequem im Hôtel zubringen können. Denn wir liefen schon um 8 Uhr Abends (das zweite Mal, daß ich diesen Hafen in der Nacht anfuhr) in die Bay ein; lagen aber die ganze Nacht dort ruhig vor Anker, weil — keine Passagiere mehr gelandet werden durften, und dabei regnete es von 10 Uhr Abend bis Sonnenaufgang.

Aber ein wundervolles Schauspiel hatten wir trotzdem, denn der 7. September war das eigentliche Freiheitsfest der Brasilianer, das am 8., dem Tag unserer Ankunft, noch nachgefeiert wurde, und während die weite Stadt, an der wundervollsten Bay der Welt, vollständig illuminirt war, stiegen fortwährend Leuchtkugeln und Raketen darüber auf, und boten, bei dem düstern Nachthimmel, einen prächtigen Anblick.

Am nächsten Morgen um 9 Uhr wurden wir endlich erlöst, und durften, ohne weitere Revision

unseres Gepäcks, da wir aus einem brasilianischen Hafen kamen, an Land gehen.

Mir stand aber noch Schreckliches mit meinem Koffer bevor, den ich direkt von Buenos Ayres nach Rio de Janeiro geschickt hatte, und der Nichts in der Welt als getragene Sachen und Wäsche enthielt. Zwei volle Tage mußte ich in der Alfandega, dem Steuergebäude, liegen, und zwar mit einem Commis des Hauses Stockmeyer, der sich freundlich meiner annahm, und einem besonderen Despotchanten, bis ich mein Gepäck endlich mit mir nehmen durfte. Wie viele Male die betreffenden Papiere unterschrieben werden mußten, weiß ich gar nicht genau, zwei Mal wurde der Koffer aber in zwei verschiedenen Lokalen geöffnet und visitirt, und die Kaufleute in Rio versicherten mich, daß die Umstände auf dieser Steuer in das Unglaubliche gingen und den ruhigsten Menschen zur Verzweiflung bringen könnten.

Die Kaufleute müssen freilich darunter leiden, aber jede Sache hat zwei Seiten, und für den Staat ist wahrscheinlich dieses nach allen Seiten bindende, vollständig complicirte System der Versteuerung das einzige Mittel, dem rasenden Unterschleif der Beamten entgegenzutreten und ihn un-

möglich zu machen, oder doch wenigstens, so viel das angeht, zu erschweren.

Früher soll die Veruntreuung auf der Steuer auf das Großartigste und Frechste betrieben worden sein, was zugleich dem Staat eine seiner Haupteinnahmen auf gefährliche Weise untergrub, und es wird überhaupt wenig Länder in der Welt geben, wo die unteren Beamten so vollständig corrumpirt sind wie, nicht allein in Brasilien, sondern in allen südamerikanischen Provinzen.

Wirkliche Arbeit wollen die jungen Burschen der ganzen eingeborenen Bevölkerung nicht thun; es denkt kaum einer daran, ein Handwerk zu erlernen, der nicht in ganz niederen Verhältnissen geboren ist; Geld haben sie auch nicht genug, ihr faules Leben auf Lebenszeit zu fristen, und das Einzige, was ihnen jetzt übrig bleibt, ist eine Anstellung vom Staate, die beliebte Stallfütterung zu erhalten. Diese aber genügt ihnen eben so wenig mit ihrem geringen Gehalt, und während sie sich selber von den übernommenen Arbeiten so fern als möglich halten, suchen sie unter jeder Bedingung Nebenverdienste, bei denen ihnen ihre Ehrlichkeit selten im Wege steht.

Welche traurige Wirthschaft unter diesen Beamten, meist ganz junge grüne Burschen, herrscht,

davon hörte ich während meines Aufenthalts in Rio die wirklich haarsträubendsten Berichte, und sah selber genug davon auf der Post, um völlig, was mich betraf, befriedigt zu sein.

Eine größere Confusion, als auf der Rio-Post, kann nicht gut auf der Welt herrschen, und die paar jungen Laffen, die sich dort herumräkelten, schienen dem wartenden Publicum nur dann und wann einmal einen Brief aus Gefälligkeit abzuliefern.

Im Nebengebäude hängen die Tafeln mit den Namen der in der Post liegenden, noch nicht abgeholten Briefe, 30 oder 35 Bretter beklext, verschmiert, halb abgerissen. Ich fand dort meinen Namen mit der daranstehenden Nummer und ging wieder in die Expedition, um ihn abzufordern. — Er war nicht da. — Ich ging wieder über die Straße in die andere Abtheilung, und nahm eins der Bretter von der Wand und mit mir, ohne daß mich der Posten nur im Mindesten daran verhindert hätte, und zeigte jetzt dem jungen Laffen — jedenfalls eine Kreuzung von Mulatte und Indianer, den Namen und die dahinterstehende Nummer. Es half Nichts, der Brief war nicht da, und kam erst, als ich gar nicht abließ und wieder und wieder hinging, Nachmittags unter einer ganz andern Nummer zum Vorschein.

Eben so wenig fordern sie dem, der einen Brief abholt, und was ihnen doch die Gesetze vorschreiben, die geringste Legitimation ab. Ich kann hingehen und jeden Brief verlangen; wenn er überhaupt zu finden ist, bekomme ich ihn — Legitimation abfordern — das wäre zu viel Mühe.

Dabei spricht nicht ein Einziger der jungen Bengel Englisch oder Französisch, bei den Tausenden von Fremden in Rio, sondern Nichts weiter, als seine Muttersprache — das Einzige, was er überhaupt auf der Welt gelernt hat.

Und nur der einzige Brief fand sich, während zwei andere, die dorthin für mich gesandt waren, nie wieder zum Vorschein kamen. Rio de Janeiro ist denn auch der einzige Platz auf dieser Reise, wo ein Brief an mich verloren gegangen ist. In Guajaquil bis Quito, in Lima, in Buenos-Ayres habe ich alle meine Briefe erhalten, vier und fünf auf einmal, die fünf und sechs Monate dort gelegen hatten. Hier, wo die Briefe erst konnten vor frühestens zwei Monaten angekommen sein, waren sie spurlos unter den Händen dieses Personals verschwunden.

Mein Plan, den ich mir früher gestellt, war gewesen, erst die wichtigsten brasilianischen Colonien zu besuchen, und dann von hier aus nach

Nord-Amerika hinaufzufahren, was allerdings nicht so rasch geschehen konnte, da eigenthümlicher Weise zwischen Brasilien und den Vereinigten Staaten keine Dampfschifffahrt besteht, ja nicht einmal zwischen Rio und Westindien, Panama oder nur der englischen Colonie Demarrara im Norden, wo sie sich an andere Dampfboote anschließen könnte. Ein Brief nach New-York oder St. Franzisko in Californien muß deßhalb, um möglichst rasch an den Ort seiner Bestimmung zu kommen, vorher die Reise nach Bordeaux oder Southhampton machen.

Die unerklärliche Unruhe, die ich aber die letzte Zeit gehabt, fand in dem einen vorgefundenen Briefe noch mehr Grund. Die Zeit, die ich mir diesmal zu meiner Reise gestellt, war überhaupt schon abgelaufen, und ich faßte, unmittelbar nachdem ich ihn gelesen, den festen Entschluß, mit dem ersten Dampfer nach Europa zurückzukehren, und lieber ein anderes Jahr noch einmal den Atlantischen Ocean zu kreuzen, obgleich ich gehofft hatte, daß dies das letzte Mal sein sollte.

Mit dem Entschluß fühlte ich mich aber auch vollkommen ruhig, ja herzfreudig, denn es ging ja nun der Heimath auf dem schnellsten Wege wieder zu, und die Zeit, die mir jetzt noch bis zum 25sten, zur Abfahrt des Dampfers, blieb,

konnte ich mit voller Ruhe benutzen, um so viel als möglich von Rio de Janeiro und dessen Umgegend kennen zu lernen.

Und wie rasch verging mir diese Zeit; denn von allen Deutschen dort auf das Herzlichste aufgenommen, mußte ich nicht allein noch einige Abstecher in die Nachbarschaft machen, sondern auch eine Audienz beim Kaiser suchen, um ihm einen kurzen Bericht über sein Land, wie seine Colonien und deren Zustände zu geben.

Ich war nicht anmaßend genug, zu glauben, daß ich irgend etwas Neues und Besonderes entdeckt habe, aber ich konnte mir recht gut denken, daß der Kaiser, wenn auch Berichte in Masse, doch dieselben selten von einem Manne bekäme, der, mit mancher frühern Erfahrung auf seiner Seite, vollkommen ohne eigenes Interesse, aber auch vollkommen unabhängig zu ihm kam, und keine einzige Rücksicht zu nehmen hatte, ihm in allen Dingen die reine und unverfälschte Wahrheit zu sagen.

Es war da möglich, manches gute Samenkorn auszustreuen, und was ich indeß von dem liebenswürdigen Charakter des Kaisers selber gehört hatte, bestärkte mich nur noch mehr darin.

Herr Linde (der jetzige Geschäftsträger Preu-

ßens in Brasilien, seit Herr v. Meusebach geistes-krank nach Deutschland eingeschifft werden mußte) nahm sich überhaupt sehr freundlich meiner an, und führte mich auch bei dem Kaiser selber ein, der mich auf das Wohlwollendste empfing und sich für das, was ich zu sagen hatte, lebhaft zu interessiren schien. Er ging auf Alles lebendig ein, billigte oder entgegnete, und bewies deutlich, daß er sich große Mühe gegeben hatte, die Verhältnisse seines Reiches genau kennen zu lernen.

Eigenthümlich war unsere Unterhaltung der Sprache wegen, in der sie geführt wurde. Ich selber war natürlich nicht im Stande, Portugiesisch zu sprechen, und der französischen wie der spanischen Sprache nicht so mächtig, das Alles, was ich zu sagen hatte, klar und deutlich und ohne Gefahr von Mißverständniß auseinander zu setzen. Ich sagte das auch dem Kaiser aufrichtig gleich bei meinem Eintreten in französischer Sprache, und bat ihn, mir zu erlauben, Englisch oder Deutsch zu reden. Er lächelte dabei, und versicherte mich, es ginge ihm mit der englischen und deutschen Sprache gerade so, wie mir mit dem Französischen und Spanischen, aber er verstände sie vollkommen; ich möge also deßhalb getrost Englisch sprechen, und er würde mir Französisch antworten, was denn

auch die ganze Zeit, in der mir vergönnt wurde, bei ihm zu bleiben, geschah.

Der Kaiser ist ein großer, schöner Mann, mit einem unendlich gutmütigen Ausdruck, doch lebendigem Blick, hat aber in seiner Gesichtsbildung nicht das geringste Brasilianische, sondern blonde Haare und blaue Augen.

Leider bekam ich die Kaiserin und die beiden Prinzessinnen nicht zu sehen, aber mein Zweck war ja auch nicht gewesen, eine neugierige Visite zu machen, sondern dem Mann Alles zu sagen, was mir über Brasilien auf dem Herzen lag, den es am Meisten interessiren mußte, sich die Verhältnisse seines schönen und gewaltigen Reiches bessern zu sehen, und darüber Alles zu hören, was darauf Bezug hatte.

Das gethan, machte ich in den nächsten Tagen einen Abstecher nach Petropolis, der sogenannten deutschen Colonie. Die Fahrt dorthin war wundervoll und von dem schönsten Wetter begünstigt, zuerst über die reizende, inselbesäete Bay, dann eine Strecke mit der Eisenbahn durch den Wald, und dann mit, schon an der Station wartenden Omnibus oder Droschken den steilen Berg, vermittelst einer trefflichen Chaussee hinauf, bis in die eigentliche Colonie oder Stadt hinein.

Rua Köhler — an der ersten Straßenecke las ich gleich den Namen, und es hätte dessen nicht bedurft, mich zu überzeugen, daß ich unter reinen Deutschen sei. Alles war Deutsch, und ich stieg natürlich im Hôtel Meier ab.

Und den Abend war Ball. Es dämmerte überdies schon so, daß sich weiter nicht viel anfangen ließ, und ich beschloß, jedenfalls den Ball zu besuchen, was ich für einen milreis Entrée auch ohne Frack ermöglichte.

Lauter deutsche Mädchen in urdeutscher Toilette, viele von ihren Müttern oder Tanten in Umschlagetüchern bewacht, und nach dem Tact im Walzer und Rutscher dahin fliegend, oder gräuliche Confusion in eine Française bringend. Ich setzte mich, als beobachtender deutscher Schriftsteller, auf eine der Bänke, ließ mir von einem langweiligen Kerl, der in einem schauerlichen Frack und einer weißen Halsbinde herumlief und eine Art von Factotum zu sein schien, seine Lebensgeschichte erzählen, in der viel von einem gewonnenen Lotterieloos vorkam, und dabei die eben nicht ätherischen Paare an mir vorüberschweben.

Es thut mir leid; ich bin von den Deutschen überall auf das Herzlichste aufgenommen worden, aber — der Wahrheit die Ehre — wenn ich doch auch nur

ein einzig hübsches — ich will gar nicht von hübsch reden — nur ein leidliches Gesicht in der ganzen Versammlung deutscher Jungfrauen gesehen hätte. Es war ordentlich merkwürdig, welche wunderliche Sammlung sich hier eingefunden, und doch fehlt es in den deutschen Colonien warhaftig nicht an wunderhübschen Mädchen. Ich schüttelte in aller Verwunderung mit dem Kopfe, und mein gesprächiger Nachbar, der mir wahrscheinlich eben irgend eine überhörte Thatsache mitgetheilt hatte, versicherte mich auf sein Ehrenwort, daß es wahr sei.

Natürlich entschuldigte ich mich, trank eine Tasse Chocolade, ging nach Hause, aß zu Abend und legte mich zu Bett.

Am nächsten Tage machte ich mit mehreren Deutschen einen Ritt in die Nachbarschaft, und zwar auf der vortrefflichen Chaussee hinaus, die der Staat von hier ab in das innere Land mit ungeheueren Kosten schon einige zwanzig Legoas weit angelegt hat, und noch beabsichtigt ganz in's Innere hineinzuführen.

Die Straße selber ist wirklich ein Musterwerk; nirgends kann es aber auch dafür besseres Material geben, als in dem Urgestein dieser Gebirge, aber Millionen wird sie kosten, bis sie erst einmal fertig ist.

Die Gegend um Petropolis ist reizend, aber nur nicht für eine Colonie geeignet, denn in den kleinen engen Thälern läßt sich kein einziges ordentliches Feld anlegen. Petropolis ist auch in der That Nichts, als ein kleines betriebsames Städtchen mit Milch- und Gartenwirthschaft und der fashionable Sommeraufenthalt der haute volée von Rio de Janeiro.

Trotzdem hatte Petropolis bis vor Kurzem die einzige deutsche Zeitung im ganzen Reiche, die Brasilia, deren Redacteur, Herr Busch, indem er die Interessen der Deutschen in Brasilien eifrig verficht, dem Blatte doch mit der Zeit Geltung verschafft hat. Kein leichtes Unternehmen zwischen unseren Deutschen im Auslande, die — sie mögen mit dem Gelde sonst noch so locker umgehen, doch nur entsetzlich schwer dahin gebracht werden können, eine Zeitung wirklich zu halten, und dafür zu bezahlen. Daß ein deutsches Organ auch noch einen andern Werth für sie haben könnte, als den, den sie allwöchentlich im Stande sind, herauszulesen, fällt ihnen selten ein.

Von Rio de Janeiro geht ebenfalls eine Telegraphenleitung nach Petropolis, oder ging vielmehr, denn die Drähte kamen mir nicht so vor, als ob sie einen lebendigen Verkehr unterhalten

könnten. Ueberall hingen sie zwischen den Stangen zerrissen auf das Gras und in die Büsche hinab, und würden jedenfalls, ehe sie wieder gebraucht werden könnten, eine nicht unbedeutende Reparatur nöthig machen.

Auch der berühmte „botanische Garten" auf der andern Seite von Rio, mit seiner weltbekannten Palmenallee, liegt in einem desolaten Zustande und ist in der letzten Zeit von einem brasilianischen Gärtner auf eine wirklich unverantwortliche Weise verwahrlost worden. Es ist in der That nichts weniger, als ein botanischer Garten, der in dieser Lage alle Gewächse des Erdbodens hegen könnte, und jetzt nicht einmal die Hälfte der bekannten brasilianischen Bäume und Pflanzen enthält. Dem will die Regierung aber ebenfalls jetzt begegnen, und hat in neuester Zeit einen tüchtigen deutschen Gärtner, Herrn Herbst, die Oberaufsicht und Leitung des Ganzen übergeben. Der Herr wird aber ein tüchtiges Stück Arbeit haben, das aus dem Garten erst zu machen, für was er doch eigentlich bestimmt war, und was wahrlich einer so günstig gelegenen Stadt, wie Rio de Janeiro, nicht fehlen darf.

Eine Einrichtung hat aber Rio de Janeiro, oder vielmehr die Regierung getroffen, die — mir

wenigstens — außerordentlich gefiel und die sich auch als vollkommen praktisch bewährte. Die Regierung verkauft nämlich Orden für Geld, und es hat sich da zwar, wenn auch kein gesetzlicher, doch durch den Gebrauch angenommener Preis festgestellt, nach dem ein gewöhnlicher Orden ein bis zwei Contos — der Officiersorden mehr, und höhere bis vier, sechs und acht Contos steigen. Und wozu wurde das Geld verwandt? wozu erfüllt es noch heute seinen Zweck? — Zu der großen wundervollen Irrenanstalt, die Dom Pedro II. an der Bay von Rio de Janeiro bauen ließ, und die noch bis auf den heutigen Tag ihre Zuschüsse aus dem für Orden eingegangenen Geld erhält.

Wer denn einmal so wahnsinnig ist, daß er sich nicht mehr mit einem reinen Knopfloch glücklich fühlt, der darf sich auch nicht beklagen, wenn sein Geld für eine Anstalt verwandt wird, als deren Actionair er gewissermaßen damit auftritt, und auf dessen Verwendung zu seinen eigenen Gunsten er der Meinung aller vernünftigen Menschen nach jedenfalls ein Anrecht hat.

Während ich in Rio war, wurde auch ein neuer dry dock eingeweiht, der auf der Insel das Cobras, der Stadt gerade gegenüber, in den

Felsen ausgehauen und mit einer eigenen Vorrichtung von Gummi verschlossen war.

Es ist dies nämlich ein mit Gummiplatten überzogenes Schiff, das, wenn kein Wasser im Innern ist, durch die von außen dagegenpressende Fluth sich dicht an die Mündung schmiegt und dagegen von selber losläßt, wenn das Bassin gefüllt wird. Der Dock dient vor der Hand nur dazu, die brasilianischen Kriegsschiffe auszubessern, soll aber später auch der Privatbenutzung übergeben werden, und wenn er für den Bedarf nicht ausreicht, — was sich schon jetzt herausstellt, noch einen Nachbar zur Seite bekommen.

Rio de Janeiro hat sich überhaupt in der letzten Zeit ungemein vergrößert; es wird sehr viel gebaut, die Stadt ist mit Gas, die Straßen sind mit Trottoirs versehen, und gar viele große und selbst prächtige Gebäude entstanden. Das drängt und treibt Alles nach vorwärts, aber den Eingeborenen verdanken die Brasilianer das nicht, sondern nur dem regen Fremdenverkehr, der sich nach diesem bedeutenden Handelsplatz mehr und mehr hergezogen. Allerdings sind die Brasilianer zumeist die Producirenden, denn die Hauptausfuhr bleibt doch immer Kaffee und Zucker, und Alles, was die deutschen Colonisten ziehen —

jene unglückseligen Opfer der Parcerieverträge ausgenommen — sind lauter im Inlande bleibende Producte, wie Weizen, Mais und Bohnen. Fast den ganzen Import, oder wenigstens den unverhältnißmäßig größten Theil desselben, haben aber die Fremden in Händen, und da, außer eßbaren Gegenständen, Alles importirt werden muß, was nun einmal zum Leben gehört, von der Stecknadel an bis zum Bronze-Candelaber, so läßt sich denken, daß das Geschäft kein unbedeutendes sein kann.

Deutsche und Engländer haben, wie überall im Auslande, besonders bedeutende Import-Häuser, während sich die Franzosen mehr auf den Detailhandel werfen. Die Hauptstraße von Rio, die wenigstens, welche die brillantesten Läden aufzuweisen hat, und in der es zum guten Ton gehört, Abends spazieren zu gehen, die rua d'Ovidor, ist fast ausschließlich von Franzosen in Beschlag genommen, und man kann getrost in jeden Laden gehen und Französisch sprechen.

Man erzählt sich hier eine Anekdote vom Prinzen Joinville, der einst mit seinem Adjutanten durch diese Straße ging und erstaunt zu ihm sagte: „Aber sollte man nicht glauben hier in Frankreich zu sein?" „Dafür ist auch alle Ursache, Königl.

Hoheit," erwiederte der Adjutant, „denn rechts haben Sie Toulon und links Brest."

In dieser Straße sind auch die großen Läden Rios, in denen jene reizenden Federblumen Brasiliens, und meist von jungen Französinnen, angefertigt und verkauft werden.

Aber auch reges deutsches Leben herrscht in Rio, eine große deutsche Gesellschaft hat sich dort gebildet, die Germania, die mit nicht unbedeutendem Aufwand ein recht wackeres sogenanntes Museum gegründet hat. Bibliothek, Billard, Gesellschaftslocal fehlen da nicht, und eine reiche Auswahl deutscher Zeitungen liegen auf. Natürlich ist dort auch ein sehr gutes deutsches Bier zu bekommen, das aber nicht in Rio selber gebraut, sondern mit reichen Lieferungen ächten Rheinweins von Deutschland importirt wird.

Die Kunst hat außerdem fast an allen Orten durch Deutsche ihre Vertreter, und Photographie, wie vorzüglich Lithographie werden von einigen unternehmenden Deutschen hier betrieben, die auch ein brasilianisches Witzblatt in portugiesischer Sprache gegründet haben und sich eines bedeutenden Erfolgs erfreuen — die Gebrüder Fleiuß, denen ein tüchtiger Maler, Herr Linde, zur Seite steht.

Die deutsche Einigkeit will freilich auch selbst nicht in dem üppigen Klima von Rio de Janeiro grünen und blühen, weil sie von dem giftigen Unkraut der Zwietracht nie hinlänglich frei gehalten wird. Es ist die alte Geschichte, aber man kann nicht sagen, daß es die Deutschen hier ärger trieben, als irgend wo anders oder daheim. Gegen einen Naturfehler kann Niemand. Nichtsdestoweniger lag mir daran, meinen deutschen Landsleuten einmal zum Herzen zu reden, denn hat uns, daheim und draußen, je Einigkeit Noth gethan, so ist es jetzt, und wenn man durch ein freundliches Wort Versöhnung und Frieden stiften kann, warum soll man's nicht wenigstens versuchen.

Von der Gesellschaft Germania wurde mir das Local freundlich zur Verfügung gestellt, aber es gab auch noch andere Vereine in Rio, und um keinem zu nahe zu treten, erbat ich mir einen öffentlichen Saal der Militärakademie, der mir von dem Direktor derselben, Hrn. Dr. Campanema — der Sohn eines Deutschen, der sich nach dem Orte, wo er geboren wurde, so genannt hat — auf das Bereitwilligste abgetreten wurde. Der Doktor, der übrigens vortrefflich Deutsch spricht und sich schon manches Verdienst um Brasilien erworben

hat, unterstützte mich dabei überhaupt in der freundlichsten Weise, und ich hatte wenigstens die Genugthuung, am Abend der Vorlesung den ziemlich großen Saal dicht gedrängt von Landsleuten zu sehen.

Man sagt: was vom Herzen kommt, geht zum Herzen! gebe Gott, daß das der Fall war, und daß wir Deutschen endlich einmal einsehen werden, wie wenig wir Einer des Andern Haß verdienen, — und aus Sympathie für Louis Napoleon sollen wir uns doch wahrhaftig nicht die Augen aushacken.

Dr. Campanema ist auch Einer von Denen, gegen den jetzt ein Anonymus in Deutschland — aber kein Anonymus für die Deutschen in Brasilien, die seinen Namen recht gut kennen — seine Pfeile abschießt, und überhaupt in einer wahren Unmasse von Flugblättern das Gift seines Hasses gegen Brasilien über die Welt ausstreut.

Das Urtheil, was ich in Rio de Janeiro über diesen Autor hörte, war: getäuschte Erwartungen; gekränkter Ehrgeiz! In dem Falle sollte der Haß aber doch vernünftiger Weise mehr vernünftig und systematisch zu Werke gehen, und nicht in übertollem Eifer nur spucken und sprudeln. „Ruhig Blut, Anton!" sagt, glaub' ich, der alte Ober=

förster in den „Jägern" — mit Verleumdungen hat noch Niemand einen ehrlichen Kampf gewonnen, und wer wirklich etwas Gutes ausrichten will, muß keine schlechten Mittel dazu wählen, oder sich nachher, wenn ihm das überhaupt noch möglich ist, vor sich selber schämen.

Der Autor jener Schriften*), die jetzt gesammelt erschienen sind, hat sich darin auch nicht entblödet, den Brasilianern mit ziemlich deutlichen Worten die (zu Wahnsinn treibende) Vergiftung des Herrn von Meusebach vorzuwerfen. Die Deutschen in Brasilien waren entrüstet darüber, wie über den ganzen Ton dieser Blätter. Allerdings enthalten dieselben sehr viel Wahres, aber selbst ein Geschenk kann unangenehm werden, wenn man es sich mit roher Faust an den Kopf geworfen fühlt.

Was den Vorschlag zur Entfernung der Schwarzen aus Nord-Amerika betrifft, der dem „Werke" angehangen ist, so scheint er mir viel zu naiv und kindlich, auch nur ein weiteres Wort der Erwähnung zu verdienen.

---

*) Brasilianische Zustände und Aussichten im Jahre 1861, mit Belegen nebst einem Vorschlag zur Aufhebung der Sclaverei und Entfernung der Schwarzen aus Nord-Amerika — natürlich anonym.

Die Brasilianer verdienen wahrlich — wenigstens nach Allem, was ich über sie gehört — nicht sehr viel Lob, aber es darf auch Jemand, der doch die Verhältnisse näher kennen sollte, der Regierung nicht Alles in die Schuhe schütten, die in einem, aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzten constitutionellen Staate in vielen Fällen machtlos ist, und bei dem besten Willen nicht so eingreifen kann, wie sie es für das Land am Besten hält.

Meine eigene Meinung über die brasilianische Race ist übrigens auch keine günstige, und wollte ich das Alles glauben, was mir über die Familienverhältnisse und die Moralität der Leute und zwar nur zu oft aus recht glaubwürdiger Quelle erzählt wurde, so stände es mit der allerdings entsetzlich arg. Dinge schienen da zu den Alltäglichkeiten zu gehören, die man nicht einmal im Stande wäre wiederzuerzählen.

Leider liegt es aber nun einmal in unserer Menschennatur, daß wir vom Nachbar immer — nach alten Polizeigrundsätzen — das Schlechteste am Liebsten glauben, und uns für Nichts mehr interessiren, als Unglücksfälle und Verbrechen. Ist ein Haus eingestürzt und sind zwei Menschen dabei umgekommen, so zählt das Gerücht Nach-

mittags vier, Abends sechs und am andern Morgen zwölf.

Hat Jemand das große Loos gewonnen, so heißt es: „der hat Glück gehabt!“ und man spricht nicht weiter davon — ist aber Jemand bankerott geworden, so liefert das Stoff für eine unbestimmte Anzahl von Abendgesellschaften. S'ist eine wunderliche Welt; ich will aber davon keine Ausnahme machen, und auch ein Bischen auf die Brasilianer schimpfen. Mir haben sie, was wenigstens ihr Aeußeres betrifft, nicht im Mindesten gefallen, denn es ist eine kleine, unansehnliche Race, von der man unter zehn Menschen immer sechs scrophulöse findet.

Sieht man junge Leute auf den Straßen oder in ihren Bureaux sitzen — denn alle jungen Brasilianer, die einen anständigen Rock tragen, sind entweder Ladendiener oder Beamte — so hat Einer eine blaue Brille, ein Anderer Baumwolle in den Ohren, ein Dritter Drüsen und ein schmales schwarzes Tuch hinter den Ohren durchgebunden, ein Vierter sieht hektisch oder grün aus, und ein Fünfter geht breitbeinig und sehr vorsichtig vorüber. Weiß der liebe Gott, woher es kommt, aber die ganze Race scheint ungesund und entartet, und die Deutschen haben bis jetzt auch

nur sehr wenig Lust gezeigt, nähere Verbindungen mit ihnen einzugehen; wenigstens fällt es sehr selten vor, daß ein deutsches Mädchen einen Brasilianer heirathet.

Selbst die Frauen — „Gott verzeih' mirs, wenn ich ihnen Unrecht thue" — haben mir nicht gefallen, und der Unterschied zwischen dem schönen Geschlecht mit Buenos Ayres und Montevideo sowohl, wie mit Chile und Peru, war auffallend.

In Buenos Ayres und Montevideo, wo ich die elegante Welt versammelt sah, hab' ich mich wirklich an den lieben, und oft untadelhaft schönen Gesichtern der Frauen kaum satt sehen können — denn wer sieht nicht gern ein hübsches Frauenbild — und in Rio muß ich gestehen, daß ich weder in der Rua d'Ovidor, noch in der Rua dereita, noch in irgend einer andern Rua auch nur ein einzig wirklich schönes Mädchen gesehen habe, und doch fand ich oft ganze Trupps von jungen Damen zusammen. Möglich, daß ich darin keinen besondern Geschmack habe; die Brasilianerinnen würden jedenfalls der Meinung sein, wenn sie diese Zeilen läsen — möglich aber auch, daß die Schuld nicht an mir liegt, und dann thun mir die Brasilianerinnen wieder leid.

Aber ich habe mich jetzt lange genug in Rio

aufgehalten — vielleicht eine Seite zu lang, und es wird Zeit, daß ich an die Abreise denke, wozu vor allen Dingen ein Paß gehört.

Der Reisende im innern Lande wird nicht im Geringsten mit Pässen behelligt. An der südlichen Grenze, in Jaguaron, selbst in Santa Catharina frug mich kein Mensch danach. So wie man aber ein Segelschiff oder einen Dampfer besteigt, kommt man in den Verdacht, daß man Jemandem durchbrennen will, muß sich drei Mal in die Zeitung setzen lassen und dann einen ziemlich theuern Regierungspaß haben, um ungehindert reisen zu können.

Ich selber kann aber darüber wahrlich nicht klagen, denn die brasilianische Regierung stellte mir, auf einfaches Ersuchen des preußischen Geschäftsträgers, sehr freundlich und ungesäumt einen selbst stempelfreien Reisepaß aus.

Am Tage meiner Abfahrt regnete es natürlich, was vom Himmel herunterwollte, und ich bekam dadurch noch einmal die Straßen von Rio — wovon mir schon so viel erzählt worden — als schäumende Sturzbäche zu sehen. Menschen ohne Wasserstiefeln mußten eine Droschke nehmen oder einer ganz eigenen Industrie in die Hände fallen,

die sich mit dieser augenblicklichen Ueberschwemmung an allen Straßenecken etablirte.

Es waren dies nämlich kleine Trupps von Negern, die mit ihren bloßen Beinen der schmutzigen Fluth schon lachen konnten, und für eine Kupfermünze — für 20 oder 40 reis — die Fußgänger über die überschwemmte Passage hinübertrugen.

Ich hatte an dem Morgen noch viel zu besorgen, und da es um neun Uhr aufgehört hatte zu regnen, machte ich mich auf den Weg, und sah mich, als ich die rua dereita erreicht und jetzt vier oder fünf Querstraßen kreuzen mußte, eben so vielen Wasserstürzen gegenüber. Noch war ich unschlüssig, ob ich die Hülfe der Schwarzen, mit meinen kalbsledernen Stiefeln, ebenfalls in Anspruch nehmen sollte, als ich ein abschreckendes Beispiel gleich an der ersten Straßenecke erlebte.

Ein junger Brasilianer, sehr geschniegelt angezogen und natürlich scrophulös, kam an die Ecke, und einer der dienstbereiten Neger nahm ihn ohne Weiteres wie ein Kind auf den Arm und watete in die Fluth hinein. In dem Moment schoß ein einspänniges Cabriolet wie ein Wetter um die Ecke, und der Schwarze gerieth mit seiner Last dicht vor das Rad. Unwillkürlich schrieen wir Alle laut auf, und der Kutscher riß in demselben Mo-

ment sein bäumendes Pferd am Zügel zurück, als sich der Neger mit seinem jungen Gentleman auf dem Absatz herumdrehte und zurückwollte. Auf den schlüpfrigen Pflastersteinen rutschte er aber aus, kam auf ein Knie nieder und legte den jungen scrophulösen Menschen sauber in den dunkelbraunen Wassersturz hinein, mit dem Kopf nach oben und das Gesicht in die Höhe, so daß ihm die Fluth oben in den Rockkragen hinein und unten jedenfalls wieder hinausschoß.

Wahrhaft fabelhaft war die Ruhe, mit der sich der junge, in seinen Mantel eingewickelte Brasilianer benahm. Er rührte kein Glied, bis ihn der Neger wieder aufhob und auf die Füße stellte, und dann watete er — was er gleich hätte thun sollen — ruhig durch die Fluth.

Ich war nicht gesonnen, mich einer ähnlichen Calamität auszusetzen, und da diese Straßen alle sehr schmal sind und das Wasser höchstens die Breite eines guten Sprunges einnimmt, so faßte ich einen Entschluß, nahm einen Anlauf und sprang hinüber.

Feirend sahen mir die Neger zu, denn ihre einzige Hoffnung und ihr stilles Gebet war, daß ich ausrutschen und rücklings hineinfallen sollte. Meine Glieder ließen mich aber nicht im Stich,

und ich kam glücklich und mit trockenen Füßen über diese, wie die benachbarten Straßen. Eine Stunde später war aber das Wasser schon so weit abgelaufen, daß man die „Rinnen" überschreiten konnte.

Am 25sten, Nachmittags vier Uhr, ging der Dampfer. Um drei Uhr war ich an Bord, das Gepäck wurde weggestaut, ich bezog meinen nummerirten Platz — glücklicher Weise war ein deutscher Steward an Bord, der mich dem Namen nach kannte und mich vortrefflich bettete — und behielt jetzt noch Zeit, mich ein Wenig umzusehen.

6.

Ein Rückblick auf Brasilien und seine Colonien.

Ehe ich Brasilien verlasse, ist es aber nöthig, einen Rückblick auf das Land und seine Verhältnisse zu werfen, so weit es wenigstens die deutsche Einwanderung betrifft, und also auch für unser Vaterland von unmittelbarem Interesse ist. Wie ein abgeschlossenes Ganzes liegt ja das weite Land auch gegenwärtig hinter mir, und seine Eigenschaften, seine Vorzüge und Fehler lassen sich jetzt am Besten ruhig und leidenschaftlos besprechen.

Es hat sich nun in der letzten Zeit, während Agenten und Auswanderungs-Zeitungen Brasilien nach Kräften herausstrichen und in den Himmel hoben, auch ein Schrei der Entrüstung über dies Land Bahn gebrochen, der sonderbarer Weise den günstigen Schilderungen nicht allein direkt

widerspricht, sondern Brasilien sogar als ein Land hinstellt, in dem sich deutsche Auswanderer etwa mit demselben Wohlbehagen bewegen könnten, wie die Seelen der Verdammten in kochendem Oel, und brennendem Pech und Schwefel.

Der arme Auswanderer, der leider so selten im Stande ist, sich über ein fernes Land ein eigenes Urtheil zu bilden, steht mitten darin, und weiß natürlich nicht, welchem Theil er glauben soll, denn wenn nur die Hälfte von dem, was er hört, wahr ist, muß er in Brasilien entweder in einen Himmel oder in eine Hölle kommen.

Woher entstehen nun diese sich vollkommen widersprechenden Urtheile über ein Land, das uns doch eigentlich gar nicht so fern liegt, und von dem wir deßhalb mit Leichtigkeit wahre und treue Berichte haben müßten? — Leider verdanken wir da dem Unwesen der Auswanderungsagenten jene himmlischen Schilderungen, und nicht die brasilianischen Sclavenhalter, sondern eben jene Agenten, sind die wirklichen Seelenverkäufer, die ihre Landsleute — unbekümmert darum, was später aus ihnen wird und ob sie gedeihen oder zu Grunde gehen, per Kopf an Bord liefern und nach jedem Orte hin spediren, der ihnen ein hohes Kopfgeld zahlt.

Unsere deutschen Arbeiter und Bauern sind dabei so grenzenlos dumm, daß sie mit dem größten Vergnügen Alles glauben, was ihnen ein solcher gewissenloser Mensch vorlügt, wenn er nur klug genug ist hinzuzusetzen: „glaubt den Anderen nicht, die Euch abrathen; die wollen Euch nur hier in Deutschland in der Knechtschaft behalten, die wollen Euch nicht fortlassen, damit sie Euch hier Euern Schweiß und Euer Blut nach Bequemlichkeit abzapfen können, damit sie Eure Taxen und Steuern nicht verlieren," und das leuchtet den Holzköpfen dann so vollständig ein, daß sie dem Auswanderungsagenten blindlings folgen, wohin es ihm eben paßt sie einzuschiffen. Doch auf die Auswanderungs-Agenten und ihr Treiben komme ich noch später zurück, denn das ist ein Capitel, was nicht ausführlich genug behandelt werden kann.

Die Anderen nun, die ein solches Zetergeschrei gegen Brasilien erheben, meinen es in den meisten Fällen gut, weil wirklich bösartige Mißstände dort vorgekommen sind. Aber sie schütten das Kind mit dem Bade aus; sie übertreiben, und gehen in ihrem blinden Eifer so weit, daß sie zuletzt Unsinn schwatzen und ihr Ziel vollständig verfehlen.

Beiden Theilen gegenüber, die beide auch wahrscheinlich über mich herfallen werden, will ich dem Publicum deßhalb Brasilien schildern, wie ich es gefunden, und wenn es dabei auch nur das Urtheil eines einzelnen Mannes hat, so ist es doch auch wieder das Urtheil eines Mannes, der deutsche Colonien in verschiedenen Welttheilen besuchte und völlig unparteiisch zwischen ihnen steht. Kein Mensch kann mir vorwerfen, daß ich auch nur das geringste persönliche Interesse habe, Auswanderungslustige da oder dorthin in eine bestimmte Bahn zu lenken. Aber ich nehme ein wirkliches Interesse an meinen Landsleuten. Nicht allein ihrer, sondern auch Deutschlands wegen wünsche ich, daß es ihnen in der Fremde gut gehe, und werde deßhalb nie einen Buchstaben gegen meine innere Ueberzeugung schreiben.

Vor allen Dingen muß ich aber noch eingestehen, daß ich Brasilien mit einem großen Vorurtheil gegen seine Colonien betrat, denn nicht allein hatte die Schilderung seiner Mißstände, wie ich sie in Deutschland gelesen, ihre Wirkung auf mich ausgeübt, sondern mich noch mehr das übertriebene Lob der Auswanderungsagenten stutzig gemacht, da ich recht gut wußte, was ich auf dieses geben durfte. Allerdings war ich schon

früher einmal in Brasilien gewesen, aber nur auf wenige Tage in Rio de Janeiro selber, und kannte deßhalb eben so wenig von dem Lande, als ob ich die paar Tage in Wien oder Berlin gesessen hätte.

Diesmal lernte ich es nicht zuerst in einer Hafenstadt kennen, sondern begann viel vortheilhafter damit im Süden des Reichs, das ich, von Montevideo durch Uruguay kommend, an seiner südlichsten Grenze in Jaguaron, der Provinz Rio Grande, betrat.

Hier machte ich schon eine Erfahrung, daß nämlich jene Leute, die ganz Brasilien in einen Topf werfen, und gegen das ganze Land mit seiner glühenden Tropenhitze und seiner, dem Europäer so schädlichen schwülen Hitze sehr im Irrthum sein müßten, denn — ich fror schmählich. In Jaguaron, und von da nordwärts bis Pelotas und Rio Grande, ja sogar noch weiter nördlich bis fast Porto Alegre, hatten wir eine empfindliche Kälte; die Pampas waren des Morgens schneeweiß von Reif, und die Lachen mit Eis von einem Viertel Zoll Dicke bedeckt. So heiß es deßhalb auch in dieser Provinz im Sommer werden mag, so fehlt ihr doch die dem Europäer nöthige Kälte in den Wintermonaten keineswegs, den Körper vor

Erschlaffung zu bewahren und gegen die höhere Temperatur in den heißen Monaten zu stählen.

Der Europäer ist nämlich sehr im Irrthum, wenn er glaubt, daß es unter einer tropischen Sonne, und überhaupt in der sogenannten heißen Zone heißer wäre, als in Europa. In Rio de Janeiro selbst steigt der Thermometer nie über 28°, und selbst weiter nördlich soll er diese Höhe nie viel überschreiten; das aber, was die „heiße Zone" dem europäischen Körper nachtheilig macht, ist die stete und ununterbrochene Hitze, die endlich die Sehnen erschlafft und abmattet, und dem Körper nie Zeit und Gelegenheit giebt, sich wieder zu erholen und zu kräftigen. Wo aber die Winterkälte, wie hier, dem Körper diese Gelegenheit bietet, kann das Klima nicht leicht ungesund sein — bösartige Sümpfe müßten es denn gewaltsam dazu machen — und so hörte ich denn auch überall in der Provinz Rio Grande, daß alle Europäer mit dem Klima außerordentlich zufrieden seien.

Ansteckende Krankheiten kennt man dort gar nicht, und die Kinder der Colonien, die ich besuchte, sahen so roth und frisch aus, daß sie mit den Gesichtern auch recht gut in einem deutschen Dorfe hätten umherlaufen können. An der

nördlichsten Grenze der Colonie sogar, in Torres, fand ich — was auch in Europa eine Seltenheit ist — eine Ururgroßmutter, hoch in den Neunzigen, die noch frisch und rüstig war und lächelnd meinte: „Ja ja, ich kann zu meinem Enkelchen sagen: Hier, Enkelchen, hast Du Dein Enkelchen!" Die Frau war vierunddreißig Jahre im Lande und in der nämlichen Provinz. Allerdings heirathen die jungen Mädchen hier außerordentlich früh, und nicht allein schon mit 16, sondern gar nicht selten mit 15 und selbst 14 Jahren, wofür sie dann auch freilich wieder so viel früher altern.

Auch die Provinz Santa Catharina ist, selbst in dem niederen Lande, nicht übermäßig heiß und hat, wenigstens in den Wintermonaten, frische Tage und selbst kühle Nächte. In den Gebirgen richtet sich dann überdies das Klima nicht nach dem Breitengrad, sondern nach der Höhe über der Meeresfläche, und als ich Morgens von Petropolis — nur wenige Leguas von Rio de Janeiro entfernt, wegfuhr, fröstelte es mich in meinem leichten Rock ganz ordentlich, und die Colonisten dort versicherten mich, daß sie im Winter gar nicht etwa so selten Eis und Reif hätten.

Brasilien ist ein constitutionelles Kaiserreich, aber mit einem so ungeheuern Flächenraum, daß

noch Jahrhunderte vergehen werden, ehe alle seine verschiedenen Districte selbst nur erforscht und vermessen werden können, und noch nach tausend Jahren wird sich dort jungfräuliches Land für den Europamüden finden.

Mit einer spärlichen und ziemlich indolenten Bevölkerung war es aber sehr natürlich, daß sich die brasilianische Regierung nach fremden Kräften umsehen mußte, um diesen riesigen Landstrich in Angriff zu nehmen und rascher für die Cultur zu gewinnen; sie war dabei, wie ich fest überzeugt bin, von den besten Absichten beseelt, und that Alles, was in ihren Kräften stand, die neuen Einwanderer, und dadurch ihr eigenes Land, vorwärts zu bringen. Aber „wo das Aas ist, sammeln sich die Adler“ und wo ungeheure Summen hinausgeworfen wurden, dies Ziel zu verfolgen, läßt es sich denken, daß in Brasilien sowohl wie in Deutschland Adler und anderes Aasgevögel genug da waren, einen Theil des Raubes zu verschlingen.

Die Regierung von Brasilien konnte keine Sonderinteressen dabei haben und hatte keine, denn damals blühte noch die Sclaveneinfuhr, und es lag ihr nur daran, die südlichen und kälteren Districte von einer fleißigen und ordentlichen

Menschenrace in Angriff genommen und dadurch den ganzen Wohlstand des Landes aufblühen zu sehen.

Unsere deutschen Landsleute stehen dabei leider Gottes in dem allgemeinen Ruf, daß sie die „besten Unterthanen" seien — Dank der systematischen Bevormundung deutscher Regierungen, die es von vornherein darauf anlegen, die arbeitende Klasse „gottesfürchtig und dumm" zu erhalten. Es dient daheim allerdings für eine Zeit lang ihren Zwecken, ist aber ein Fluch, der sich später nicht allein an den unglücklichen Opfern einer solchen Politik, sondern auch an den Regierungen selber bezahlen muß. So lange freilich die Zustände in ihrem ruhigen Gleis dahinliefen, war nicht viel zu befürchten, und die Hauptsache nur immer das Volk richtig und permanent unter dem Daumen zu halten. In unseren Zeiten aber, wo Eisenbahnen das ganze Land durchschneiden, wo der Gedanke auf dem elektrischen Draht durch alle Länder fliegt, und auch der Fall eintreten könnte, daß die Regierungen einmal nicht blos die Fäuste, sondern auch den Verstand und die Einsicht der Volksmasse brauchten, da werden sie von ihr schmählich im Stiche gelassen werden, und dann zu spät einsehen, daß sie nicht zum

Schieben zu gebrauchen ist, sondern nur zum Geschobenwerden.

Außerdem haben wir daheim eigentlich kein Vaterland, wenigstens keines, auf das wir übermäßig stolz zu sein brauchten. Wir sehen als tägliches Beispiel, wie unsere Regierungen selber nie einen entscheidenden Schritt selbstständig thun, sondern in einer vermaledeiten Rücksichtsnahme erst um jeden Quark bei den Nachbarstaaten anfragen, ob Hinz oder Kunz nicht auch etwas dagegen hätte, in welchem Falle sie mit Vergnügen auch fernerhin sich gedulden wollten. Das machen die wackeren Unterthanen denn natürlich getreulich nach, und solche Leute, die nie selbstständig auftreten und in jeder Nationalität mit Vergnügen aufgehen, so wie es nur von irgend einem Beamten, wo möglich in Uniform, ja selbst von einem Polizeidiener, verlangt wird, können fremde Regierungen natürlich gerade so gut brauchen und wissen sie so zu schätzen, wie unsere eigenen.

Deßhalb gerade reißen sich alle Staaten der Welt um deutsche Arbeiter zur Colonisation, denn der Deutsche ist noch außerdem der wahre und beste Colonist, da er, vor allen anderen Nationen, den Trieb in sich hat, ein eigenes kleines Grundstück zu erwerben und zu bebauen, und das ver-

bessert er dann hartnäckig und läßt es nicht wieder los, bis er sich eine behagliche Heimath gegründet hat. Dabei wollen sie von Politik Nichts wissen — und wissen Nichts davon, und verdienen so mit Recht den Namen der besten Unterthanen. Nur zu oft habe ich sogar die ganz auffällige Thatsache bestätigt gefunden, daß selbst Solche, die in Deutschland kräftig nach einer Republik schrieen und offen erklärten, nur in einer solchen bethätige sich der Werth des Mannes und erlange seine Geltung — wenn sie wirklich zuletzt nach irgend einer Republik auswanderten, sich den Henker um die ganze Verwaltung scheerten, und oft nicht einmal dahin gebracht werden konnten, das, was sie früher als höchstes Ziel erstrebt — das freie Wahlrecht — in Ausübung zu bringen.

Deutsche vor allen anderen Nationen zog deßhalb Brasilien nach seinen südlichen Provinzen. Mit Engländern, mit Franzosen, mit Amerikanern hätten später einmal Schwierigkeiten entstehen können, denn fiel irgend etwas Unrechtes vor, oder glaubten auch nur die Colonisten, daß ihnen Unrecht geschehen sei, so nahmen sich die betreffenden Regierungen auch ihrer Landeskinder an, woraus allerlei unangenehme Folgen entspringen

konnten. Mit Deutschen dagegen war das Alles nicht zu fürchten, denn geschah denen auch wirklich einmal, gegen den Willen der Regierung, ein entschiedenes Unrecht, so legte vielleicht der badische oder hamburger oder preußische Consul einen entschiedenen Protest ein und — dabei blieb es — das war das ganze Unglück.

Wie schon vorhin erwähnt, habe ich aber die feste Ueberzeugung, daß es die brasilianische Regierung mit den deutschen Einwanderern und Colonisten nicht allein gut und ehrlich gemeint hat, sondern noch bis auf die heutige Stunde meint, und Alles, über was sich unsere Landsleute in Brasilien zu beklagen haben, können sie nur den schwer zu ändernden Gesetzen des Landes, Mißbräuchen der unteren Beamten und gewissenlosen Privaten oder — ihrer eigenen Dummheit zuschreiben. Ich will alle drei Fälle einzeln durchnehmen, und mit dem letzten gleich den Anfang machen.

Der Leser erinnert sich sicher noch, wie sehr damals, als man die Auswanderung nach Peru in Deutschland betrieb, den deutschen Auswanderungslustigen abgerathen wurde, in jenes Land, und besonders in die, zur Auswanderung vorgeschlagenen abgelegenen Districte zu ziehen. Alle Zeitungen waren damals voll davon; ich selber

habe einen ausführlichen Artikel darüber geschrieben, und von allen Seiten liefen Berichte und Warnungen von Leuten ein, die mit Peru vertraut genug schienen, ein Urtheil über die dortigen Verhältnisse zu haben.

Und half das etwas? — Vielleicht bei einem Theil; sehr Viele wanderten aber trotz alle dem aus, und etwa, weil sie jene Warnungen nicht glaubten oder unterschätzten? — Gott bewahre, aus dem einfachen Grunde, weil sie auch keine Zeile davon gelesen oder zu Gesicht bekommen hatten.

Es ist das allerdings nicht gerade ermuthigend für den Schriftsteller, der sich die größte Mühe giebt, seine Erfahrungen erst zu sammeln und dann dem Publicum vorzulegen, wenn er zuletzt von der Thatsache überrascht wird, daß Solche, für welche derartige Aufsätze vorzüglich berechnet waren, gar Nichts davon erfuhren — ja nicht einmal der Pfarrer hatte sie gelesen, von dem man es doch eigentlich erwarten konnte.

Aber woher kommt das? Die Ursache ist einfach genug. Jene Auswanderer nach Peru waren ausschließlich Katholiken; und man suche nur daheim unsere katholischen Districte ab, ob man, besonders bei der arbeitenden Klasse, etwas Ande-

res als Gebetbücher und Katechismen findet, mit deren ertödtenden Formeln sie dem praktischen Leben vollkommen fern gehalten werden. In all' jenen Häusern der peruanischen Colonisten gab ich mir die Mühe, ihre verschiedenen „Bibliotheken" durchzustöbern, und fand leider auch Nichts auf der Welt weiter, als die oben erwähnte Lectüre und vielleicht eine spanische Grammatik, über der sie, ohne Erfolg, unterwegs gebrütet, und die jetzt, von Staub und Spinnengeweben bedeckt, auf einem kleinen hölzernen Brett über der Thür als Ameisenfutter diente. Keine nützliche Lectüre, kein technisches Buch, kein Reisejournal, keine irgend belehrende Schrift war in der ganzen Colonie zu finden; und die haben es einst vor Gott zu verantworten, die das Volk absichtlich in seiner Dummheit, halten und ihm als einzige geistige Nahrung theologisches „Zuckerbrod" — ich hätte eigentlich einen andern Namen dafür — gestatten.

Jene armen Leute sind nun, wo es sich um eine, außer ihrem gewöhnlichen Gleis liegende Lebensfrage handelt, noch schlimmer als die Kinder, denn sie glauben, daß sie ein eigenes Urtheil haben, und werden von jedem listigen und schurkischen Agenten mit Leichtigkeit betrogen und

hinter's Licht geführt, und mit Solchen hatte es denn auch nicht die geringste Schwierigkeit, jene gefährlichen Parceriecontracte abzuschließen, die den deutschen Arbeiter rettungslos zum Sclaven des Pflanzers machen; denn was kann, mit dem besten Willen selbst, die brasilianische Regierung dagegen thun? Die Parcerieverträge sind weiter Nichts, als zwischen Privatpersonen freiwillig abgeschlossene Privatcontracte, die keine Regierung der Welt, wenn sie einmal geschlossen sind, das Recht hat aufzuheben oder ungültig zu machen, so gefährlich sie auch an und für sich sein mögen. Wollen unsere Regierungen ihre Unterthanen gegen solche Uebervortheilungen und Mißhandlungen wirklich schützen — denn unter der einen oder der andern Form werden sie immer wieder auftauchen — so müssen sie das Uebel bei der Wurzel angreifen, d. h. bei der Dummheit des eigenen Volkes; sie müssen die Schule von dem Zwang der Kirche befreien; sie müssen den Lehrerstand mit dem des Geistlichen wenigstens gleichstellen. Dann erst wird jener Bann aufgehoben, der jetzt auf dem deutschen Volke liegt und es unfähig macht, für sich selbst zu denken, dann erst wird ihnen die rechte Waffe gegen fremde Betrüger und Speculanten in die Hand gegeben,

mit der sie sich wirksam gegen solche offene Fallen schützen können.

Jetzt ist der arme deutsche Arbeiter, wenn er in die Hände eines deutschen Agenten fällt, und von all dem Neuen und Fabelhaften, was er hört, rein verblüfft und vor den Kopf gestoßen, mit nicht der geringsten eigenen Urtheilskraft dazu, schlimmer als ein Kind. Daheim von Steuern und Auflagen gedrückt, deren Verwendung er nicht begreift, deren mögliche Nothwendigkeit er nicht einsieht (was gescheidten Leuten übrigens auch manchmal so geht), wird ihm plötzlich eine freie Fahrt, eine förmliche kostenfreie Uebersiedelung in ein fernes Land geboten, das man ihm zu gleicher Zeit gerade so schildert, wie er bis jetzt das Paradies abgebildet gesehen, und er hat weiter auf der Gottes-Welt Nichts dafür zu thun, als seinen Namen unter ein gedrucktes und beschriebenes Papier zu setzen. Die Tragweite dessen, was er thut für sich und seine Familie, kennt er nicht — er sieht nur die sorgenfreie Verpflegung vieler Monate vor sich, und schreit erst um Hülfe und klagt über schändliche Behandlung, wenn er die Schlinge um den eigenen Hals fest und sicher zugezogen fühlt.

Jene Parcerieverträge sind in der That so

schlau und anscheinend vortheilhaft für den Auswanderer abgefaßt, daß es nur geringer Ueberredung der Agenten bedarf, dem Wanderlustigen goldene Zeit und reichlichen Gewinn in Aussicht zu stellen. Daß der arme Teufel von Auswanderer für sich und seine Familie mit seinen eigenen Knochen einstehen muß, und überall von der Ehrlichkeit und Rechtlichkeit seiner künftigen Herren abhängig ist, fühlt er nirgends heraus, und der Agent hütet sich wohl, ihm das zu sagen.

Dem „Colonisten" steht, dem Contract nach, ein Theil des Nettogewinns zu; aber wer wiegt und verkauft den Kaffee, wer berechnet und stellt die Preise, wer führt die Ausgabe- und Einnahmebücher, über die der Colonist nicht die geringste Controle hat, und die, wenn er sie hätte, doch nicht verstehen könnte.

Außerdem wird den Colonisten oder Kaffeearbeitern, laut den Parcerieverträgen, versprochen: daß sie ein Stück Land sollen angewiesen bekommen, für sich selber Etwas darauf zu bauen. Darunter versteht der Auswanderer natürlich ein Stück eigenes Land, und der Agent bestätigt ihm das auch, wenn er danach fragt, der Pflanzer versteht das aber nicht darunter, sondern häufig ist der Fall vorgekommen, daß der Pflanzer dem

Arbeiter, wie er es im Contract versprochen, ein Stück Land angewiesen, bis es dieser urbar gemacht und bebaut hatte, wonach es ihm wieder weggenommen wurde, damit er in seinen freien Stunden dasselbe Spiel auf einem andern beginnen könne.

Dieses Parceriesystem ist mit Recht in Deutschland gebrandmarkt worden, und ich glaube auch, daß es die brasilianische Regierung selber für die Zukunft verhindern wird. Die einmal geschlossenen Verträge kann sie aber nicht auflösen, denn das ist Privatsache, und wenn die deutschen Regierungen etwas für ihre Landeskinder thun wollen, die noch unter dem Fluch derselben schmachten, so sollen sie ihren Gesandten und Consuln in Brasilien Auftrag geben, die Unglücklichen von ihren Contracten loszukaufen, wie man eben einen wirklichen Sclaven loskaufen würde.

Viele unserer Regierungen selbst haben aber in diesen Parcerieverträgen kein reines Gewissen, denn die Biographien manches dort Hinübergesandten würden höchst interessante Einblicke in das heimische Gerichtsverfahren gewähren. Es pflückt Mancher in Brasilien Kaffee, der eigentlich daheim noch eine gewisse Anzahl von Jahren Wolle zupfen sollte, und Solche möchten die Ver-

hältnisse, in denen sie jetzt stecken, als eine vollkommen gerechte Strafe für Begangenes ansehen — wenn nicht der Unschuldige auch so oft mit dem Schuldigen leiden müßte.

Wie dem aber auch sei, wir müssen von jetzt an Alles thun, was in unseren Kräften steht, solche oder ähnliche Parcerieverträge mit irgend einem fremden Lande unmöglich zu machen, oder doch den Auswanderer so weit davor zu schützen, als man eben einen völlig unerfahrenen Menschen davor bewahren kann, mit Gewalt in sein eigenes Unglück zu rennen.

Vor allen Dingen muß es dem Auswanderungs-Agenten auf das Strengste untersagt werden, irgend welche Auswanderer mit solchen Contracten zu befördern, oder gar selber solche Contracte mit ihnen abzuschließen. Ein paar hundert Thaler Strafe genügen da auch nicht, denn zwanzig oder dreißig „Köpfe“ bringen das immer wieder ein. Wie auf dem Sclavenhandel aber Zuchthaus oder der Galgen steht, so müßten auch solche Seelenverkäufer mit wenigstens schwerer Zuchthausstrafe bedroht werden, wenn sie sich erfrechten, das Gesetz zu brechen.

Die brasilianische Regierung wird ebenfalls das Ihrige thun, solchem Unwesen entgegenzuarbeiten

und es für die Zukunft zu erschweren — denn unmöglich machen kann sie es eben so wenig, wie die deutschen Regierungen dem Unfug in ihrem eigenen Lande steuern können.

Die brasilianische Regierung wird überhaupt von jetzt an ein ganz anderes System mit der Auswanderung befolgen, und keine Colonisten mehr auf ihre Kosten hinüberkommen lassen. Eben so habe ich gegründete Hoffnung zu glauben, daß sie sich von allen Agenten lossagen wird, und was in meinen Kräften stand, sie von der Gefahr einer solchen Hülfe zu überzeugen, habe ich redlich gethan. Es mag ehrliche Menschen unter den Auswanderungs-Agenten geben, aber — das Geschäft ist schmutzig. Wer sich vom Kopfgeld nährt, kann nicht Anspruch auf die Achtung der Welt machen, und einer anständigen Regierung ziemt es besonders nicht, mit solchen Leuten in direkter und thätiger Verbindung zu stehen.

Man wird den Auswanderern nach Brasilien also nach wie vor Land und, wenn sie es bedürfen, auch auf das Land Vorschüsse geben, aber sie sollen den Boden als vollkommen freie Arbeiter betreten und darauf leben, und damit wäre schon ein ungeheurer Fortschritt in der Colonisation geschehen. Allerdings werden nicht mehr

eine solche Unzahl von Köpfen hinübergeliefert werden, aber so viel bessere Colonisten werden sie auch dafür bekommen und die Mißstände sich dann von selber heben, die jetzt noch der freien Entwickelung des deutschen Lebens entgegenstehen.

Für den Handwerker und besonders den Bauer aber, für alle solche Leute, die arbeiten können und wollen, giebt es — und das behaupte ich Allen in die Zähne, die aus Unwissenheit oder anderen Beweggründen jetzt ein Zetergeschrei gegen Brasilien erheben — kein Land in der Welt, das sich besser und vortheilhafter für deutsche Auswanderung eignete, als die südlichen Provinzen Brasiliens.

Die Schattenseiten Brasiliens werde ich nicht verschweigen, und Brasilien hat deren so gut wie irgend ein anderer Theil der Welt — wir dürfen aber auch nicht ungerecht gegen ein Land sein, dessen Regierung sich wirklich ernstliche Mühe giebt, es vorwärts zu bringen, und das besonders Tausenden und aber Tausenden unserer Landsleute eine freundliche und gesicherte Heimath geboten hat.

Ich rede hier nicht von den nördlichen Provinzen Brasiliens. Ich kenne sie nicht und möchte auch meinen Landsleuten nicht rathen, sich dort niederzulassen, denn wenn auch in den Hochebenen

ein wirklich gesundes Klima herrschen soll, wird der deutsche Arbeiter **dort** seine Arbeit nur mit dem **Sclaven** theilen, und erst einer späteren Zeit ist es vielleicht vorbehalten, das abzuändern.

Der Süden Brasiliens hat dagegen ein, dem deutschen Körper vollkommen zusagendes Klima, sein Boden ist fruchtbar, ja an manchen Stellen reich, die Regierung eine liberale und vernünftige, die Verbindungen mit dem Innern sind noch unvollkommen, aber sie bestehen doch, die verschiedensten Producte finden, wenn sie eben zu Markt geschafft werden können, einen guten Absatz, und **alle** deutsche Colonisten, die ich dort sprach — und ich habe auf den verschiedenen Colonien **viele** gesprochen — befanden sich wohl und bestätigten mir wieder und wieder das oft Gehörte: Brasilien ist ein ganz gutes Land, und wer hier arbeiten will, kommt schon fort.

Daß es auch unzufriedene Leute dort giebt, kann Niemand leugnen — wo giebt es deren nicht! Geht man aber ihrer Unzufriedenheit auf den Grund, so wurzelt dieselbe fast stets in der eigenen Faulheit, oder Unfähigkeit zu arbeiten, und die meisten solcher Leute haben es nur allein sich selber zuzuschreiben, wenn sie sich nicht aus

ihren ungünstigen Verhältnissen herausreißen konnten.

In Santa Catharina hatte ich allerdings Gelegenheit, eine Anzahl jener armen Menschen zu sehen, die neun oder zehn Jahre im Norden des Landes als wirklich „weiße Sclaven“ unter dem Fluch und Druck der Parcerieverträge gelebt, und in der ewig langen Zeit nicht allein Nichts erübrigt, sondern auch selbst das Wenige, was sie vielleicht mitgebracht, verloren hatten.

Es waren elende, hohläugige Gestalten, bleich und abgezehrt, und mit Schaudern sprachen sie von der Zeit, die sie dort oben verlebt. Jetzt aber wurden sie auf Regierungskosten — nicht auf Kosten der deutschen, sondern auf Kosten der brasilianischen Regierung — nach anderen Colonien geschafft, um dort ein neues Leben zu beginnen, und ihrer eigenen Aussage nach hofften sie, mit den Erfahrungen, die sie bis jetzt im Lande gemacht, bald etwas Ordentliches vor sich zu bringen.

Wohin ich in der Provinz Rio Grande kam, fand ich unter den Colonisten Wohlstand und Gesundheit, und betritt man eine ihrer kleinen Städte, so tönt Einem von allen Seiten Musik und fröhliche Lust entgegen. Der Boden, der

für die Colonien ausgesucht worden, ist in den meisten Fällen gut, und wo die Leute ihre Besitzung nur acht bis zehn Jahre in Arbeit hatten, ließen die Landgüter wirklich kaum noch Etwas zu wünschen übrig — wenn es nicht in vielen Fällen der Weg gewesen wäre, der vorbeiführte.

Die Regierung hat dabei enorme Summen auf diese Colonisten verwandt, und sehr vielen davon nicht allein freie Passage, sondern auch das Land frei und außerdem sogenannte Subsidiengelder gegeben, sie in ihrem ersten Beginn mit dem neuen Lande zu unterstützen. Diese Gelder sind ihnen eben so zinsfrei zugestanden worden, und keiner der Colonisten ist mit der Rückzahlung derselben gedrängt worden. Es leben Viele, die sie schon seit 30 Jahren schulden, und gar nicht einmal wissen, ob sie ihnen je wieder abgefordert werden, wenn sie auch recht gut im Stande wären, sie zu bezahlen.

So finden wir das überall, wo die Regierung selber freie Hand hatte; sie that Alles, was in ihren Kräften stand, die Einwanderung zu fördern und dem Einwanderer den Beginn des neuen Lebens nach Kräften zu erleichtern. Dem entgegen arbeiten freilich die unteren Beamten, nicht immer aus bösem Willen, sehr häufig aus Indo-

lenz, oft aber auch, um von den bewilligten und von der Regierung freigebig genug gespendeten Geldern so viel als möglich in die eigenen Taschen zu bringen, und dadurch werden allerdings nicht selten bedeutende Mißstände hervorgerufen.

Aehnliches finden wir überall in den südamerikanischen Staaten, aber mehr fast noch in den Republiken, besonders in Peru, als in diesem Kaiserreich. Die Zustände sind hier mehr stabil; die einmal angestellten Beamten wechseln nicht so oft wie in jenen, alle Augenblicke überstürzten Republiken, wo dann Jeder, der im Stande ist, die Hand nach einem Staatsgeldbeutel auszustrecken, mit gierigen Fingern zugreift, um seine eigenen Taschen nur so rasch als möglich zu füllen; weiß er doch nie, ob ihm schon morgen noch die nämliche Gelegenheit geboten wird.

Die Indolenz wirkt aber jetzt noch weit nachtheiliger für die Colonisten, als der Betrug. So z. B. ist von der Regierung bestimmt, daß fortwährend in den verschiedenen Colonien genug vermessenes Land vorhanden sei, den eintreffenden Colonisten das ihnen zugetheilte Land anzuweisen. Mit den bewilligten und meistens auf sechs Monate gezahlten Subsidien konnten sie dann ihren ersten Haushalt einrichten und sorgenfrei leben,

bis ihr urbargemachtes Land ihnen eine Ernte giebt.

Wenn das nun gewissenhaft ausgeführt würde, wäre Alles in Ordnung, und die neu eingebrachten Colonisten fänden gerade in der ersten und für den neu Eingewanderten immer schwersten Zeit eine tüchtige Hülfe und Unterstützung. Wo ich aber auch war, in der Provinz Rio Grande sowohl, wie in der von Santa Catharina, fehlte es fortwährend an vermessenen Ländereien, so daß die Auswanderer nicht an den Ort ihrer Bestimmung befördert werden konnten, und in den für sie hergerichteten Empfangshäusern zwei, drei, vier, ja manchmal volle sechs Monate liegen mußten, ehe sie ihre Arbeiten beginnen konnten.

Die Subsidiengelder bekamen sie allerdings regelmäßig ausgezahlt, und Keiner von ihnen brauchte Noth zu leiden, aber die Sache hatte doch für sie, so wohl sie sich anscheinend dabei befanden, eine Masse von bösartigen Nachtheilen, die sich erst später herausstellten.

Vor allen Dingen setzten sie das, schon auf dem Schiffe geführte müssige Leben fort, und tranken und bummelten den ganzen Tag, dann geriethen sie durch die Annahme der Subsidien in Schulden, und hatten ohnedies nicht den gering-

sten Nutzen davon, ja versäumten nicht selten sogar noch die Saatzeit, die sie, wenn gleich an Ort und Stelle gebracht, hätten benutzen können.

Nur erst, wenn es gar nicht mehr anging sie länger zurückzuhalten, und sie untergebracht werden mußten, geschah das, und jetzt Hals über Kopf, so daß man sie sogar einige Male in die unglücklichsten Situationen brachte.

So hatte man es einmal mit den für die Colonie Santa Cruz Bestimmten getrieben, und um sie endlich nur los zu werden, vermaß man dicht am Rio Pardingo eine Strecke Land für die Colonie in aller Eile, und schaffte die Colonisten dorthin. Umsonst stellten Männer, welche die Bodenverhältnisse dort kannten, dem damaligen Präsidenten von Rio Grande die unglückliche Wahl jenes Platzes vor, der auf so tiefem Boden lag, daß er von dem austretenden Strom überfluthet werden mußte. Es half Alles nichts — die Zeit war verflossen, ein anderer Platz nicht vermessen, und die armen Colonisten wurden richtig auf das niedere Flußufer gesetzt, wo das Befürchtete denn auch nicht lange auf sich warten ließ. Der Fluß überströmte seine Ufer mehrere Male, zerstörte gründlich alle dort begonnenen Arbeiten, verschlang sogar mehrere der armen Bewohner und zwang

den Präsidenten jetzt endlich, ihnen doch einen andern Aufenthalt anzuweisen.

Trotzdem geschieht das noch täglich; das nöthige Land wird nicht eher vermessen, bis die armen Teufel ihre Subsidien-Gelder fast vollständig verzehrt haben, und die Regierung in Rio de Janeiro hat gut Ordres geben; das Land ist eben zu ungeheuer groß, um Alles genau zu überwachen, und man weiß nicht einmal, an wem jedesmal die Schuld dieser Vernachlässigung liegt, an dem Präsidenten der Provinz, oder an dem betreffenden Direktor der Colonie.

Die Colonien haben nämlich von der Regierung eingesetzte Direktoren, denen an den meisten Orten auch gleichfalls Polizeigewalt eingeräumt ist, indem man sie zugleich zu Subdelegaten wählt — ein ganz ähnliches Verhältniß, wie es seiner Zeit in Preußen mit den Landräthen stattfand, und an vielen Stellen mit den nämlichen nachtheiligen Folgen.

Diese Direktoren sind fast sämmtlich — ja, ich glaube alle — Deutsche aus den gebildeten Ständen — in sehr häufigen Fällen Adelige — und die Regierung wollte sich dadurch eine natürliche und beiden Theilen zusagende Vermittelung zwischen den Colonisten und sich selber herstellen und

erhalten. Wo sie es nun traf, daß sie einen wackern und tüchtigen Mann zum Direktor ernannte, ging die Sache auch recht gut, und das System erwies sich ganz vortrefflich; überall scheint das aber nicht der Fall zu sein, und kleine Tyrannen, mit Polizeigewalt in Händen, richteten Unheil an.

Außerdem hat eine solche Einrichtung einen andern Nachtheil für das gesellschaftliche Leben der Colonie, der in dem ganzen Treiben amerikanischer Verhältnisse begründet ist.

Ein gebildeter Mann kann nämlich nicht, wenn er auch selber den besten Willen dazu hätte, mit unseren gewöhnlichen rohen Arbeitern gesellschaftlich verkehren. Die Schuld daran liegt allerdings nicht an der arbeitenden Klasse selber, sondern eben an dem Fluch ihrer Erziehung, an der gedrückten Stellung, die sie in der Heimath einnahmen, an dem beschränkten Unterricht, den sie dort genossen, an dem Umgang, auf den sie dort einzig und allein beschränkt blieben, und dessen trauriges Resultat wir erst dann recht deutlich vor Augen sehen, wenn wir mit anderen Völkern in Berührung kommen.

Der nordamerikanische Farmer sowohl, wie alle südamerikanischen Stämme, und wenn er von

noch so armen Eltern und auf dem Lande geboren ist, hat stets einen natürlichen Tact, sich zu benehmen. Er weiß dabei von Jugend auf, daß er ein freier Mann ist, und gesteht von vornherein keinem Andern ein Uebergewicht über sich zu. Der arme deutsche Arbeiter und Bauer dagegen, der daheim vor lauter Obrigkeiten gar nicht wußte, wie er unterducken sollte, hört schon daheim, daß er in Amerika frei und unabhängig sei, sieht, da angekommen, daß dem wirklich so ist, und sucht nun ängstlich jede Gelegenheit, Andere merken zu lassen, daß er sich so fühlt. Er kennt aber keineswegs die Grenze, in der er sich bewegen muß, wenn er dem Nächsten dieselben Rechte zugestehen will, die er für sich selber beansprucht, und die natürliche Folge davon ist, daß er, anstatt sich zwanglos und anständig zu benehmen, grob und unverschämt wird, und Jeden, der einen guten Rock anhat, in scharfem Verdacht hat, daß er seine Gleichberechtigung nicht anerkennen wolle.

Natürlich zieht man sich von ihm zurück, und er schreit jetzt entrüstet über den Stolz der Leute, die doch eigentlich nur seiner unangenehmen Grobheit aus dem Wege gehen, und aus einem Umgang mit ihm nicht die geringste Befriedigung gewinnen können.

Der Direktor einer Colonie sucht sich deßhalb seinen Umgang, wie das nicht anders sein kann, unter den gebildeten Colonisten, die zu seinem Hause jeder Zeit freien Zutritt haben, während es die andere Klasse nur dann betritt, wenn sie irgend Etwas verlangen will, oder dahin beschieden wird. Dadurch bilden sich aber natürlich augenblicklich zwei Parteien in einer Colonie, und wie gefährlich das für ein junges Land ist, weiß ein Jeder, der dessen Verhältnisse nur etwas genauer kennt.

Mißbraucht der Direktor dann noch außerdem seine Amtsgewalt, wie das in einigen Colonien vorgekommen ist — denn manchem der Herren stecken noch die alten deutschen Ideen von Porzellanerde und Lehm im Kopfe — so ist der Klagen und Beschwerden kein Ende, und die ganze Colonie kommt zuletzt in einen schlechten Ruf.

Anderer Seits läßt es sich aber auch wieder nicht leugnen, daß das Leben eines Direktors, wenn er es wirklich gut mit seiner Colonie meint, ein keineswegs „ruhiges Brod" genannt werden kann, und es gehört besonders ein richtiger Tact dazu, den eben freigelassenen deutschen Bauer so zu behandeln, daß er sich nicht mit Recht beklagen kann, daß er aber auch nicht über die

Stränge schlägt. Einigen der Herren ist das auch vollkommen gut gelungen, und ihre Colonien sind jetzt nicht allein in einem blühenden Zustande, sondern neue Colonisten werden ihnen auch fortwährend zugeführt. „Dort geht hin," sagen die schon länger im Lande Befindlichen zu den neu Eintreffenden. — „Das ist eine gute Colonie, und dort geht es Euch gut," während sie vor den anderen, die vielleicht eben so gute oder bessere Bodenverhältnisse haben, warnen.

Die Einrichtung mit den Direktoren mag sehr viel für sich haben, ich gebe es zu — aber sie hat auch sehr viel, und vielleicht mehr, gegen sich, und ich meinestheils würde ein Verhältniß, wie ich es in der deutschen Colonie in Peru gefunden, vorziehen, wo nämlich nur der Staat eine obere Behörde mit Polizeigewalt in der Colonie erhielt, während die Colonisten selber Einen aus ihrer Mitte zum Bürgermeister auf ein oder zwei Jahr ernannten. Solcher Art lebten die Colonisten dort in Frieden und Eintracht, und keine einzige Klage wurde laut, während ich fest überzeugt bin, daß im andern Falle — wenn selbst die Regierung den sehr beliebten Pfarrer zum Direktor ernannt hätte, Streit und Hader kein Ende gefunden.

Ich habe übrigens Ursache zu glauben, daß

die brasilianische Regierung in nächster Zeit ein Experiment auf diese Art machen wird, und wir werden dann sehen, welchen Erfolg es hat.

Einen großen Nachtheil übte, besonders in den Colonien von Rio Grande, der Mangel an guten Verbindungswegen auf den Ertrag der verschiedenen Colonien aus, und zum Theil trägt da wohl die Regierung, zum sehr großen Theil aber auch der Colonist selber die Schuld, dem das noch von Deutschland her in den Knochen steckt, daß er nie für sich selber denkt und handelt, sondern Alles nach Kräften „der Regierung" überläßt.

Besonders in den Colonien von St. Leopoldo und Santa Cruz besteht der Boden großentheils aus schwerer rother Erde, und wird häufig von kleinen Bächen und Thälern oder Einschnitten durchkreuzt. Wo nun die Colonien am Wege liegen und das hohe Holz gefällt wurde, hält sich der Weg ziemlich trocken, wo aber noch eine Strecke Regierungsland vielleicht liegt, das mit seinem dichten Laubholz die durchgehauene Straße überschattet, da entstehen nicht selten fast grundlose Löcher, in denen Geschirr und Pferde stecken bleiben. Der Colonist, so lange er nicht dazu gezwungen wird, rührt aber da keine Hand an,

wenn er auch zehnmal dort hindurch muß. „Das ist Regierungsland,“ sagt er, „das geht mich Nichts an, das mag die Regierung machen lassen,“ und da nur er und nicht die Regierung dort gewöhnlich im Drecke stecken bleibt, so lassen beide Theile ruhig den Weg beim Alten.

Viel mehr soll in den nördlichen Colonien der Provinz Santa Catharina, in Blumenau und Donna Francisca für Wegbau gethan sein, und von Rio de Janeiro aus baut jetzt die Regierung eine wundervolle Straße weit in das innere Land hinein, von der schon über zwanzig Leguas beendet sind, und die sich den besten Chausseen der Welt an die Seite stellen kann.

Wie aber auch bei manchen solchen Anlagen Regierungsgelder von leichtsinnigen oder gewissenlosen Beamten oft geradezu auf die Straße geworfen werden, davon erfuhr ich besonders in der Provinz Rio Grande zwei fast unglaubliche Beispiele, die aber leider vollkommen begründete Thatsachen sind.

So erbot sich in Porto Alegre unter dem vorigen Präsidenten ein guter Freund, den Rio Pardingo, der durch die ganze Colonie Santa Cruz strömt, von allen darin befindlichen Hindernissen zu räumen und fahr- und schiffbar zu machen.

Diese Arbeit wäre allerdings für die Colonisten, die in der Regenzeit fast grundlose Wege befahren müssen, von der größten Wohlthat gewesen, und die Regierung bewilligte die Forderung des Herrn, der sich erbot, die ganze Arbeit für 11 Contos de Reis auszuführen. (Das Conto de Reis zu 500 Dollar.)

Der Unternehmer begann seine Arbeit in vielversprechender Weise, indem er mit der Reinigung des kleinen Flusses schon von oben begann, so daß alles Holz, was er eben absägte, natürlich weiter unten wieder antrieb. Niemand revidirte aber seine Arbeit oder bekümmerte sich um ihn. Es war ein „guter Freund," der seine Sache schon machen würde, und eines Tages, bei sehr hohem Wasser, setzte er einen Colonisten in ein Canoe, ließ ihn den Strom hinunterfahren, und ging dann augenblicklich in die Stadt, sein Geld für Reinigung des Stromes in Empfang zu nehmen. Der Name dieses guten Freundes war Rafael d'Azambouche, und da man weder eine Revision der gethanen Arbeit während der Flußreinigung, noch nachher für nöthig hielt, so bekam er seine 11 Contos de Reis, etwa 5500 Dollar, ohne Weiteres ausgezahlt.

Die Arbeit war indessen so vortrefflich been-

det, daß der Colonist, als der Fluß etwas fiel, nicht einmal mit seinem Canoe wieder zurückfahren konnte, und ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß der Strom nach wie vor, trotz der hineingeworfenen 11 Contos, unfahrbar blieb.

Noch ärger wurde es mit einer, etwa eine Legua von Rio Pardo gelegenen Brücke getrieben, die den Namen Ponte de Pase de Coito führt, und wo ein anderer „guter Freund" acht und vierzig Contos de Reis zur Belohnung bekam, daß er ein völlig unbrauchbares Werk aufgeführt hatte. Die Brücke war kaum fertig und ohne weitere Revision bezahlt worden, als sie einen sehr bösartigen Sprung bekam, und das Unglaubliche geschah, daß man nämlich dem Contrahenten, als man fürchtete, daß die Brücke noch vor dem Gebrauch einstürzen würde, noch sechs Contos extra bewilligte, um — den oberen Theil der Brücke wieder abzutragen, dessen Steine nachher ganz harmlos gen Rio Pardo gefahren wurden, um zum Pflastern zu dienen.

Der Name dieses guten Freundes war Antonio Luis de Costa Esteves, der 54 Contos de Reis, also ein Capital von 27,000 Dollar bekam, die er, ohne dafür das Geringste geleistet zu haben, in die Tasche steckte, und diese 54 Contos

der Brücke und die 11 des Flusses, also 65 Contos de Reis, wurden, als für die Colonien verwandt, diesen zur Last geschrieben, während die Colonien selber nicht das Geringste davon hatten, und sich nur zwei gute Freunde damit bereicherten.

Andere Wegbauten unterblieben, weil sie dem Direktor nicht in den Kram paßten. So erboten sich die Colonisten von Santa Cruz, einen direkten Weg durch den Wald anzulegen, der einen großen Bogen grundloser Straße abschnitt. Der damalige Direktor Ant. Prudente da Fouzeka ging aber nicht darauf ein, weil er — selber dort unten eine Colonie liegen hatte, die ihm von dem neu beabsichtigten Wege durchschnitten worden wäre.

Solche Dinge sollen in Masse in dem weiten Reiche vorfallen; anstatt sich aber in solchen bemerkenswerthen Fällen direkt an die Central-Regierung zu wenden und auf Untersuchung der Sache zu dringen, begnügen sich die Colonisten, die beliebte Faust in der Tasche zu machen, und einfach darüber zu räsonniren, wonach dann natürlich Alles beim Alten bleibt.

Ein sehr großer Nachtheil besteht bis jetzt noch in ganz Brasilien für den Protestanten, von welchem Lande er auch immer komme, und

das ist die Ungültigkeit der protestantischen Ehen, die nicht allein das heiligste Band zu einem Concubinat herabwürdigt, sondern auch selbst das Erbrecht der Kinder wie der Frau in vielen Fällen ernstlich gefährdet.

Die Regierung gab den Bitten der Protestanten nach und legte den Kammern ein Gesetz vor, nach dem die Civilehe in Kraft treten sollte, wie das ja auch in Chile der Fall ist. Wer sich dann damit nicht begnügen wollte, dem stand es ja immer frei, sich nachher noch von einem Geistlichen seiner Kirche einsegnen zu lassen. Die Kammern waren aber mit diesem, den Protestanten halbwege günstigen Gesetz nicht zufrieden, ein großer Theil der Abgeordneten gehörte überdies dem katholischen geistlichen Stande an. Diese schrieen Zeter über eine Entweihung ihrer „Religion," wie sie's nannten, hielten es natürlich — wie stets unter solchen Umständen, „für ihre Pflicht," da einzuschreiten, und da sie auch noch den besten und intelligentesten Redner der Kammern, Joaquim Pinto de Campos, auf ihrer Seite hatten, mußte die Regierung die Civilehe fallen lassen, und es kam in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Brasilien ein Ehegesetz zu Stande, das weder Hand noch Fuß hat, und die Protestanten nach wie

vor der Willkür oder der Verdrehung der Gesetze überläßt.

Wie unumgänglich nöthig ein solches Gesetz wäre, dafür liegen eclatante Beispiele vor, denn schon 1857 passirte der nachstehende Fall, und in neuerer Zeit sind ähnliche vorgekommen. Damals erließen die Protestanten ein Rundschreiben, mit Darlegung der Thatsache, und diese ist widerlich genug für beide Theile, für die protestantischen Eheleute sowohl, wie für den katholischen Pfaffen. Die wichtigsten Stellen dieses Circulars lauten:

„Es ist in diesen letzten Tagen eine Thatsache vorgefallen, geeignet, die ernstesten Betrachtungen bei uns hervorzurufen, und damit Niemand in Zweifel bleibe, welches bis jetzt die wahre Stellung der Protestanten in Brasilien ist, so bringt man Folgendes zur allgemeinen Kunde.

„Unser Glaubensgenosse und Gemeindemitglied, Johann Schopp, von Geburt ein Schweizer, wird am 15. November 1845 in der deutsch-evangelischen Kirche von Rio de Janeiro mit Margarethe Kerth aus Rheinbaiern, ebenfalls evangelischer Confession, getraut. In Folge ehelicher Mißhelligkeiten kommen beide Ehegatten vor etwa 20 Monaten überein, sich von Tisch und Bett zu trennen, und Schopp händigt unkluger Weise seiner Frau

die Hälfte seines Vermögens ein, welches von ihr benutzt wird, ihrem Verführer Subsistenzmittel zu gewähren. Vorigen Monat gelangt zu Schopp's Kunde: seine Frau beabsichtige, sich, unter Abschwören der Religion ihrer Väter, mit ihrem Verführer zu verheirathen. Um es zu verhindern, begiebt sich Schopp sogleich persönlich zur geistlichen Oberbehörde, dem Bischof, und nachdem er ihn mündlich von allen Umständen hinreichend unterrichtet, übergiebt er ihm eine Bittschrift, worin er den Bischof ersucht, Maßregeln zu treffen, um erwähntem verbrecherischen Vorhaben vorzubeugen.

„Der Bischof schreibt eigenhändig auf die Schrift: Die Pfarreien seien andurch in Kenntniß gesetzt, und die Bittschrift werde auf der geistlichen Kammer niedergelegt.

„In seltsamem Widerspruch mit diesem günstigen Bescheid erfährt Schopp einige Tage darauf, der Bischof habe seiner Frau wirklich die Ermächtigung ertheilt, nachdem sie am 24. Januar katholisch geworden, eine zweite Ehe einzugehen, welche denn auch am 4. Februar durch einen katholischen Geistlichen, zum Spott und Hohn unserer protestantischen Religion, kirchlich vollzogen wurde."

Der Erlaß des würdigen Bischofs lautet, wie folgt:

„Emmanuel, durch Gottes Erbarmen und des Apostolischen Stuhles Gnade Bischof von St. Sebastião oder Rio de Janeiro.

„Wir bezeugen andurch auf Verlangen, daß Frau Margarethe Kerth, vormals Protestantin und als solche verheirathet nach dem Ritus der evangelischen Gemeinde mit Hrn. Johann Schopp, sich kürzlich mit der Bitte an mich wandte, die protestantische Ketzerei abzuschwören und den katholischen Glauben anzunehmen, welchem Verlangen ich mit bestem Willen genügte, und in Person den Widerruf des Irrglaubens entgegennahm, gemäß dem Gebrauch der katholischen Kirche.

Besagte Frau Margarethe bat mich hierauf um Erlaubniß, sich mit Herrn Franklin Brasileiro Jansen Lima, römischem Katholiken, zu welchem sie sich hingezogen fühlte (para quem se ella inclinava), zu verheirathen, und auch diese Erlaubniß gab ich ihr durch Bescheid vom 27. Januar l. J., da nach Einhalten des üblichen Verfahrens kein canonisches Hinderniß zwischen Franklin und Margarethe sich gezeigt hatte, und die Heirath Letzterer mit Schopp augenscheinlich ungültig ist, als gefeiert gegen

die Form des im Kaiserreiche publicirten und immer beobachteten Tridentiner Concils.

Palast der Conceicão, 5. Febr. 1857.

(unterz.) † Manoel, Bischof,
Graf, Capellão-Mór."

Hierin war also klar und deutlich ausgesprochen, daß in Brasilien alle Ehen, nach protestantischem Ritus eingesegnet, von Katholiken und Gesetz als ungesetzlich und nicht bestehend angesehen werden; und nach dem Vorgang mit den Schoppschen Eheleuten konnte irgend ein protestantischer Ehegatte nur einfach zur katholischen Religion übergehen, um die protestantisch geschlossene Ehe völlig gelöst zu haben. Aehnliche Fälle sind in der That später noch mehrere vorgekommen, und nicht allein sagt der Bericht ganz wahr, daß durch ein solches unnatürliches Verhältniß dem Laster Thor und Thür geöffnet würde, sondern selbst in den glücklichsten Ehen sind Frau und Kinder bei dem Ableben des Mannes auf das Ernstlichste gefährdet, von den brasilianischen Behörden die Erbschaft verschluckt zu sehen, wenn sie sich nicht vorher ganz entschieden durch Contracte dagegen versichert haben.

Der jetzige Präsident von Rio Grande, ein allgemein geachteter und vernünftiger Mann, hat,

darüber angesprochen, selber geäußert, „daß dieser Zustand der Gesetze ein sehr beklagenswerther sei, und eigentliche Confiscationen protestantischer Hinterlassenschaften wohl nur deßhalb noch nicht stattgefunden hätten, weil — bis jetzt noch keine solche Erbschaft verführerisch genug dazu gewesen wäre."

Ein solcher Zustand bestand factisch und besteht eigentlich noch bis auf diesen Tag, denn das neu erlassene Ehegesetz, das ganz kürzlich vom Senat sanctionirt wurde, hebt dies keineswegs auf, und läuft in der That, während es jeder Art von Processen Thor und Thür öffnet, auf reine Wortklauberei hinaus. Es lautet wörtlich:

Decret Nr. 1. 144. vom 11. September 1861.

Artikel 1. Die bürgerlichen Wirkungen (os effeitos civis) der, in Gemäßheit der Reichsgesetze geschlossenen Ehen werden ausgedehnt:

§. 1. Auf die außerhalb des Reiches geschlossenen Ehen von Personen, welche sich zu einer von der des Staates abweichenden Religion bekennen, insofern sie in Gemäßheit des Ritus, oder der Gesetze geschlossen worden sind, denen die Contrahenten unterworfen waren.

§. 2. Auf die innerhalb des Reiches, vor Erlaß dieses Gesetzes geschlossenen Ehen von Personen, welche sich zu einer von der des Staates abweichenden Religion bekennen, insofern sie in Gemäßheit des Brauches oder der Vorschriften der resp. Religionen

geschlossen und mit Zeugnissen zu erweisen sind, aus welchen die Feier des religiösen Aktes erhellt.

§. 3. Auf die innerhalb des Reiches nach Erlaß dieses Gesetzes geschlossenen Ehen von Personen, welche sich zu einer von der des Staates abweichenden Religion bekennen, insofern sie, in Gemäßheit des Brauches oder der Vorschriften der resp. Religionen geschlossen sind und die Feier des religiösen Aktes durch das competente Register und in der noch näher zu bestimmenden Form erwiesen werden kann.

§. 4. Die Ehen, von welchen die §§. 2 und 3 handeln, können jedoch die Wohlthat dieses Gesetzes nicht genießen, wenn gegen die Contrahenten auf sie anwendbare Hindernisse vorliegen, die den zu Kraft bestehenden Reichsgesetzen zufolge eine Ehe unter Katholiken unzulässig machen.

Artikel 2. Die Regierung wird über Register und Beurkundung Verfügung treffen, sowohl dieser Ehen, als der Geburten und Todesfälle von Personen, welche sich nicht zur katholischen Religion bekennen, wie auch über die nöthigen Bedingungen, unter denen die Geistlichen tolerirter Religionen Akte vornehmen können, welche bürgerliche Wirkungen zur Folge haben.

Artikel 3. Die diesem entgegenstehenden Bestimmungen werden aufgehoben.

Dies Alles klingt nun, wenn man es so obenhin liest, ganz leidlich, und man könnte dadurch zu dem Glauben veranlaßt werden, daß mit diesem Gesetz alle die früher bestandenen Schwierig-

keiten aus dem Wege geräumt wären. Gleich bei der Verhandlung über dieses Gesetz in den Kammern aber griff es ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, Dr. Carlos Kornis de Totrarad, auf das Entschiedenste an, und warf eigentlich die ganze mögliche Wirksamkeit desselben über den Haufen, indem er frug, ob ihm ein Einziger der Anwesenden in dem Codex des Gesetzes die Bedeutung der Worte „effeitos civis" oder die bürgerliche Wirkung, die demnach gar nicht in den brasilianischen Gesetzen besteht, und auf welche doch dieses ganze Gesetz einzig und allein fußt — erklären könne.

Aber wäre das selbst nicht der Fall, wäre die Meinung dieser effeitos civis in der That ganz klar und unverfänglich, so würde der 4te Paragraph doch wieder die meisten der den protestantischen Ehen zugestandenen Rechte über den Haufen werfen und es allein der Willkür brasilianischer Richter und Bischöfe anheimgeben, das ganze Gesetz nach eigenem Gutdünken auszulegen.

Ganz unmöglich und eben so ungesetzlich, als bisher, wären diesem Paragraphen nach

a) Ehen in besonderen Verwandtschaftsgraden, z. B. mit der Schwester der verstorbenen Frau oder umgekehrt;

b) Ehen nach Scheidung;
c) gemischte Ehen zwischen Protestanten und Katholiken. (Und wer steht selbst den rein protestantischen Ehen dafür, daß, wenn eines der Theile zum Katholicismus übertritt, um die Ehe zu lösen, die Priester ein solches Vorhaben nicht unterstützen würden — was jedenfalls geschähe.)

Die nachtheiligen Folgen dieses schwankenden Gesetzes werden sich auch sicherlich nur zu bald herausstellen, denn die durch „Gottes Erbarmen" eingesetzte Geistlichkeit giebt einmal keinen Frieden, und es bleibt den Protestanten weiter Nichts übrig, als eben wieder und wieder gegen eine solche Vorenthaltung ihrer heiligsten und auch zugesagten Rechte zu protestiren. Leider verhindert sie die Unwissenheit und dadurch Gleichgültigkeit der großen Masse, und die Uneinigkeit Aller, einen gemeinsamen und energischen Schritt zu thun, und dieser traurige Zustand wird so lange fortdauern, bis es den Brasilianern selber einmal gefällig ist, das Gesetz zu Gunsten ihrer protestantischen Unterthanen abzuändern.

Die deutschen Protestanten in Rio de Janeiro haben übrigens dem wackern Dr. Carlos Kornis de Totrarad, der sich so kräftig ihrer angenom-

men, eine mit vielen Unterschriften bedeckte Dankadresse zugesandt.

Eine andere Sache, über welche sich die brasilianischen Colonisten der südlichen Provinzen mit Recht noch beklagen, ist das Vorenthalten der längst versprochenen Besitztitel, und zwar nicht etwa in böswilliger Absicht, sie um erworbene Rechte zu betrügen, sondern einzig und allein in Folge brasilianischer Indolenz, Faulheit und Unwissenheit der unteren Beamten, die mit der, durch die Länge der Zeit verwickelten Arbeit nicht mehr fertig werden.

In St. Leopoldo z. B., einer der ältesten Colonien Brasiliens, die schon einige dreißig Jahre besteht, wurde mir von vielen, mit den Verhältnissen genau bekannten Leuten die feste Versicherung ggeeben, daß sie es für vollständig unmöglich für die Regierung hielten, den Colonisten die Besitztitel über das versprochene Terrain einzuhändigen. Die Vermessung der Colonien ist nämlich in früherer Zeit so fabelhaft leichtsinnig betrieben worden, daß die eigentlichen Grenzen, dort besonders, wo sie im Rücken zusammenstoßen, alle ineinander laufen sollen, und man versicherte mich, daß jedenfalls immer die sechste oder siebente Colonie vollständig ausfallen müßte, wenn Jeder die

ihm zugesprochene Quantität Land auch wirklich an derselben Stelle haben solle.

Trotz einem dagegen erlassenen Gesetz verkaufen die Colonisten nun schon wieder ihr Land an Andere, und manche Colonien (jedes einzelne Gut wird Colonie genannt) befindet sich bereits in dritter oder vierter Hand, ohne daß eine derselben ein rechtsgültiges Papier besitzt. Die Leute konnten aber auch nicht warten, bis es der Regierung einmal gefiele, die längst versprochenen Besitztitel auszugeben, denn die älteren Colonisten sind schon 34 Jahre im Lande, ihre Kinder wuchsen heran und verheiratheten sich wieder, und das kleine Gut, was für die Familie des ersten Einwanderers genügend war, reicht natürlich für die zahlreich herangewachsene Nachkommenschaft nicht mehr aus. Die Söhne mußten sich endlich nach anderen, in der Nachbarschaft gelegenen Colonien umsehen.

Daß durch die Verzögerung der Besitztitel der Regierung selber ein großer Schaden erwächst, kümmert jene unteren Beamten wenig. Den Colonisten kann nämlich nicht gut die in Subsidien vorgestreckte Summe wieder abgefordert werden, ehe sie die Besitztitel ausgeliefert bekommen, und so lange Jahre sind diese nun schon zinsfrei vor-

gestreckt worden, daß es selbst mit den Besitztiteln jetzt große Schwierigkeiten haben wird, sie einzukassiren. Viele von denen, welche die Subsidien erhalten, sind gestorben oder in andere Gegenden gezogen, und wo sie jetzt finden! Und wollte man die Schuld auf dem Lande haften lassen, so würde der jetzige Besitzer über Ungerechtigkeit schreien. Das ist übrigens nicht zu fürchten, denn bis jetzt ist die Regierung selber in Allem, was Geldsachen betraf, ungemein liberal und freigebig mit den Einwanderern verfahren.

Diese nämlichen Subsidien-Gelder bilden aber noch einen andern Grund von Mißverständnissen, an denen hauptsächlich unsere liebenswürdigen Auswanderungsagenten in Deutschland die Schuld tragen. Diese würdigen Leute wissen nämlich in merkwürdig leichter Weise alle Schwierigkeiten und Scrupel zu beseitigen, die dem Auswanderer etwa noch aufsteigen sollten, und so berufen sich denn auch jetzt eine Menge Colonisten — und ich zweifle gar nicht etwa, mit vollem Recht — darauf, daß ihnen die Agenten in Deutschland gesagt hätten, die vorgestreckten Subsidien-Gelder würden ihnen nie wieder abgefordert werden. Das geschah natürlich nur allein in der guten Absicht, die Auswanderer mit ihren ewigen Bedenklichkeiten

endlich loszuwerden und ihre Kopfzahl an Bord, laut eingegangenem Contract, voll zu bekommen. Sie konnten nicht wissen, ob die brasilianische Regierung den Colonisten später die Subsidien-Gelder schenken würde, aber sie mußten wissen, daß die Rückzahlung, einige wenige Fälle ausgenommen, sogar festgestellt war, und dennoch hefteten sie den armen Auswanderern eine neue Täuschung auf, die sie, wenn erkannt, mit bitterem Unmuth erfüllen mußte.

Lasse sich deßhalb Keiner, der nach Brasilien auswandert, durch gewissenlose Menschen über die Verhältnisse dieser Rückzahlung täuschen. Die Subsidien-Gelder müssen, wo man sie den Colonisten nicht gutwillig aus irgend einer Ursache schenkt, zurückgezahlt werden, und der Colonist bekommt sogar ein Buch von der Regierung, worin die ihm vorgestreckten Summen eingezeichnet stehen, und in dem es wörtlich lautet:

1) Die Provinz gewährt den Colonisten Land, Beförderung und Unterstützung im Wege des Darlehns, ohne Zinsen.
2) Alle Auslagen, welche für den Colonisten und dessen Familie gemacht werden, laufen auf seine Rechnung, und müssen von demselben unfehlbar innerhalb fünf

Jahren an die Provinzialkasse zurückgezahlt werden. — (Ich denke das ist deutlich genug.)

Für deutsche Protestanten möchten, alle dem Vorstehenden nach, die völlig ungesicherten Verhältnisse protestantischer Ehen, von denen man nicht einmal überzeugt ist, ob sie selbst unter dem Schutz des neuen Gesetzes Gültigkeit haben, allerdings abschreckend auf die Auswanderer wirken, und, ganz aufrichtig gesprochen, möchte ich ihnen nicht empfehlen, Brasilien zu ihrer neuen Heimath zu wählen, bis sich nicht diese Verhältnisse geändert — das heißt gebessert haben. Deutsche Katholiken werden aber schon jetzt nicht die geringsten Schwierigkeiten finden — wenn sie denn einmal auswandern wollen, ein neues, erfolgreiches Leben in Brasilien zu beginnen, denn trotz aller Schreier und Pessimisten bleibe ich dabei, daß der Süden des Landes, bis selbst in die Hochebenen in der Nähe von Rio de Janeiro, dem deutschen Ackerbauer die größten und wichtigsten Vortheile bietet, die er in keinem andern Lande der Welt günstiger erwarten darf.

Ganz entschieden bin ich aber dafür gegen eine Auswanderung in den Norden Brasiliens, wenn auch hier viele Hochebenen gesunde und

fruchtbare Landstriche dem europäischen Fleiß eröffnen würden. Während im Süden der deutsche Arbeiter geachtet ist, versteht man im Norden unter einem Arbeiter nur einen Sclaven, und meine deutschen Landsleute mögen sich wohl davor hüten, selbst die am Günstigsten lautenden Contracte nach jenen Ländern einzugehen. Sie werden sich nie wohl dort fühlen, und wir haben zahlreiche Beweise, daß alle Solche, die sich verleiten ließen, dorthin auszuwandern, ihr Möglichstes thaten, um wieder von dort wegzukommen und nach dem Süden zu gelangen. Der Süden ist auch wahrlich groß genug, und Tausende von Quadratmeilen harren noch der fleißigen Hand des Landbauers, den wilden Wald in einen fruchttragenden Garten zu verwandeln.

Während ich aber einer vernünftigen deutschen Auswanderung nach Brasilien mit recht fester Ueberzeugung das Wort rede, möchte ich alle Deutschen auch zugleich wohlmeinend ermahnen, nicht jener Unmasse von übertriebenen und gewissermaßen vergoldeten Berichten zu glauben, die besonders von den verschiedenen Auswanderungsagenten ausgehen, oder doch durch ihre Vermittelung in kleinen Brochuren und größeren Beschreibungen Brasiliens und der verschiedenen

deutschen Colonien dieses Landes in die Welt gesandt sind, und eigentlich nur den Zweck haben, den Auswanderungslustigen auswanderungs*toll* zu machen.

Wer sein Auskommen in Deutschland hat, wer sich noch irgend in der Heimath regen und bewegen kann und dort noch genug verdient, um zu leben und seine Kinder zu erziehen, wandere überhaupt *nicht* aus, wenn er *meinem* Rathe folgen will. Es ist ein schwerer Schritt, das völlige Losreißen von Allem, was uns bis dahin lieb und theuer war, ein schwerer, bedeutsamer Schritt, und — das Schlimmste von Allem — nicht wieder zurückzuthun.

Sage mir Keiner — ei, ich habe Geld genug, und wenn es mir *drüben* nicht gefällt, kann ich ja jeden Augenblick wiederkommen. — Es ist nicht wahr, und mit diesem scheinbaren Troste hat sich schon gar Mancher betrogen. Der einmal Ausgewanderte mag Geld genug übrig behalten haben; er mag auch selber im Stande sein — und gewiß ein *sehr* seltener Fall — wieder in die alten Verhältnisse der Heimath, denen er sich entrissen hat, einzutreten; aber er thut es doch nicht, denn eine falsche Scham verhindert ihn daran. Er denkt an die spöttisch lächelnden Blicke ihm sonst ganz gleichgültiger Menschen, denen er bei

seiner Rückkunft begegnen müßte, und die ihn alle fragen würden: „Nun, war es hübsch in Amerika? — Das ist ja geschwind gegangen.“

Viele Menschen scheuen sich leider weit weniger davor, selbst eine schlechte Handlung, als Etwas zu begehen, durch das sie sich lächerlich machen, oder von dem sie wenigstens fürchten, daß sie verspottet werden könnten, und einmal erst auf amerikanischem Boden, zögern sie, wenn es irgend möglich ist, so lange mit dem Rückschritt, bis er ihnen abgeschnitten wurde.

Es mag sich auch Niemand täuschen, wenn er, glänzenden Beschreibungen nach, in Brasilien ein leichteres Fortkommen zu finden erwartet, als in anderen fremden Ländern und Welttheilen. Ein fruchtbares tropisches Land giebt allerdings reiche Ernten, erfordert aber auch dafür so viel mehr Arbeit, denn die Bäume, die gefällt werden müssen, stehen um so viel dichter und dicker, und so viel mehr Schwierigkeiten hat es, das wuchernde Unkraut zu entfernen, oder nur wenigstens niederzuhalten, daß es nicht in wenigen Wochen die Mühen vieler Monate vernichtet.

Die leidigen Palmen, die ebenfalls so Viele veranlassen, ihr Bündel zu schnüren, um sich ein-

mal in ihrem Schatten von Mosquitos zerstechen zu lassen, sind — besonders in Süd-Brasilien — das Zeichen keines guten Bodens, und der Landbauer vermeidet sich dort anzubauen, wo er viele Palmen findet. Ist es also nicht unumgänglich nöthig, zwingen den Deutschen nicht die Noth oder die Verhältnisse allen Ernstes dazu, sein Vaterland zu verlassen, so soll er sich um Gotteswillen nicht durch lügenhafte Berichte und seine eigene Phantasie verleiten lassen, in einen fremden Welttheil auszuwandern. Es ist höchst unbequem und kostet sehr viel Geld, eine Unmasse nutzloses Gepäck und altes Geschirr in Kisten und Kasten mit auf Reisen zu nehmen; da aber lieber noch immer die unförmlichsten Kisten und Kasten, ganze Schränke voll alten Eisens und irdenen Geschirrs, als eine einzige kleine Gehirnkammer voll Phantasie; denn das ist das gefährlichste Gepäck, das der Auswanderer nur bei sich führen kann.

Der Bauer und Arbeiter hat Nichts, gar Nichts mit der Phantasie zu thun, und wer denn doch einmal sein Vaterland verlassen will, um sein „Glück" in einem fernen Welttheil zu versuchen, wer doch einmal fest entschlossen ist, der alten, lieben Heimath — die er wahrscheinlich nie

wiedersieht — den Rücken zu kehren, der mache sich vor allen Dingen auf recht harte und schwere Arbeit gefaßt; der bedenke, daß er, wenigstens die ersten Jahre, in einem wilden Lande alle die Genüsse und Bequemlichkeiten entbehren muß, an die er — und wenn sein Leben das bescheidenste in Deutschland war — gewöhnt gewesen, und daß ihn in fremden Welttheilen nicht Kopf oder Phantasie, sondern nur seine Arme und Fäuste über Wasser halten müssen.

Wer dann aber unter solchen Bedingungen und mit solchem Entschluß die Heimath verläßt und sich als Protestant nicht an die katholische Willkür dieses Landes stößt, der wandere getrost nach dem Süden von Brasilien aus, wenn er überhaupt Vertrauen zu diesem Lande hat, und lasse sich nicht durch ein paar alberne Menschen, die Mord und Zeter über Brasilien schreien und die Verhältnisse gerade so schildern, als ob man gleich nach seiner Ankunft geschunden und gebraten würde, abschrecken, brasilianischen Boden zu betreten.

Er glaube aber auch nicht den dabei interessirten Menschen, die ihm goldene Berge und diamantene Aussichten versprechen. Die Auswanderungsagenten sind wie die Ausschreier an einer

Thierbude auf der Messe. Sie interessiren sich nur für die Menschen, die noch draußen stehen und die sie aus vollem Halse dem Nachbar zu entziehen und in die eigene Bude hineinzubringen suchen. Sind sie erst einmal drin und haben ihr Entrée oder Kopfgeld bezahlt, dann bekümmern sie sich nicht im Geringsten mehr um sie, und ob sie sich darinnen befriedigt fühlen, oder schimpfen und über Betrug schreien, bleibt sich vollständig gleich — die Bude giebt Nichts wieder heraus.

Um Gotteswillen lasse sich aber kein Deutscher, und lebe er in noch so drückenden Verhältnissen, bewegen, in Deutschland irgend einen, noch so günstig lautenden Contract mit brasilianischen Pflanzern oder Privatpersonen zu unterzeichnen, denn nur ein Schurke und Seelenverkäufer kann dem armen Arbeiter dazu rathen. Der Deutsche kennt die brasilianischen Verhältnisse nicht — er kann sie nicht kennen, und alle solche Contracte lassen eine verschiedene Deutung zu, der gegenüber der Verpflichtete stets verrathen und verkauft ist, und sich nur zu oft gebunden in den Händen eines gewissenlosen Herrn findet.

Wo der Staat selber dem Auswanderer eine Garantie bietet, darf er ihm glauben, denn Brasilien ist nicht mit den übrigen südamerikanischen

Republiken zu verwechseln, in denen über Nacht eine andere Regierung am Ruder sein kann, die sich nicht im Geringsten an das gebunden glaubt, was ihre Vorgänger versprochen. Der brasilianische Staat hat auch ein allgemeines Interesse an den Einwanderern, durch die sich das ganze Land hebt und einen höhern Werth bekommt. Der Privatmann dagegen, besonders der brasilianische Pflanzer, schiert sich den Henker um den Nutzen, den er dem ganzen Lande bringt, indem er deutsche Arbeiter auf seine Kosten herüberkommen läßt. Er will auch von dem Arbeiter selber wieder Nutzen ziehen, und was aus einem solchen armen Teufel dann herauszupressen ist, das wird herausgepreßt, ob er und seine Familie auch darüber zu Grunde geht.

Nur der freie Arbeiter kann in Brasilien, mit Fleiß und Ausdauer, sein Glück machen; der durch Contracte gebundene ist von vornherein ein Sclave, und es kann unseren deutschen Landsleuten nicht laut und oft genug zugerufen werden: Bindet Euch nicht — unterzeichnet keinen Contract mit fremden Landeigenthümern und wenn sie Euch auf dem Papier auch goldene Berge versprechen. Es ist Alles Lüge und Hinterlist,

und laßt Ihr Euch dennoch bethören, so habt Ihr Euch Euer späteres Unglück auch selber zuzuschreiben, und könnt keinem Menschen darüber Vorwürfe machen.

7.

Heimfahrt von Rio de Janeiro nach Bordeaux.

Wieder an Bord! wieder einmal auf einer Heimfahrt nach langer, langer Zeit der Trennung von allen meinen Lieben, und zwar an Bord eines großen Dampfers, von allen Bequemlichkeiten der civilisirten Welt umgeben, allen Beschwerden und Entbehrungen der wilden Länder, die ich durchstrichen, enthoben. Alle Gefahren sind freilich noch nicht überstanden, denn das Meer hat ebenfalls seine Tücken, und erst neulich wieder einmal bewiesen, was es vermag, als es selbst den Great Eastern wie einen Spielball durcheinander schüttelte. Hat man sich aber erst einmal eine Meile auf See herumgetrieben, so sind Gefahren unterwegs gerade das Letzte, an das man überhaupt denkt, bis sie wirklich

heranrücken, und dann ist es auch noch vollkommen Zeit, um sich mit ihnen zu beschäftigen.

Was für ein wonniges Gefühl das ist, so Alles hinter sich zu haben, was für ein wonniges Gefühl, den Bug des guten Schiffes dem Vaterland zugewendet zu sehen und mit Sicherheit schon den Tag bestimmen zu können, an dem man hoffen darf, den Fuß an Land zu setzen.

Der französische Dampfer Guienne war übrigens ein ganz ansehnliches und sehr hübsches Fahrzeug, und die Räumlichkeit schien vollständig genügend, selbst für eine so lange Fahrt, die man in dieser Jahreszeit auf 22—24 Tage von Rio de Janeiro nach Bordeaux schätzte.

Auf Deck selber drängten sich indessen alle Stände der menschlichen Gesellschaft bunt und rücksichtslos durcheinander, Officiere, Beamte; Damen mit Crinolinen und barmherzige Schwestern ohne; Matrosen, Aufwärter, Kammerfrauen, Bootsleute und Herren mit Reisetaschen und gelben Koffern. Keiner schien einen bestimmten Platz zu haben oder haben zu wollen, und die Verwirrung wurde noch größer, als ein kleiner Dampfer vom Lande abkam, den letzten Besuch zu bringen. Jetzt schienen alle Bande der Ordnung gelöst, und während ganze Sammlungen

von durch den Regen aufgeweichten Hutschachteln, mit Koffern, Kisten und Mantelsäcken, von den Leuten des Dampfers gefaßt und, ohne viel zu fragen, in den untern Raum gestaut wurden, schienen immer nur noch mehr Menschen an Bord zu strömen.

Da ertönte plötzlich das Zeichen der Glocke, baldige Abfahrt versprechend, und Alle, die kein gutes Gewissen hatten und der Ueberzeugung lebten, daß sie nicht an Bord gehörten, schreckten viel eifriger aus ihrer bisherigen Ruhe auf, als es nöthig gewesen wäre. Der kleine Dampfer nahm die meisten an Bord; Andere hatten selber kleine Boote mitgebracht, und noch waren nicht zehn Minuten vergangen, als unsere Schiffsgesellschaft zu dem richtigen Maß herabgeschwunden schien. Jetzt läuteten auch die Glocken der Kellner, zum Mittagsessen rufend, und während ich noch am Deck blieb, der schönen Bay von Rio de Janeiro ein letztes Lebewohl zuzurufen, fanden sich unten sämmtliche Passagiere zu dem willkommenen Mahl ein. War es doch der erste Schritt zu voller Ruhe, zu vollem Frieden nach aller der Aufregung der letzten Tage, und wurde deßhalb auch von sämmtlichen Passagieren als eine Art von Taube mit dem Oelzweig betrachtet.

Es ist in der That ein nicht unbedeutender Lebensabschnitt für alle Passagiere, und sehr bedeutend war er für mich selber, der ich ja mit dem Einschlagen der Räder das fremde Land wahrscheinlich für immer hinter mir ließ, und meiner eigenen Heimath wieder entgegenfloh. An Bord konnte ich mich dabei von den gehabten Strapazen ordentlich ausruhen, und auch zugleich meine in den letzten Monaten bös versäumten Arbeiten wieder aufnehmen.

Der französische Dampfer war außerordentlich hübsch und bequem gebaut, die Cajüte sogar sehr elegant eingerichtet, mit einer Anzahl auf Holz gemalter wunderhübscher und interessanter Landschaften. Außerdem hatte er noch eine ungemein große Bequemlichkeit vor dem englischen voraus, und zwar die Ueberdachung der Seiten, unter der es erlaubt war zu rauchen, während man auf den englischen Steamern bei Regenwetter rettungslos nach dem heißen und nicht einmal ordentlich geschützten Maschinenraum flüchten muß, wenn man es wagen will, eine Cigarre anzuzünden.

Eben so ist, ganz thörichter Weise, auf den großen englischen Steamern sogar das Rauchen

auf dem Quarterdeck, abaft the mammast oder hinter dem großen Mast, verboten, der einzige Platz nämlich auf dem ganzen Dampfer, wo einer Dame, die selbst das Rauchen in freier Luft nicht vertragen kann, der Dampf nicht beschwerlich fallen könnte, da er hinten abzieht.

Eine merkwürdige Verschiedenheit herrscht dabei in dem ganzen Charakter der englischen und französischen Seeleute auf diesen Dampfern. Die englischen Capitaine und Officiere sind allerdings eben so freundlich und anständig gegen die Passagiere, wie die französischen, und zwischen diesen wäre kein so großer Unterschied zu finden, wenn man die etwas größere Lebhaftigkeit der letzteren abrechnet. Desto auffälliger ist es aber bei den Seeleuten, die an Bord des französischen Schiffes von dem geschäftigen Ernst des englischen Matrosen gar Nichts wissen, sondern an Allem, was auf dem Schiffe vorgeht, den lebendigsten Antheil nehmen, und ununterbrochen lachen und ihre Späße mitsammen haben. Selbst beim Essen halten sie keinen Frieden, und während Einer von ihnen eine komische Rede hält und ganz ernsthaft mit seinem Löffel dazu gesticulirt, trommelt ein Anderer den Tact dazu auf einem zinnernen Teller,

oder trompetet auf den beiden zusammengehaltenen Händen.

Wo Einer den Andern dabei necken, oder ihm einen kleinen unschuldigen Streich spielen kann, thut er es mit dem größten Vergnügen, und wenn es die Officiere, selbst im Dienst, sehen sollten, so amüsiren sie sich eben so darüber, und es fällt ihnen nicht ein, die Leute durch höchst unnöthige Strenge zu quälen.

Am Steuer hinten — wo allerdings kein Officier die Leute im Auge behalten, aber vorn an seinem eigenen Kompaß im Moment sehen kann, sobald sie ihre Pflicht versäumen, stehen zwei Matrosen. Neulich hatte sich ein Affe losgerissen und verkroch sich bei ihnen; im Nu waren Beide dahinter her, den Dampfer so lange sich selber überlassend, denn der Affe interessirte sie natürlich bedeutend mehr, und der Dampfer steuerte sich so ausgezeichnet, daß man ihn recht gut sich einmal ein paar Minuten selber überlassen konnte.

Jede Arbeit wird mit Lachen und Erzählen gethan, aber darum nicht minder rasch und ordentlich.

Doch nun wieder auf unser erstes Mittagsessen zurückzukommen, so nahm das für viele der Passagiere ein ganz anderes Ende, als sie gehofft hatten. Draußen blies nämlich ein ganz tüchtiger

Südwind, den wir in der Bay natürlich nicht spüren konnten, so lange wir noch von dem hohen Südufer geschützt waren. Kaum hatten wir aber den Zuckerhut passirt, so fühlte das überdies etwas lange und schmale Boot die Macht der Wellen, und fing ganz wacker an zu schlimpern.

Die Damen standen fast augenblicklich vom Tisch auf und zogen sich in ihre Cajüten zurück, und selbst von den Herren folgten viele dem Beispiel — vielleicht nur aus Galanterie, vielleicht aus anderen, mehr egoistischen Rücksichten.

Je weiter wir hinauskamen, je schärfer wurde das Schaukeln, oder eigentlich mehr Schwanken von einer Seite zur andern, und die Seekrankheit brach jetzt in voller Wuth aus. Am furchtbarsten war eine Anzahl von Portugiesen damit behaftet, vor deren Gesellschaft ich mich überhaupt schon lange gefürchtet hatte, und von den Thaten dieser Leute kann man sich wirklich keinen Begriff machen.

Ein Seekranker nimmt überhaupt weder auf einen Menschen, noch auf die Gesetze der Reinlichkeit Rücksicht, und nun gar noch ein portugiesischer Seekranker. Es ist für diese Nation übrigens bezeichnend, daß auf englischen Schiffen, besonders auf water-closets, die Gesetze der Rein-

lichkeit **nur** in portugiesischer Sprache angeschlagen sind — keineswegs ein Compliment für die Vertreter derselben.

Die ganze spanische Race Süd-Amerikas, obgleich sie auch sehr viel Gutes hat, sagt im Umgang dem Europäer nicht besonders zu, und wenn er sich nicht vollkommen bei ihnen einbürgert, wird er sich nie wohl bei ihnen fühlen. Eben so geht es mit den Brasilianern, die so ganz andere Sitten und Lebensweise haben, daß es dem Fremden ungemein schwer wird, sich dahinein zu finden. Zehntausend Mal lieber will ich aber mit einem Brasilianer verkehren, als mit einem Portugiesen, obgleich auch die Letzteren im Ganzen einen gutmüthigen und harmlosen Charakter haben und immer freundlich und gefällig gegen den Fremden sind. Ist es aber mein Schicksal gewesen, daß ich blos mit solchen Portugiesen zusammengekommen bin, von denen es mir stets das größte Vergnügen machte mich wieder zu trennen, oder ist es ein allgemeiner Fehler, aber ich fand sie im Durchschnitt roh, schmutzig und überlaut, und kann zu meiner Bekräftigung hinzufügen, daß sämmtliche **Nicht**-Portugiesen an Bord vollkommen meiner Meinung waren.

Um gerecht zu sein, muß ich aber auch geste-

hen, daß es nicht an Ausnahmen fehlte, und wir hatten unter dem Schwarm ein paar recht nette und ordentliche Passagiere. Nichtsdestoweniger zählten wir die Stunden, wo wir sie in Lissabon an Land setzen konnten.

Der französische Dampfer legt auf seiner Tour zwischen Rio de Janeiro und Bordeaux in Bahia, Pernambuko, St. Vincent und Lissabon an, und unser erstes Ziel Bahia erreichten wir am Sonntag den 29., wo wir die Stadt in der Nacht erreichten und am nächsten Tage Kohlen einnehmen sollten. Den Passagieren war es indessen frei gestellt, an Land zu gehen, und ich benutzte natürlich die Gelegenheit, mir Bahia etwas mehr in der Nähe zu betrachten. Aber lieber Gott, was kann man von so kurzem und flüchtigem Aufenthalt profitiren — höchstens einen allgemeinen Eindruck, der noch dazu an einem Sonntage gar nicht so besonders ausfallen kann.

Die Stadt liegt an einer ziemlich hohen und steilen Uferbank und ist jedenfalls zu einer Zeit angelegt, wo man nicht die geringste Ahnung hatte, daß sie sich je vergrößern würde, man hätte sonst die hohen und schroffen Ufer sicherlich anders und besser benutzt.

Schon in Rio de Janeiro war es mir dabei

aufgefallen, daß man die Häuser in diesen doch eigentlich tropischen Ländern nichts weniger als dem Klima angemessen baut. Da sieht man keine Verandahs und hohe offene Portale, durch welche die Luft nach Willkür ab- und zuströmen kann. Fast irgend eines der Häuser in Rio könnte recht gut in Hamburg oder Hannover stehen, und würde sich dann eben so leicht zur Ofenheizung einrichten lassen, und so warm im Winter sein, wie es in Rio de Janeiro selber heiß und schwül im Sommer ist. Noch auffallender war mir diese, für ein heißes Klima völlig unpraktische Bauart der Häuser in Bahia, das auch nicht im Entferntesten einer tropischen Stadt gleicht. Bei dem sehr ungünstigen Terrain sich auszubreiten, und dem Werth, den der Grundbesitz mit der Bedeutung der Stadt gewann, thürmte man die Häuser nur höher und höher auf, und jetzt stehen dort festgeschlossene und gelb angestrichene Gebäude mit fünf und sechs Stockwerk hoch, ja oft eines über dem andern an dem steilen Bergeshang hinauf.

Wenn hier einmal ein Erdbeben den Boden schüttelte, oder der Nachbarschaft nur einen einzigen gelinden Stoß versetzte, wie da die hohen, steil aufgebauten Häuser übereinander poltern und stürzen und die Leute in den engen Straßen zer-

schmettert und begraben würden! Da wäre keine Rettung mehr, weder aus noch ein, und das Verderben müßte furchtbar sein.

Ich stieg die steilen Straßen in die Höhe, und bin überzeugt, daß es für den, frisch von Europa kommenden Fremden kaum einen interessanteren Platz in Amerika geben könnte, zum ersten Mal den Fuß an Land zu setzen, als hier, und sich in einer andern neuen Welt zu finden. Es war, wie schon gesagt, ein Sonntag, und die Geistlichen, von denen es in Bahia eine Legion geben muß, schienen alle unterwegs. Da man aber in den steilen Straßen Bahias keine Droschken oder Fuhrwerke haben kann, so bedient sich, wer ein Beförderungsmittel braucht, der Sänften, die auf höchst eigenthümliche Weise getragen werden. Die Sänfte ist sehr leicht gebaut, mit einem Rohrstuhl darin. Unter dem Boden hin gehen aber zwei eiserne Träger, die sich an der Sänfte vorn und hinten hinaufbiegen und zu einem einzelnen Griff auslaufen, den sich der Neger auf die Schulter legt. Immer zwei tragen diese Sänften, indem sie sich mit der Schulter unter diesen ausstehenden Griff bücken, und sich aufrichtend, damit abmarschiren. Allerdings ist die Sänfte mit Gardinen

verhangen, aber sie wehen durch den Luftzug aus, und lassen den Getragenen leicht erkennen.

Heute Morgen schienen nun alle diese Sänften von den Dienern der Kirche, von den „Knechten Gottes“ in Anspruch genommen zu sein, die sich in frommer Demuth von zwei schwitzenden Sclaven in ihre Kirche tragen ließen — möglicher Weise, um eine Predigt über das Thema zu halten: „Liebet Euren Nächsten wie Euch selbst“ — oder „Was Du nicht willst, das man Dir thu’, das füg’ auch keinem Andern zu.“ — Wunderliche Welt mit ihrer göttlichen Vollkommenheit in Allem, wo die Natur sich selber überlassen blieb, und ihrem tollen Widerspruch, wo das eitle Menschenkind selber denken und regieren will.

Bahia ist, was ich wenigstens in der kurzen Zeit davon sehen konnte, ohne den geringsten Prunk gebaut, aber mit einer wahren Unzahl von Kirchen versehen, so daß es, besonders vom See aus, den Eindruck macht, als ob immer je zehn oder zwölf Häuser ihre eigene und Privat-Cathedrale hätten. Genau wie Quito scheint die ganze Stadt nur aus Kirchen erbaut zu sein, deren Zwischenraum man nachher mit Gebäuden und Waarenhäusern ausfüllte.

Eleganz fand ich übrigens in Bahia in den

Brunnen, deren ich mehrere und zwar sehr geschmackvolle in Bronze fand. Augenscheinlich war es französisches Fabrikat, aber vortrefflich ausgeführt und eine Zierde für die Stadt. Einer derselben, dessen ganz gleiche Abgüsse sich aber in verschiedenen Theilen der Stadt fanden, war besonders charakteristisch und stellte einen zusammengekrümmten Alligator vor, der eben einen Fisch gefangen hat, und den Kopf emporhebt, um ihn in den Rachen fallen zu lassen. Der Fisch macht dabei das Maul auf, aus dem jedenfalls eine Fontaine beabsichtigt war herauszusteigen. Gegenwärtig stieg sie allerdings nicht. Uebrigens sind wenige Städte besser für Wasserleitungen gelegen, und besonders in den tiefer angebrachten Brunnen kann man gewiß einen starken Wasserdruck hervorbringen.

Unten in der Stadt war der Markt, wo sehr wenig Früchte und gar keine Blumen, aber desto mehr Affen, Papageien, Perroquets und Reisvögel feil geboten wurden. Von hier aus werden dann auch die meisten Einkäufe für Europa von solchen kleinen Thieren gemacht, obgleich es nicht leicht ist, sie aus diesem Klima, besonders im Herbst, nach Europa überzuführen.

Oben auf der Hochebene von Bahia ist noch

ein sehr hübscher öffentlicher Spaziergang angebracht, von dem man eine reizende Aussicht über das Meer, den Hafen und die gegenüberliegenden Ufer der Bay hat. Sonst sind die Straßen der Stadt eng und schmutzig, und die Häuser selber — wo ich einmal einen Blick hineinwerfen konnte, sahen eben nicht besser aus. Dazu wimmelt es im wahren Sinne des Worts von Negern auf der Straße, denn zu Fuß sieht man nur sehr wenig Leute umhergehen.

Leider blieb unser Dampfer nicht lange genug liegen, eine größere Excursion zu erlauben, denn wir nahmen nur Kohlen und eine Quantität Passagiere für Pernambuko ein, und gingen Nachmittags um 3 Uhr schon wieder weiter. Uebrigens machte ich es in der kurzen Zeit doch möglich, vier Affen und sechs kleine Papageien zu kaufen.

Meine Mitpassagiere schienen das Nämliche gethan zu haben, denn als ich an Bord zurückkam, begrüßte mich ein wahrhaft betäubendes Geschrei von Papageien, Affen und allem andern nur denkbaren Ungeziefer. Das Verdeck sah ordentlich grün von lauter Papageien aus, und große und kleine gerechnet, müssen wir weit über 150 Stück an Bord gehabt haben.

Der Dampfer lief zur bestimmten Zeit pünktlich wieder aus; was wir aber noch, außer Affen und Papageien, an Bord genommen, sollten wir bald zu unserem Schrecken erfahren, denn schon am nächsten Abend entwickelte sich ein junger brasilianischer Tonkünstler, der etwa drei Stunden lang das überdies leidende und furchtbar verstimmte Pianino mißhandelte, und dann, als er sämmtliche Passagiere aus dem Salon hinausgespielt, noch zum Ueberfluß eine Anti-Cremoneser Geige vorholte, und triumphirend bis etwa Abends um 9 Uhr auf ihren Saiten herumstrich und kratzte.

Zu unser Aller Heil ging der furchtbare Mensch — ein richtiger grüner Junge von etwa drei bis vier und zwanzig Jahren, aber so unverschämt, als ob er eben so viele Funfzig zählte — am nächsten Tage in Pernambuko wieder an Land, und ich segnete unser Geschick, als ich ihn und seinen Koffer mit dem Geigenkasten in eines der Boote hinablassen sah.

Pernambuko ist allerdings eine weit tropischere Stadt, als Bahia, denn schon ehe man die Stadt selber erreicht, zeigen die Ufer Nichts als dichte, prachtvolle Cocospalmenwälder. Pernambuko ist auch in der That das eigentliche Heimathland der Cocospalme, wie aller tropischen Früchte Amerikas,

da es tief und etwa 8 Grad Süder-Breite liegt; gerade eben so wie das, nur durch seinen äußerst fruchtbaren Boden noch mehr begünstigte Java.

Pernambuko ist auch viel mehr im Charakter einer tropischen Stadt erbaut, mit offenen luftigen Häusern und Verandahs, und freundlichen Gärten um jede Wohnung. Da die ganze Gegend reich bewässert ist, fehlt es derselben auch nicht an diesem kühlen Element, und es soll sich dort ganz angenehm leben lassen. —

Mit ihrer Passagierfahrt sind die französischen Dampfer genau so eingerichtet und abgetheilt wie die englischen. Es giebt nur erste und zweite Klasse, in der ersten Klasse aber drei Unterschiede, die sich jedoch nur allein auf die Schlafstellen oder Cojen beschränken. Im Uebrigen haben alle Passagiere der ersten Klasse gleiche Rechte und gleichen Tisch.

Der Passagepreis von Rio de Janeiro bis Bordeaux ist erste Cajüte allein in einer Coje 1625, mit Zweien zusammen 1250 und mit Vieren 1005 Francs inclusive Wein zum Frühstück, Mittagessen und lunch, den man sich auf den englischen Steamern selber kaufen muß. Der Passagepreis von Europa nach Rio de Janeiro ist aber, der bedeutenden Concurrenz und der

in Europa weit billigeren Lebensmittel wegen, auch viel mäßiger gestellt, und kostet nur von Bordeaux nach Rio de Janeiro für die drei Abtheilungen 1500, 1125 und 875 Francs.

Auf dem zweiten Platze, ebenfalls mit Beköstigung, kostet die ganze Reise von Bordeaux nach Rio de Janeiro — ja zu dem nämlichen Preis bis Buenos Ayres — 350 Francs, und umgekehrt von Rio de Janeiro nach Bordeaux 450 Francs.

Ich hatte einen Platz in einer Cajüte zu Vieren genommen; man denke sich aber das Leben in einer solchen, besonders bei heißem Wetter, nicht überangenehm, noch dazu, da man nie vorher wissen kann, mit welcher Gesellschaft man da zusammenkommt. Brasilianer wie Portugiesen sind auf der Reise (und eigentlich nicht allein auf der Reise) furchtbar faul, liegen am Liebsten den ganzen Tag, die Luft vergessend, in ihren Cojen, spucken in Einem fort, und werden bei jeder nur irgend passenden oder nicht passenden Gelegenheit seekrank.

Dank der Freundlichkeit der an Bord Angestellten hatte ich mich aber über keine jener Unannehmlichkeiten zu beklagen, und verbrachte meine Zeit so angenehm, wie es auf einer Heimfahrt, auf einem mit allen möglichen Bequemlichkeiten

ausgestatteten Dampfer und bei dem schönsten Wetter nur irgend möglich ist.

Bei unserer Abfahrt von Pernambuko gewannen wir noch einen prächtigen Ueberblick über den eigentlichen Hafen der Stadt, der durch ein natürliches, weit auslaufendes Felsenriff gar merkwürdig gebildet wird. Dadurch kommt die Stadt selbst unmittelbar an das Meer zu liegen, dessen Brandung sie aber nicht erreichen kann, sondern sich draußen an dem natürlichen Felsendamm bricht.

Von Pernambuko aus verließen wir nun zum ersten Mal Amerika und hielten, in N.-O.-Richtung quer über den Atlantischen Ocean hinüber, den afrikanischen Inseln zu. Das Leben an Bord eines solchen Dampfers ist indessen entsetzlich monoton; die Leute wissen gewöhnlich gar nicht, was sie mit sich über Tag anfangen sollen, und spielen Karten, Schach, Puff, oder lesen, oder räkeln sich auch wohl auf den verschiedenen Sophas herum.

In dem letzten Geschäft wußte besonders ein sehr angesehener Brasilianer Etwas zu leisten, der mit zwei Damen an Bord war, und den ganzen Tag, wenn er nicht eine Partie Whist spielte, in den unglaublichsten Stellungen auf allen Schaukelstühlen und settées herumlag. Ein Yankee selbst

hätte in dieser edlen Kunst Etwas von ihm profitiren können, und das will viel sagen.

Mir selber verging die Zeit, wie immer an Bord, außerordentlich rasch, denn ich arbeitete den Tag über, und Abends spielten wir regelmäßig eine Parthie Whist. Glücklicherweise hatte ich auch an Bord ein paar sehr nette Deutsche gefunden; mit den Franzosen ließ sich ebenfalls gut verkehren, und so verging mir die sonst etwas lange Fahrt leicht und angenehm genug.

Am 3ten, Abends 1/2 9 Uhr, passirten wir die Linie und erreichten am 8. October, Morgens etwa 10 Uhr, Vincent, eine der Capverdischen Inseln, wo wir Kohlen einnehmen sollten.

In St. Vincent hatten wir nun gehofft an Land zu kommen, denn der Aufenthalt an Bord, während Kohlen eingenommen werden, ist ein wirklich trostloser. In St. Vincent aber, nahe der Westküste Afrikas und in steter Verbindung mit Senegambien, hielten es die Behörden für zu gefährlich, unser von Rio de Janeiro aus der gesundesten Jahreszeit herauskommendes Dampfboot anlegen zu lassen, oder wenigstens den Passagieren zu erlauben, an Bord zu gehen. Wir wurden richtig in Quarantaine gelegt, obgleich wir nicht einen einzigen Kranken an Bord hatten;

die Kohlenträger kamen aber ungefährdet heran, und eine Menge Boote mit Affen, Papageien und sehr schlechten Federblumen und Matten legten ebenfalls langseit, um an die Passagiere abzusetzen, was sie eben loswerden konnten.

Mit den Booten war aber auch eine Anzahl Neger gekommen, die um das Schiff herschwammen und mit ungeheurer Fertigkeit nach kleinen, ihnen in das Wasser geworfenen Geldstücken tauchten. Stücken von der Größe eines Silbergroschens brachten sie jedesmal in der Hand an die Oberfläche, ehe sie im Stande waren tief wegzusinken.

Es was wirklich interessant zu sehen, wie die kräftigen dunklen Gestalten manchmal so tief in die See hinabtauchten, daß sich ihre Körper nur noch als ein schimmernder Punkt erkennen ließen, und dann mit lachendem Gesicht emporschnellten, das Silberstück in der emporgehobenen Hand. Die Burschen verdienten sich übrigens in ganz kurzer Zeit recht hübschen Tagelohn, denn eine Menge Leute warfen ihnen Etwas zu, und nur wenige Stücke gingen ihnen verloren. War aber einmal ein Stück gefunden und gezeigt, so kam es in die einzige Tasche, die sie bei sich führten, ihre Jackentasche, denn ihr Mund mußte zum Portemonnaie dienen.

St. Vincent bietet einen nichts weniger als freundlichen Anblick; die Berge sind schroff, steil und kahl, und waren nur jetzt, da es dort, als etwas sehr Seltenes, einmal geregnet haben sollte, mit einem dünnen Anflug von Grün bedeckt. Die Umrisse der Insel sind übrigens außerordentlich malerisch, und haben, von Süden kommend, eine wirklich frappante Aehnlichkeit mit der, Tahiti gegenüberliegenden Insel Morea oder Imeo.

Früchte bekamen wir in St. Vincent ebenfalls nur sehr wenige an Bord, denn die Insel erzeugt selber fast gar Nichts, und was die Leute zum Verkauf bringen, kommt von dem gegenüberliegenden St. Antonio, oder gar von Senegambien, wo mit der dort befindlichen französischen Colonie eine stete Dampfverbindung unterhalten wird. Ein kleiner Dampfer läuft regelmäßig zwischen St. Vincent und Morée und steht mit dieser Linie in so genauer Verbindung, daß Passagiere von dort jeden Monat hier zur rechten Zeit eintreffen, um ihre Reise entweder nach Rio de Janeiro oder nach Europa fortzusetzen.

Auch wir bekamen eine nicht unbedeutende Zahl von Passagieren für Bordeaux, unter Anderen einen prächtigen französischen Marine-Officier, der dort 2½ Jahr im Innern des Landes

stationirt gewesen, und einen deutschen Pater — wahrscheinlich aus dem Elsaß, der einen kleinen französischen Pater als eine Art von Trabanten mit sich führte. Der Erstere, eine lange, hagere Gestalt, logirte in der Cajüte, der Andere, eine kleine, kurze und dem Gesicht nach etwas blödsinnige Persönlichkeit, im Vordeck, und es sah gar wunderlich aus, wenn der kleine Pater Mittags in seinem schwarzen langen Rock im Deck zwischen den Matrosen saß und sein frugales Mahl verzehrte. Er schien das Leben aber schon gewöhnt, und verbrachte seine Zeit vortrefflich mit der fast ununterbrochenen Lectüre eines kleinen Gebetbuches.

Von St. Vincent gingen wir, mit einer wirklichen Decke von Kohlenstaub überzogen, Punkt vier Uhr wieder ab, und zwar zwischen dieser Insel und St. Antonio hinaus.

Zwei Abende vorher, und zwar erst unter zehn Grad nördlicher Breite, sah ich meinen alten lieben Nordstern wieder, und wie hatte ich mich danach gesehnt! Unter der Linie deckte aber immer dünnes nebeliges Gewölk den nördlichen Himmel. Erst am 13. Abends, unter 33 Grad N. Br., bekamen wir aber den großen Wagen in Sicht.

Von St. Vincent war unser nächstes Ziel nun

erst wieder Lissabon — mit der freundlichen Aussicht einer neuen Quarantaine. Unser Cours lag gerade durch die Canariden hindurch, und am 12. Morgens sichteten wir den Pik von Teneriffa, den wir heute glücklicherweise bei guter Laune, und vollkommen klar und wolkenfrei sahen.

Links davon lag die allbekannte Insel Ferro, ein hoher Berg, der in die Wolken hineinstieg — und über den unsere schlauen deutschen Geographen noch immer ihren Meridian ziehen. Die Längengrade reichen dabei von 1—360 um den ganzen Erdball herum, und bringen Jeden zur Verzweiflung, der einen wirklich praktischen Nutzen in ihren Karten sucht.

Recht deutlich habe ich das wieder hier an Bord gefunden, wo wir den neuen Stieler'schen Atlas (Gotha bei Gustav Perthes) hatten, und wo es vorkam, daß wir manchmal Berechnungen verschiedener Entfernungen nach Längengraden machen wollten, und es jedesmal unmöglich fanden. Nicht allein, daß eine Karte nach Ferro, eine nach Paris, eine nach Greenwich eingetheilt ist, auf vielen steht nicht einmal angegeben, wo ihr Meridian gezogen wurde, und nur langweilige Vergleiche hätten das zuletzt herausgestellt. Wir

werden es später jedenfalls noch einmal dahin bringen, Alle nach Greenwich zu rechnen, denn alle unsere Seefahrer führen englische Nautische Handbücher, aber bis dahin müssen unsere Herren Geographen noch so lange als möglich am alten Zopfe hängen, und so viel Verwirrung, als nur irgend möglich, anrichten.

Nachdem wir Ferro etwas weiter zur Linken gelassen, segelten wir ziemlich gerade auf den Pik selber zu, und fuhren dann zwischen Teneriffa und der gegenüberliegenden Insel Gomera durch.

Teneriffa ist eine sehr bedeutende Insel, aber, wenigstens auf der ganzen Strecke, die wir übersehen konnten, vollkommen leer von Bäumen, wenn auch eine Menge kleiner Städte darüber hingestreut lagen. Ich selber habe wenigstens viel mehr Städte als Bäume darauf gesehen.

Und weit hinter uns ließen wir das Land; die See war fast spiegelglatt, und das wackere Boot machte tüchtigen Fortgang. Glückliche Fahrt! in angenehmer Umgebung, fröhlicher, guter Gesellschaft und auf der Heimreise — welches größere Glück könnte ein Mensch verlangen!

Am 15. Nachmittags endlich näherten wir uns dem Continent. „Land!" ging der fröhliche Ruf über Deck, und dort drüben lagen die

kahlen Uferberge Portugals — lag das alte Europa wieder, mit all' seinen Schwächen und Vorzügen, mit all' seinen lieben, lieben Erinnerungen.

Ich konnte mich nicht satt an den eben nicht schönen Uferbergen sehen, und hätte am Liebsten gleich hier an Land springen mögen. Dagegen sorgte aber die hohe Gesundheitspolizei, die unsern Dampfer, als wir uns der Stadt Lissabon näherten, augenblicklich in Quarantaine legte, und keine Seele, ausgenommen die Passagiere für Lissabon, nach dem gegenüberliegenden Quarantainehause hinüber, von Bord ließ.

Lissabon liegt, vom Tajo aus gesehen, wirklich reizend, und eine Perle des ganzen Ufers ist das alte maurische Schloß, unmittelbar über dem wir ankerten. Mächtige Gebäude ragten dabei über die niederen Häuser der Stadt hinüber, und oben in den Hügeln lag das freundliche Cintra mit seinen Thürmen und Springbrunnen.

Das war aber auch Alles, was wir von der Herrlichkeit sehen sollten, und das Ganze kam mir fast so vor, als ob Einem in einem Diorama von Weitem ein hübsches Bild gezeigt würde — nur Nichts anfassen.

Und doch wird mir Lissabon stets eine ange-

nehme Erinnerung bleiben, denn hier wurden wir unsere portugiesischen Mitpassagiere los, und machten einen sehr guten Tausch mit anderen. Außerdem nahmen wir noch an Fracht eine Partie Korkballen mit, für die Weinhändler in Bordeaux.

Und weiter schnaubte der Dampfer hinaus, jetzt an der portugiesischen, am nächsten Morgen an der spanischen Küste hinauf, weiter und weiter hinein in das treulose und tückische Biscayische Meer, das aber für uns nur ein Lächeln und eine wolkenreine Stirn hatte. Kein Lüftchen regte sich, die See war spiegelglatt, und wie kann das hier toben und wüthen und grimmige Wellen schlagen!

Weiter und weiter flog das wackere Boot, und am 19. October Morgens liefen wir in die Garonne ein, und dampften den wundervollen Strom mit günstiger Fluth und Brise rasch hinauf.

Was für freundliche Ufer der Strom hat, und wie wohl dem wegmüden Wanderer diese ächte europäische Scenerie mit ihren grünen Hügeln und Rebengärten, ihren traulichen Dörfern, ihren Parks und saftgrünen Wiesen thut!

Station Bordeaux! — mitten zwischen dem großstädtischen Leben dieses bedeutenden Handels-

plazes, und einer Anzahl von Schiffen und Dampfern auffahrend, legten wir den Zelten gegenüber an, die errichtet waren, die Bagage der Passagiere in Empfang zu nehmen. Nirgend in der Welt können aber die Steuerbeamten liberaler mit dem Passagiergut der Fremden umgehen, als hier, und die ganze Sache war in außerordentlich kurzer Zeit abgemacht.

Leider hatten wir den Schnellzug nach Paris um etwa eine halbe Stunde versäumt, und ich mußte die Nacht in Bordeaux bleiben.

Mit Einem meiner Reisegefährten, mit dem ich die ganze Tour zusammen nach Frankfurt machen wollte, ging ich deßhalb noch eine Stunde spazieren und sah mir, da gerade ein großer Markt oder eine Art Messe war, das tolle Meßtreiben der französischen Künstler an. Am nächsten Morgen sechs Uhr ging der Zug nach Paris ab; ich habe nie im Leben eine frohere, glücklichere, angenehmere Fahrt gehabt als diese. Abends um zehn in Paris und wieder drei oder vier Stunden zu spät für den direkt anschließenden Zug — aber was that's; Paris war schon werth, einen Tag darauf zu verwenden.

Den Abend besuchten wir noch ein deutsches Kaffeehaus, um vielleicht Landsleute dort zu fin-

den. Mein Reisegefährte traf einen Bekannten, ich wurde ihm vorgestellt, und als er meinen Namen hörte — erfuhr ich, daß ich kein Weib — keinen eigenen Herd mehr habe, und das — war mein Willkommen in der Heimath.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. 2. Aufl. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 8. 2 Bde. broch. $2^{1}/_{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1^{5}/_{6}$ Thlr.

In eleganteſtem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2^{1}/_{3}$ Thlr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Professor an der höhern Handelsakademie in Pesth. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Aus dem Frauenleben. Zweite Auflage der Novellen. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Burton und Speke's Reisen in Arabien und Ost-Afrika. Nach den neuesten Entdeckungen bearbeitet von Dr. Karl Andree. Mit 8 Tonbildern und sehr zahlreichen eingedruckten Holzschnitten. Nebst einer Karte von Afrika. 2 Bde. broch. 6 Thlr.

Eberty, Dr. F., Die Sterne und die Erde. Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit. Nach der 6. Auflage der engl. Uebersetzung des Werkes: „Die Gestirne und die Weltgeschichte." In's Deutsche zurückübersetzt von W. von Voigts-Rhetz. 8. broch. 10 Ngr.

Ernesti, Louise, Geld und Talent. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gundling, Jul., Deutsche Hiebe. Oesterr. und Preuß. Soldatengeschichten. 2 Bde. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Guseck, Bernd v., Girandola. Novellen. 4 Bde. Zweite Auflage. 8. broch. 3 Thlr.

Guseck, Bernd v., Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{3}{4}$ Thlr.

Guseck, Bernd v., Der erste Raub an Deutschland. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächs. Superintendent und Pastor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöser Erbauung für alle Lebensverhältnisse evangelischer Christen. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. 1⅓ Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 1¾ Thlr.

Hamilton, Anthony Graf, (Supplement zu Thomas Babington Macaulay's Geschichte von England.) Memoiren des Grafen Grammont. Der englische Hof unter Karl dem Zweiten. In deutscher Uebertragung nebst geschichtlichen Erläuterungen nach englischen Quellen. Octav-Ausgabe. broch. 1⅓ Thlr. Sedez-Ausgabe. broch. 1 Thlr.

Heine, Wilhelm, Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore C. Ringgold und Commodore J. Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853 bis 1856. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 28 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Ansichten, Portraits ꝛc. in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt in der F. A. Brockhaus'schen geogr. artist. Anstalt. 3 Bde. Lex.-8. broch. 9¾ Thlr.

Heine, Wilh., Wanderbilder aus Central-Amerika. Skizzen eines deutschen Malers. Mit einem Vorwort von Friedrich Gerstäcker. Zweite Auflage. 8. broch. 1¼ Thlr.

Heine, Wilh., Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnographische Schilderungen von Land und Leuten. gr. 8. broch. 1 Thlr. 26 Ngr.

Heine, Wilh., Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 10 vom Verfasser aufgenommenen Ansichten in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt von Eduard Kretzschmar. 2 Bde. Lex.-8. broch. 6 Thlr.

Hinrichs, Dr. H. F. W., ordentlicher Professor an der Königl. Universität zu Halle. Die Könige. Entwickelungsgeschichte des Königthums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Zweite Auflage. (Unveränderter Abdruck.) gr. 8. broch. 2⅓ Thlr.

Horn, Uffo, Aus drei Jahrhunderten. 1690. 1756. 1844. Historische Novellen. Zweite veränderte Auflage. 8. broch. 2 Thlr.

Klencke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein kulturhistorischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Lippard, Georg, Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Fünfte Auflage. 8. broch. 2 Thlr.

Livingstone, Dr. David, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika während eines sechzehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von Dr. H. Lotze. Nebst 23 Ansichten in Tondruck und zahlreichen Holzschnitten, 2 Karten und 1 Portrait. gr. 8. 2 Bde. broch. 5⅓ Thlr.

Mökern, Philipp van, Ostindien, seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner. Resultate eigener Forschungen und Beobachtungen an Ort und Stelle. Deutsche Original-Ausgabe. gr. 8. 2 Bde. broch. 4 1/4 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Reisen in die Felsengebirge Nord-Amerikas bis zum Hochplateau von Neu-Mexico. Mit 12 vom Verf. aufgenommenen Landschaften und Abbildungen in Farbendruck. 2 starke Bde. Lex.-8. broch. 6 Thlr. 24 Ngr.

Möllhausen, B., Der Halbindianer. Erzählung. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Neigebaur, J. F., Die Südslaven und deren Länder in Beziehung auf Geschichte, Cultur und Verfassung. gr. 8. broch. 2 1/2 Thlr.

Neumann, H., Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Gedicht. 8. broch. 25 Ngr.

Opitz, Theodor, Nikolaus Lenau. Eine ausführliche Charakteristik des Dichters nach seinen Werken. 8. broch. 8 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Professor, Flora im Winterkleide. Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und einem Titelbilde in Tondruck gezeichnet von C. Merkel. Zweite Auflage. 8. In Umschlag cartonnirt. 1 1/4 Thlr.

Roßmäßler, E. A., Reiseerinnerungen aus Spanien. Mit Landschaften in Tondruck und Abbildungen in Holzschnitt, nebst einer Karte. Zweite unveränderte Auflage. 8. Zwei Bände. broch. 2 5/6 Thlr.

Roßmäßler, E. A., Die Versteinerungen, deren Beschaffenheit, Entstehungsweise und Bedeutung für

die Entwickelungsgeschichte des Erdkörpers, mit Hervorhebung von Repräsentanten der geologischen Epochen. Mit 7 lithogr. Tafeln und eingedruckten Holzschnitten. 8. broch. $1^1/_4$ Thlr.

Schmid, Dr. G. V., Historisches Taschenbuch oder chronologische Uebersicht der Welt- und Culturgeschichte. Zweite vermehrte Aufl. 8. broch. 6 Ngr.

Sigismund, Carl, Natur und Landbau im innigen Zusammenhange. Praktische Winke für den den deutschen Landwirth. Mit einem Vorwort von E. A. Roßmäßler. Zweite Auflage. 8. broch. 16 Ngr.

Souvestre, Emile, Der Philosoph in der Dachstube. Tagebuch eines Glücklichen. Deutsch von Dr. A. Diezmann. Von der Akademie der Wissenschaften zu Paris gekrönte Preisschrift. Dritte Auflage. Ausgewählte Schriften. Erster Band. 8. broch. 15 Ngr.

Souvestre, Emile, Aus dem Leben eines Handwerkers. Deutsch von P. H. Sillig. Zweite Auflage. Ausgewählte Schriften. Zweiter Band. 8. broch. 15 Ngr.

Sternberg, A. von, Künstlerbilder. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sternberg, A. von, Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Verena, Sophie, Ein Sohn des Südens. 8. 2 Bde. broch. $2^1/_4$ Thlr.

Wallace, Sigismund, Licht- und Schattenbilder aus Asien, Afrika und Europa. Zweite Auflage. 8. 3 Bde. broch. 3 Thlr.
